It. sing. 1422 k/3

Xerokopieren aus konservatorischen Gründen nicht erlaubt
Nur im Lesesaal benützbar

03. Juli 2000

<36610557850011 S

<36610557850011

Bayer. Staatsbibliothek

Reisen

in

Südrußland

von

J. G. Kohl.

„Naso Tomitanae jam non novus incola terrae
„Hoc tibi de Getico littore mittit opus.“
Ovid.

Dritter Theil.

Zur Charakteristik der pontischen Steppen. — Bemerkungen über die russischen Leibeigenen und ihre Herren.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1847.

BIBLIOTHEK DER K. K. STAATS-REALSCHULE IM IV. BEZ. WIEN
AUF DER WIEDEN
Wb/62/1405

Ba... ...che
Staat... ...iothek
MÜNCHEN

BIBLIOTHEK DER K.K.
STAATS-

Zur

Charakteristik der pontischen

Steppen.

„Pace tua, si pax ulla est tua, Pontica tellus,
„Finitimus rapido quam terit hostis equo,
„Pace tua dixisse velim, tu pessima duro
„Pars es in exsilio, tu mala nostra gravas,
„Tu neque ver sentis cinctum florente corona,
„Tu neque messorum corpora nuda vides.
„Nec tibi pampineas autumnus porrigit uvas,
„Cuncta sed immodicum tempora frigus habent.
„Tu glacie freta vincta tenes, et in aequore piscis
„Inclusus tecta saepe natavit aqua.
„Nec tibi sunt fontes, laticis nisi paene marini;
„Qui potus, dubium est, sistat alatne sitim.
„Rara nec haec felix in apertis eminet arvis
„Arbor, et in terra est altera forma maris.
„Non avis obloquitur, nisi silvis si qua remotis
„Aequoreas rauco gutture potet aquas.
„Tristia per vacuos horrent absinthia campos
„Conveniensque suo messis amara loco est.

Ovid.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Oberflächengestaltung.

— „et in terra est altera forma maris."
Ovid.

Die Gestaltung der Oberfläche eines Erdflecks ist größtentheils ein Resultat der Bewegungen und Umformungen, welche unter ihm im Inneren der Erdrinde statthatten, und ein Abdruck der Bauart dieser letzteren. Wo nun in einem Lande bei Bildung der Erdrinde die neptunischen und vulcanischen Kräfte in gewaltigem Kampfe mit einander rangen, diese die verschiedensten Stoffe aus den Tiefen emporhoben, jene umformend, niederreißend, zerschneidend und abrundend sich über das Gehobene dahinstürzten, jene das aus den Wassern Niedergeschlagene dann zerspalteten und zerrissen, diese mit neuen Niederschlägen und Alluvionen wiederum theilweise die Blasen, die Aschenkegel, Spalten und Hervorsprudelungen des Feuers bedeckten, da zeigt sich denn, wie im inneren Baue, so auf der Oberfläche der Erdrinde eine große Manchfaltigkeit der Gestaltung. Alsdann kommen auf dieser theils die verschiedensten Stoffe zu Tage — Granite, Kalkerden, Sand, Mergel, Thone und andere stets und in kurzen Entfernungen mit einander abwechselnde Stein- und Erdarten — theils zeigen

Bayerische Staatsbibliothek München

sich die manchfachsten Grade und Stufen der Hebungen, indem einige Puncte der Erdrinde bis zur Schneelinie, andere bis zu den Wolken, noch andere kaum bis über die Staub- und Nebelregionen der untersten dichtesten Luftschichten, wiederum andere nicht einmal bedeutend über die Oberfläche des Meeres erhoben werden, — theils endlich bilden die gehobenen Massen die verschiedenartigsten Formen, indem sie bald wie große Bänke oder ausgezackte Mauern aufgeworfen, bald in Blasen oder Kegeln gehoben wurden, bald als Pyramiden oder Würfel erscheinen, indem sie bald sich auseinanderreißen und vereinzeln, bald in großen Massen zusammenlegen und dabei Einschnitte, Thäler, Mulden, Klüfte und Kessel der verschiedensten Größen und Verhältnisse formiren.

Durch eine so gestaltete Oberfläche werden alsdann Pflanzen-, Thier- und Menschenleben auf die verschiedenste Weise bedingt. Das Klima wechselt bedeutend, und Thier- und Pflanzengeschlechter wechseln mit ihm. Unter den Menschen bilden sich die buntesten Gegensätze der Nationalität aus, und Cultur, Sitte, Verkehrsweise und Geschichte eines solchen Landes zeigen das variirteste Bild.

Wo dagegen auf einem Erdflecke die Massen auf dem stoffeschwangeren Chaos in ruhig sich folgenden Tempos ununterbrochen arbeitend sich niederschlugen und, nur den Gesetzen der Schwere folgend, in parallelen Schichten horizontal sich über einander legten, wo also kein Durchwühlen und Umwerfen stattfand, da zeigt sich dann auch sowohl in der Form als im Stoffe der Oberfläche eine große Einförmigkeit und als Folge derselben nur geringe Manchfaltigkeit in der Pflanzen-, Thier- und Menschenwelt und ihrer Geschichte.

Im letzten Falle befinden sich die Steppen, und insbesondere die bezeichneten südrussischen im Norden des schwarzen Meeres. Die Thon-, Lehm- und Kalksteinschichten haben sich hier in so großer Ausdehnung weit und breit ruhig eine über der anderen niedergelassen, daß innerhalb ihrer ganzen großen Gränzlinie, zwischen den Karpathen, dem Pontus, dem Kaukasus, dem Ural und dem mittleren hügeligen Rußland, auch nicht eine einzige Wirkung vulcanischer Thätigkeit auf der Oberfläche sich bemerkbar macht, obgleich kleine Spuren davon allerdings in den von Krementschug und den dniepr'schen Porogen aus landeinwärts streichenden niedrigen Granitrücken vorkommen. Die Niederschläge haben sich nicht nur völlig ungestört gebildet und herabgelassen, sondern sind auch seitdem ruhig liegen geblieben, ohne von vulcanischen Spalten und Einbrüchen durchfurcht zu werden. Die Kräfte, welche sowohl bei ihrer uranfänglichen Gestaltung, als bei ihrer späteren Umformung ausschließlich thätig gewesen zu sein scheinen, sind die Bewegungen des Wassers, und es kommt nun darauf an, den Erfolg dieser neptunischen Einwirkungen, wie er sich auf der Oberfläche der Steppen zeigt, etwas näher zu betrachten.

So eben nämlich, im Ganzen und Großen genommen, die Steppen sich in Vergleich mit vielen, ja den meisten Gegenden der Erdoberfläche zeigen, so sind sie doch sehr weit entfernt von dem Ideale, welches man von einem vollkommen ebenen Lande aufstellen könnte, und bieten keineswegs solche ununterbrochene und vollkommen in ganz gleichem Niveau stehende Ebenen dar, wie z. B. manche Deltaländer, oder wie die Pampas und Llanos Südamerikas In ihrer ursprünglichen Anlage mögen sie allerdings ununterbrochen eben gewesen sein. Da sie aber,

anders als die genannten Länder, nicht als flache Niederungen, sondern als 20 bis 30 Klaftern über dem Meere erhabene Plateaus niedergeschlagen wurden, so veränderten die Strömungen der großen Urfluthen, die jetzt quellenden Flüsse und das Regenwasser ihre Oberfläche vielfach und zerschnitten die Steppenplateaus durch viele darin ausgebildete Furchen, Schluchten und Thäler in eine Menge von Würfeln, Kuppeln und Bergen, die alle von derselben Höhe sind und in langgezogenen Gewölben neben einander liegen. Obgleich diese Höhen und Vertiefungen, mit denen anderer Länder verglichen, sehr unbedeutend sind, so erscheinen sie doch in den Steppen nicht so, und da hier oft die unbedeutendsten Erhebungen, die bei uns nicht beachtet werden würden, eine eigenthümliche Bedeutung für den Menschen gewinnen, so lohnt es sich der Mühe, sie näher in Erwägung zu ziehen.

Die Steppenbewohner haben alle die kleinen Nuancen des Bodenreliefs aufgefaßt und bestimmte Namen für sie ausgeprägt, die wir hier gleich gesammelt vorausschicken, um im Voraus eine Vorstellung von der Manchfaltigkeit der Bodengestaltung der Steppe bei aller ihrer verschrieenen Einförmigkeit zu geben. Es sind die Limans, die Balki, die Dollinas, die Obruiwi, die Wuipolotsch, die Stawoks, Gorbocks und Gorbotschoks.

Die neptunischen Kräfte, welche alle die mit diesen Worten bezeichneten Formen hervorgebracht haben, sind das abfließende Regenwasser, die Flüsse und Quellen, so wie endlich die Meereswogen, und wir mögen daher jene Bildungen unter den danach sich darbietenden drei Abtheilungen betrachten.

Das Meerwasser arbeitet jetzt nur noch an der

Formirung des mit ihm gränzenden Steppenrandes. Der Flüsse, die nicht als abfließendes Regenwasser betrachtet werden könnten, sind wenige. Das Regenwasser aber fällt mächtig und häufig auf die ganze Oberfläche der Steppen herab und ist wohl ohne Zweifel als die vornehmste Gewalt anzusehen, welche bei Umgestaltung derselben noch jetzt thätig ist.

1) Veränderung der Oberfläche durch Regen.

Der Regen und das geschmolzene Schneewasser stehen bei starken Niederschlägen auf den großen Flächen und flachen Wölbungen der Steppe oft eine Zeit lang mehre Zoll hoch still. Ein kleiner Theil von ihnen zieht in den Boden, sammelt sich in den unterirdischen Wasserbehältern über dem in der Tiefe liegenden blauen Thone, oder über dem Granit oder sonst einer festen, undurchdringlichen Schicht und bleibt entweder in diesen Sammlungen, oder läuft in kleinen seltenen Quellen zu Tage hervor. Der meiste Regen aber fließt auf den großen langgezogenen Abhängen in einer unzähligen Menge kleiner, oft unbemerkbarer Rinnen in die Limans und Flußthäler hinab. Diese kleinen Regenwasserrinnen sind gewöhnlich so unbedeutend, daß sie kaum die Grasnarbe der Steppen hier und da angreifen, und die einzige Wirkung dieses so abfließenden Regenwassers besteht darin, daß es hier und da die im Ganzen eine Elle tiefe Fruchterde verändert und ihre Decke verschiebt, hier verringert, dort verstärkt. Man bemerkt dieß Abflözen der Fruchterde natürlich besonders in den beackerten und daher beständig gelockerten Steppengegenden nach jedem starken Regen, wo man immer bedeutende Massen frisch abgespülter fetter Erde in allen

Thälern und Vertiefungen zusammengeführt findet. In den allergeringsten Vertiefungen des Steppenbodens ist auf diese Weise allmälig eine Fruchterdeschicht mehre Ellen hoch zusammengeflözt worden. Ja in den bedeutenderen Thälern liegt die Fruchterde zuweilen mehre Klaftern hoch, wie man häufig bei Brunnengrabungen zu bemerken Gelegenheit hat.

Dieß Flözen ist indeß eine freilich im Ganzen sehr bedeutende, im Einzelnen aber sehr wenig bemerkbare, durch das Regenwasser bewirkte Veränderung der Bodenoberfläche. Eine andere von ihm veranlaßte Form, die mehr in's Auge fällt und ein größeres Interesse gewährt, bilden die von ihm überall in den Steppen eingeschnittenen tiefen und schroffen Schluchten, welche die Kleinrussen „Wuipolotsch" (Ausreißungen), die Großrussen aber „Ruitwina" (Einrisse) nennen.

Es unterscheiden sich diese Regenschluchten, welche eine in allen südrussischen Steppenländern allenthalben vorkommende Erscheinung sind, so sehr von den Flußthälern, sowie allen anderen vorkommenden Austiefungen, daß sie durchaus mit keiner anderen dieser Bildungen verwechselt werden können. Sie entstehen überall da, wo an dem Rande eines steilen Abhangs auf irgend eine Weise das Regenwasser immer auf dieselbe Stelle hingeführt wird. Solche Abhänge sind also z. B. das schroff abfallende Meeresufer und die Gehänge der Flußthäler, wenn sie, wie dieß hier fast nie der Fall ist, nicht flach verlaufen. An allen unter einem sehr kleinen Winkel abgedachten Bodenneigungen bilden sie sich aber nie, da hier vielmehr das Regenwasser auf jene oben beschriebene Weise abläuft.

Wo nun aber der Abhang steil ist, und das Regen=

wasser entweder in einer von der Natur gebildeten kleinen Vertiefung oder in einem von Menschenhänden gemachten Graben, oder auch nur in einer vom Pfluge gezogenen Furche oder einem etwas ausgefahrenen Wege an seinen Rand geführt wird, stürzt es anfangs mit großer Gewalt den Abhang hinab, beraubt ihn seiner Grasnarbe und frißt nun im Fallen beständig an dem weichen Erdreiche, welches mit fortgeschwemmt wird. Auf diese Weise entsteht anfangs nur ein kleiner Einschnitt oder Ausriß in dem Abhange. Da nun durch die oben auf der Steppe bleibende Vertiefung beständig wieder Wasser zu der innersten Ecke dieses Einrisses hingeführt wird, so wird er dann landeinwärts rückschreitend fortgesetzt, indem zu beiden Seiten, wo kein Wasserfall stattfindet, das Erdreich von selbst abblättert, nachfällt und von dem in der Rinne des Schnitts laufenden Wasser fortgespült wird. Es sind also diese Regenschluchten ganz und gar als Erzeugnisse rückwärtsschreitender Wasserfälle anzusehen. Da, wo das Wasser hinabstürzt, ist die Rinne auf mehre Klaftern völlig perpendiculär abgetieft, zu den Seiten geht es etwas minder steil zu der untersten Schluchtsohle hinab. Natürlich werden die Regenschluchten nie tiefer, als der Fuß des steilen Gehänges, in welches sie einschneiden, hinabgeht, und nur an ihrer Mündung sind sie so tief wie das Thal selbst. Von dieser Mündung steigt ihre tiefste Rinne bis zur innersten Spitze immer etwas hinauf, indeß nur äußerst allmälig und unter einem anfangs sehr geringen, nachher immer bedeutenderen Winkel. Jedoch ist natürlich nach dem Grade der Steilheit des Gehänges und nach dem Alter und der Ausbildung, welche die Schlucht erreicht hat, die Größe dieses Winkels verschieden.

Auf flachem oder schwachgeneigtem Boden kann, wie wir sagten, keine Regenschlucht entstehen. Natürlich ist es sehr wohl möglich, daß sie, wenn sie am Abhange begann, rückschreitend weit in die Fläche zurückläuft. Man findet daher die Enden recht alter Regenschluchten oft mitten in der Fläche, weit von allem Abhange entfernt, und hier ist es denn eben, wo diese gefürchteten Ruitwinas dem Verkehre der Menschen so gefährlich und hinderlich werden. Da man in der Regel an ihren Gehängen, die selbst dem geschickten Fußgänger unersteigbar sind, nirgends hinabfahren kann, so hemmen sie natürlich allen Verkehr, dessen Richtung ihre Länge durchschneidet. Es kreuzen sich daher an den Spitzen dieser Regenschluchten immer mehre Wege, die hier in einem Puncte zusammengedrängt werden.

Oft sind solche Schluchten mehre Werste, ja bis zu einer halben Meile lang. Von dieser äußersten Größe an giebt es ihrer nun von allen Längen bis zu der von wenigen Schritten hinab. Einige Schluchten scheinen gar nicht mehr rückwärts in's Land zu gehen, vermuthlich weil sie bis an's Ende der Vertiefung, welche ihrer Spitze Regenwasser zuführte, gelangten. Die meisten aber schreiten noch immer landeinwärts zurück. Dieses Rückschreiten mag bei den verschiedenen Schluchten mit sehr verschiedener Geschwindigkeit vor sich gehen, je nach der Größe des Wasser zuführenden Einschnitts und nach der Mächtigkeit des zugeführten Stromes, sowie nach der Periode der Entwickelung, in welcher sich eine Schlucht befindet. Doch läßt sich allerdings eine ungefähre mittlere Geschwindigkeit ermitteln und danach das Alter der Schluchten einigermaßen bestimmen*).

*) Man könnte ohne Zweifel auf diese Weise nach dem

Alle Regenschluchten sind natürlich bei der durchweg gleichen Höhe des Steppenplateaus auch überall im Norden wie im Süden gleich tief, etwa 100 bis 110 Fuß.

Zu den Seiten der Schluchten giebt es wieder andere kleine Vertiefungen, die in sie einmünden. Diese würden von selbst keine Schlucht gebildet haben, weil sie über keinen Abhang hinaus mündeten. Da aber die große Hauptschlucht sich zu ihnen hinanarbeitete und ihnen einen Abhang gewährte, so begann nun auch hier eine Schluchtenbildung. Es entstehen auf diese Weise zu den Seiten einer Hauptschlucht theils unzählige kleine Einrisse, theils

---

Alter der Regenschluchten auch ungefähr die Zeit bestimmen, seit welcher das Meer zum letzten Male die Steppenoberfläche verlassen hat. Ich wohnte eine Zeit lang in der Nähe einer zwei Werste (3400 Schritt) langen Regenschlucht, von der die Anwohner behaupteten, daß sie jedes Jahr etwa einen Schritt rückwärts schreite. Wäre dieß die Schnelligkeit der ganzen Ausbildung der Schlucht von Anfang an gewesen, so würde sie danach etwa vor 3400 Jahren begonnen haben, und das Meer könnte demnach seit 3400 Jahren nicht über der Steppe gestanden haben. Doch kann dieß natürlich kein allgemein giltiges Resultat geben. Da aber, sobald das Meer von der Steppe abtrat, und Regen darauf fiel, sogleich auch die Bildung von Regenschluchten beginnen mußte, und da durchaus jetzt keine Thätigkeit auf der Steppe wahrzunehmen ist, welche diese gleich nach dem Abtreten des Meeres begonnenen tiefen Schluchten verwischen konnte, da wir mithin noch jetzt die uranfänglichen Schluchten vor uns haben, so wäre es gewiß der Mühe werth, Beobachtungen über die Schnelligkeit des Rückschreitens der Schluchtenbildung zu sammeln, um daraus jenen Zeitpunct des Meeresablaufs annähernd zu bestimmen, und es wäre bei der großen Gleichmäßigkeit der Bildung der Steppe, bei der fast auf jedem Ende Dasselbe gilt, gewiß nicht schwer, zu einem nicht unwahrscheinlichen Resultate zu gelangen.

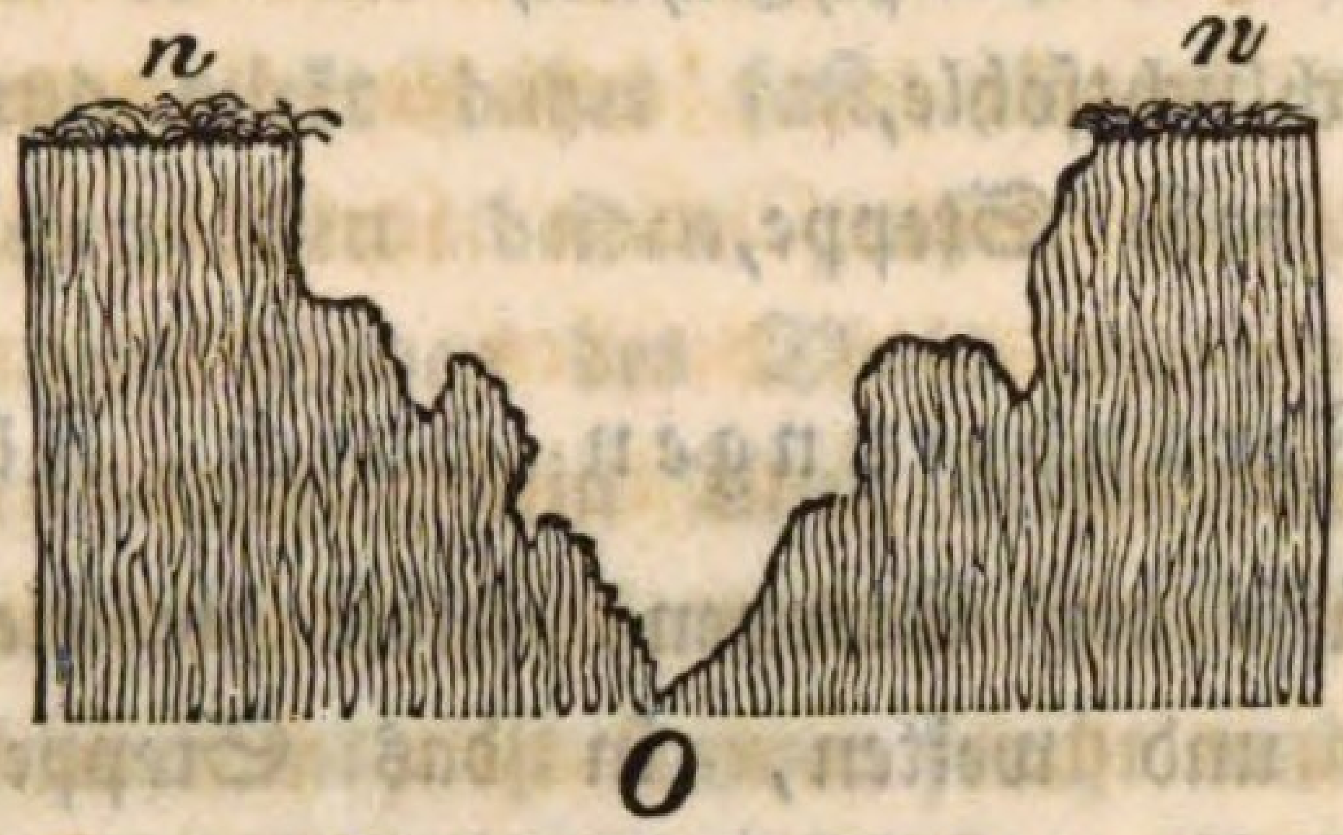
auch recht bedeutend verzweigte Nebenschluchten. Durch diese Verzweigung und Spaltung wird nun die wildeste Zerreißung des Bodens hervorgebracht, die Bildung weit vorspringender Vorgebirge, schmaler Kämme und Landzungen, die zu beiden Seiten schroffe Abstürze haben. Oft werden diese schmalen Rücken wieder in eine Menge von Kegeln durchsägt. Im Winter garnirt das Eis die ganze Schlucht rund umher mit gewaltigen krystallenen Zacken und Säulen. Es bauen sich Eisschichten von Wand zu Wand, und eine trügerische Schneedecke legt sich über diese oft morschen Brücken, die unter den vom Wege abirrenden Schlitten zusammenbrechen und in der Tiefe die Schmerzen und die Todesangst der armen Fuhrleute und Ochsen mit Schnee und Kälte begraben. Im Frühlinge aber stürzen selbst in die innersten Schluchtenwinkel kleine Wasserfälle hinein, und in der Tiefe braust ein schmuziger Schlammstrom, der bei den Schluchten in der Nähe der Städte noch widriger wird, da diese hier als Cloaken benutzt werden, in die man allen Unrath und das gefallene Vieh hinabstürzt.

Die Veranlassungen zur Bildung neuer Regenschluchten sind seit dem größeren Anbaue der Steppen weit häufiger geworden, wie sich schon aus dem Obigen schließen läßt. Es kommt vor, daß die große mittlere Furche der Aecker, wenn sie nahe an einem Abhange liegt, Anlaß zur Ausbildung einer großen Regenschlucht giebt, welche den Acker allmälig völlig zerstört. Bei Anlage der Gränzgräben muß man, wo es möglich ist, immer Rücksicht darauf nehmen; denn in kurzer Zeit reißt ein wenige Fuß breiter Graben zu einem weiten Erdspalt gähnend auf.

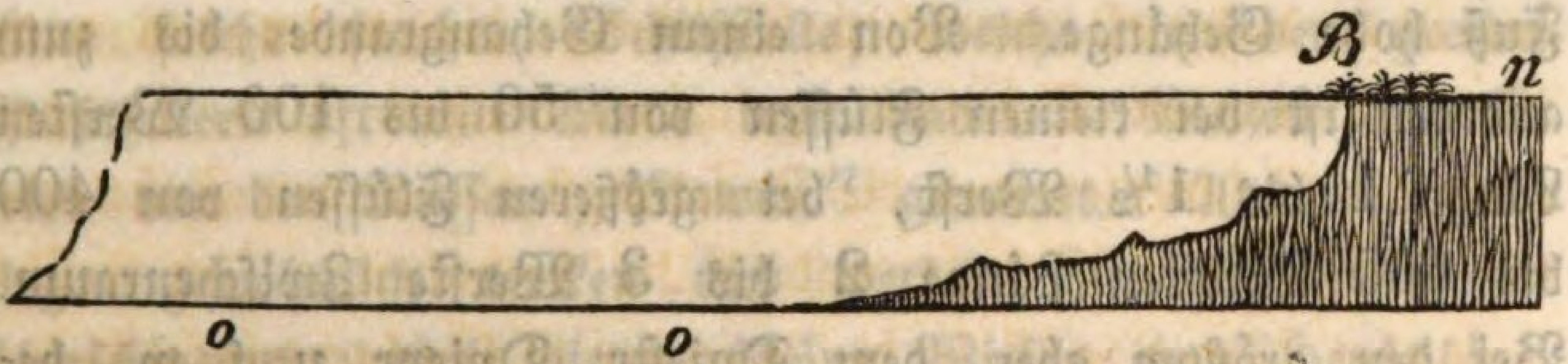
Dem Gesagten zufolge stellen sich Quer- und Längenauf-

riß, so wie der Umriß der Regenschluchten so dar, wie in folgenden Figuren:

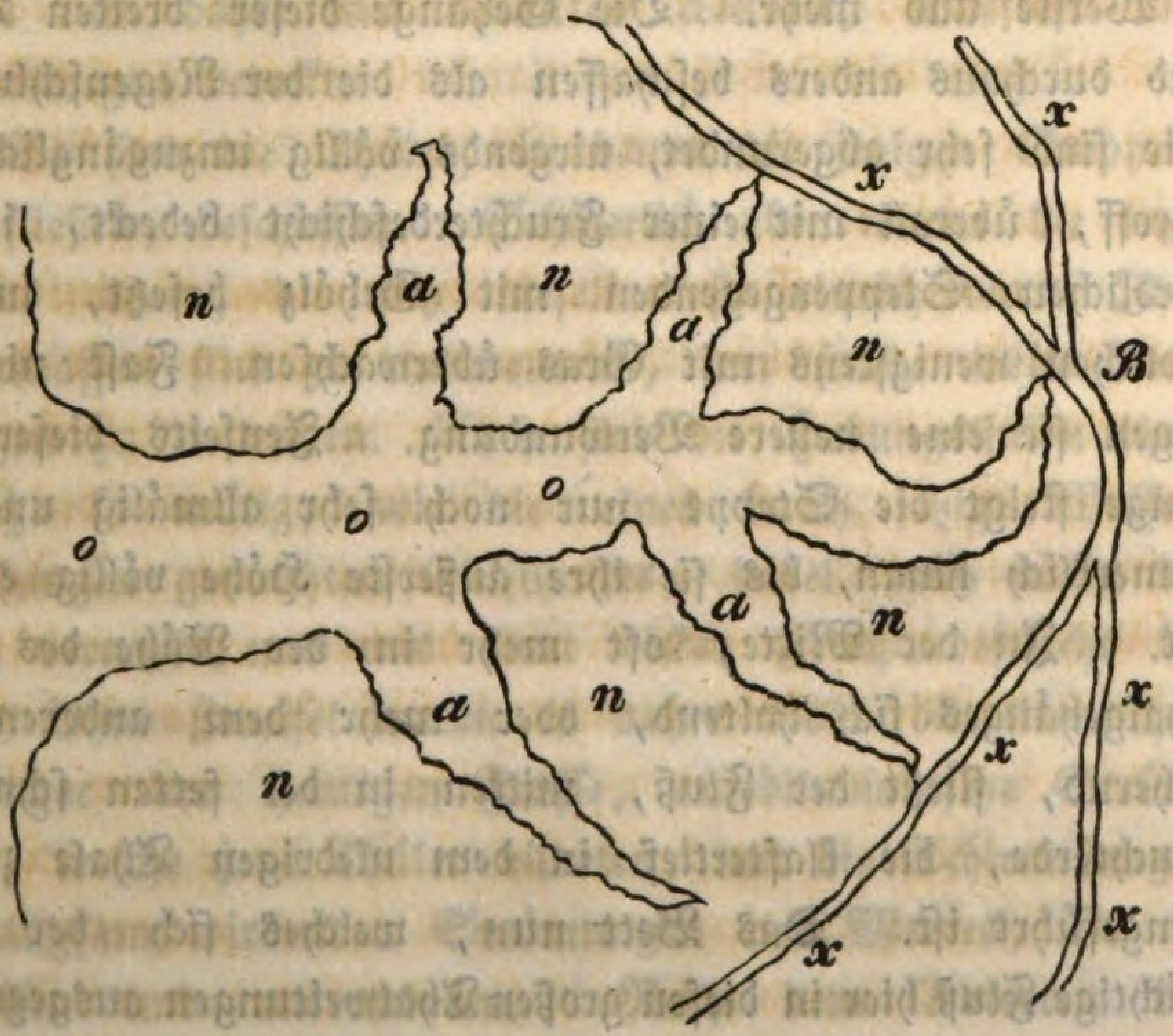
1) Queraufriß.



2) Längenaufriß.



3) Umriß.



B Punct des Wassersturzes,
x, x an ihm herumführende Verkehrsbahnen,
a, a, a Nebenschluchten,
o Schluchtsohle,
n, n hohe Steppe,

2) Veränderungen durch Flüsse.

Alle Flüsse der Steppen, selbst die kleinsten, fließen in sehr großen und weiten, in das Steppenplateau eingeschnittenen Thälern. Diese Thäler haben 100 bis 150 Fuß hohe Gehänge. Von einem Gehangrande bis zum anderen ist bei kleinen Flüssen von 50 bis 100 Wersten Länge 1 bis 1½ Werst, bei größeren Flüssen von 400 bis 600 Wersten Länge 2 bis 3 Werste Zwischenraum. Bei den größten aber, dem Dniestr, Dniepr u. s. w., beträgt die Entfernung des einen Ufers vom anderen 7 bis 8 Werste und mehr. Die Gehänge dieser breiten Thäler sind durchaus anders beschaffen als die der Regenschluchten. Sie sind sehr abgerundet, nirgends völlig unzugänglich und schroff, überall mit einer Fruchterdeschicht bedeckt, in den nördlichen Steppengegenden mit Gehölz besetzt, in den südlichen wenigstens mit Gras überwachsen. Fast nirgends zeigen sie eine neuere Verwundung. Jenseits dieser Gehänge steigt die Steppe nur noch sehr allmälig und fast unmerklich hinan, bis sie ihre äußerste Höhe völlig erreicht hat. In der Mitte, oft mehr in der Nähe des einen Thalgehänges sich haltend, oder mehr dem anderen sich nähernd, fließt der Fluß, mitten in der fetten schwarzen Fruchterde, die klaftertief in dem niedrigen Thale zusammengeführt ist. Das Bett nun, welches sich der ohnmächtige Fluß hier in diesen großen Thalweitungen ausgegraben,

hat gewöhnlich sehr schwach erhobene Ufer. Diese überschreitet derselbe freilich sehr häufig. Aber sehr selten oder nie tritt er an den Fuß jener hohen Thalgehänge hinan und wirkt daher fast nirgend verändernd auf sie ein. Zwischen den beiden großen Thalgehängen muß man nun auf dem Boden des Thals wiederum verschiedene Zustände unterscheiden. Ein Theil dieses Bodens ist vollkommene Niederung, wird von dem Flusse bei jedem Anschwellen überschwemmt, ist immer feucht und morastig und in der Regel mit dichtem Schilfe und Gestrüppe bedeckt. Eine solche feuchte Schilfstelle, welche in den großen Flußthälern oft eine Meile breit und viele Meilen lang ist, wird von den Russen „Plawna" genannt. Andere Theile liegen gewöhnlich trocken und werden nur im Frühjahre überschwemmt; diese bieten schöne Wiesen und Heuschläge. Wiederum andere sind endlich über alle Ueberschwemmungen erhaben und daher mit bebauten Aeckern, Dörfern und Verkehrswegen bedeckt.

So sind die Thäler, in denen die jetzigen Steppenflüsse fließen, beschaffen. Schwerlich aber waren die letzteren es allein, die sich dieselben so einrichteten. Ihre Wassermassen sind zu unbedeutend, um solche weite Austiefungen zu vollenden. Auch sind die Hebungslinien ihrer Gehänge so mälig, wie die eines durch jetzige Wassereinwirkungen gemachten Einschnitts, dabei auch völlig begras't, vernarbt und mit einer dicken Fruchterdeschicht bedeckt. Ohne Zweifel waren es daher wohl die titanischen Vorgänger der heutigen Flüsse, antediluvianische Strömungen, welche jene Thäler bildeten, und die Schwankungen und langsam wirkenden Strömungen des Meeres, die sie abschliffen und ausrundeten. Nach dem Abtreten des

Meeres wurde das so Ausgeschliffene und Gerundete dann den heutigen Flüssen überliefert.

Diese Ansicht, welche der Anblick der Steppenoberfläche bestätigt, würde dann drei Perioden der Bearbeitung des Steppenreliefs voraussetzen, nämlich:

1) eine Periode, die nach der horizontalen Niederschlagung der Schichten aus dem Chaos eintrat, wo die Steppe sich trocken legte, die Urgewässer auf ihr zum Meere hinabliefen und jene Flußthäler, die wir noch jetzt sehen, mit schroffen Gehängen auswuschen,

2) eine Periode, wo das Meer abermals chaotisch über sie hinaustrat und lange Jahrhunderte, alles Schroffe abrundend, mit seinen Schwankungen und Strömungen über sie hinschliff, und endlich

3) die Periode des jetzigen Zustandes der Steppe, in welchem nun erst jene neuen Einschnitte und Bildungen der Regenschluchten u. s. w. entstanden.

Durch das Zusammenlaufen mehrer Flußthäler, so wie durch das Kreuzen der Richtung kleinerer Nebenflußthäler mit denen der Hauptflüsse entstehen nun eben die Zerlegungen des flachen Steppenplateaus in eine Menge flachgewölbter Hügel und Berge und alle die verschiedenen Formationen der Bodenfläche, für welche die Steppenbewohner zur Verwunderung des Reisenden fast eben so viele verschiedene Benennungen wie die Gebirgsbewohner ausgeprägt haben, wie folgendes kleine Vocabularium zeigt.

Gorbok nennen sie einen Berg, Gorbotschok einen Hügel; Prigorbok einen Vorberg, ein Vorgebirge, wie es sich bei'm Vereinigungspuncte zweier Flüsse zeigt, Dollina ein großes Flußthal, Balka ein kleines, enges Flußthal und Rownoi eine meist völlig ebene horizontale Fläche.

3) Einwirkungen des Meeres, wie es heute begränzt ist.

Das ganze Meer, das die Steppe nicht mehr bedeckt und dabei auch bedeutend niedriger liegt als sie, kann daher nur auf die Strecke, mit der es an die Steppe gränzt, oder auf den Küstenrand der Steppe einwirken.

Die hohe Steppe, wo sie nicht von Flußmündungen ausgeschliffen ist, liegt durchweg fast überall gleich hoch, ungefähr 100 bis 150 Fuß über dem Meere, und bietet der Meeresbrandung eine schroffe Wand von dieser Höhe dar. Es ist daher klar, daß die Veränderungen, welche das Meer hier hervorbringen kann, im Ganzen nur unbedeutend sein können. Es kommen keine Einbrüche und tief eingehende Busen-Ausbildungen, wie an anderen flächeren Küsten in Deltaländern u. s. w. vor. Der einzige Einfluß, den das Meer auf die Küste übt, ist der, daß es hier und da vom Küstenrande herabgefallene Theile wegspült, oder durch eigene Unterspülung solches Herabfallen veranlaßt.

Die Küsten im Norden des schwarzen Meeres zeigen sich zum Theil sehr abgerundet, vollkommen vernarbt, mit alter Fruchterde bedeckt und mit Gras überwachsen, ganz so wie die alten oben beschriebenen Gehänge der Flußthäler. Zum Theil aber erscheinen sie auch ganz schroff abgerissen, ohne Gras und frisch verwundet, wie die schroffen Gehänge der Regenschluchten. Dieser zerrissene und angefressene Zustand des Ufers ist bei Weitem der häufigere, und der vernarbte seltener. Die abgerundete Küste ist nun wohl eine Bildung früherer Zeiten und tauchte eben so wie die abgerundeten Thalgehänge vor etlichen Jahrtausenden aus dem die

Steppe verlassenden Meere hervor. Die schroffe Küste dagegen ist wie die Regenschluchten ein Gebilde der jetzigen Zeit.

Die erste Veranlassung zum Annagen des Meeresufers gaben ohne Zweifel die Quellen, welche hier und da an dem Rande der Küste zum Meere hervortreten. Diese Quellen sind freilich meistens äußerst schwach. Armstarke sind die bedeutendsten *). Von dieser Stärke herab giebt es ihrer von allen Arten, bis zum kaum bemerkbaren Gerinnsel, das tropfenweise hervorsickert. Diese Quellen haben sich nun von weit landeinwärts liegenden Gegenden her durch die oberen lockeren Schichten der Steppe bis auf die unteren dichten Thonschichten hinab, auf denen sie zu Tage hervorkommen, Canäle gegraben.

Bei ihrem Durchbrechen unterspülen sie die besagten oberen lockeren Schichten, um so mehr, da in die entstandene Oeffnung auch das Meer noch zuweilen eindringt und sie ausweitet. Es brechen dann die so unterspülten oberen Schichten zuweilen in sehr bedeutenden Massen ab und fallen zum Meere hin um. Dieß Abbrechen und Umfallen oder Hinabsinken der gebrochenen Stücke geht auf eine höchst merkwürdige Weise vor sich. Es entstehen zuerst einige oder mehre Klaftern vom Küstenrande entfernt kleine schmale Risse im Erdreiche, welche jenem Rande ganz parallel laufen. Diese Risse vergrößern und vermehren sich nach und nach; nach einigen Tagen sinkt die Erde in der Richtung dieser Risse ein wenig ein, und endlich gleitet das ganze Bruchstück in der Größe, in welcher es

---

*) Auf der ganzen Strecke zwischen Odessa und dem Dniestrliman von 40 Werste Länge giebt es nur zwei Quellen von dieser Stärke.

durch die Risse bezeichnet war, gemach hinab, indem sich dabei beständig kleine und große Brocken von der gleitenden Masse trennen und an's Meeresgestade hinabpoltern. Das Hauptstück versinkt gewöhnlich, ohne, wie es allerdings zuweilen geschieht, vorn überzukippen und ohne in mehre Stücke zu zerfallen, ganz senkrecht in den Boden, so daß nachher nur ein mehr oder weniger großer Theil davon über denselben hervorragt.

Dieß perpendiculäre Absinken ist mit kleinen Hebungen verbunden. Während nämlich jenes Bruchstück hinabsinkt, hebt sich zu gleicher Zeit gewöhnlich das vom Meere bespülte Gestade, als wenn es empor- oder herausgedrückt würde, mehre Klaftern hoch, der Art, daß seine Oberfläche, die früher horizontal war, nun schräg nach innen zu geneigt wird, und daß es gegen das Meer zu, von dem es früher überspült wurde, einen schroffen Absturz bildet.

Wenn das gesunkene Stück sehr bedeutend war, so wird zuweilen nicht nur das niedrige Gestade des Meeres gehoben, sondern auch im Meere selbst treten alsdann zuweilen kleine Theile des Bodens empor, die dann rund herum vom Wasser umspült werden und kleine Gestadeinseln bilden. Man sieht zuweilen solche kleine, durch die sinkende Masse herausgedrückte Inseln von 50 Faden im Umfange und 20 Faden vom Gestade entfernt. Die Quellen werden bei solchen Abstürzen oft ganz verschüttet und fließen dann unterseeisch ab, oder kommen an anderen Stellen zu Tage.

Ablösungen und Einsinkungen der beschriebenen Art haben nun an einer und derselben Stelle der Küste oft mehre Male hinter einander in langen Zwischenräumen statt.

Wenn ein Absturz tief genug hinabgefallen ist und mit seinem Fuße die unter ihm befindliche Höhle ausgefüllt hat, so befestigt er sich eine Zeit lang, bewächst überall mit Gras und erzeugt auch andere Pflanzen, die er, so lange er einen Theil der hohen Steppe ausmachte, nicht hervorbringen konnte, die nun aber auf dem niedrigen Terrain, wo sie, von der hohen Steppe geschützt, ein milderes Klima finden, gut gedeihen, z. B. Hollundergebüsche, Weißdorn, Schlehdorn u. s. w. Die Gegend hat dann eine Zeit lang Ruhe. Wenn aber die Quellen und das Meer wieder neue Höhlungen auswuschen und einen Theil des Vorgeschobenen wegspülten, so wiederholen sich die Einstürze, und die Lage des früheren Einsturzes wird wieder verändert. Das von Neuem Abfallende sinkt oft tiefer als das Alte, oft minder tief, so daß es also dann verschiedene Abstufungen, Klüfte und Aufthürmungen an der Küste giebt, und der Steppenrand auf diese Weise äußerst zerrissen und zerstört erscheint.

Die Russen nennen das niedrige, vom Meere bespülte Gestade „niskaja mästa,“ die ganze zerrissene, zerstörte, zerbröckelte, zerflossene, abgestufte, theilweise gesunkene, theilweise gehobene Küste dagegen, von dieser niskaja mästa bis zum hohen Steppenrande, „Obruiwi,“ d. h. Abrisse*).

Wir haben diesen Vorgang in den beiden folgenden Figuren dargestellt.

Es sei A die hohe Steppe, B das Meer, E das Mee-

*) Sing. „Obruiwa,“ ein Abriß. Auch die in der Nähe vorhandenen Deutschen haben dieses Wort angenommen und sprechen z. B. so: „Treib' die Schweine in die Obruiwen,“ oder: „Es hat sich eine neue Obruiwe gebildet“ u. s. w.

resgestade, C eine durch Unterwaschung gebildete Höhle, D ein herabsinkendes Stück, F das neugebildete Gestade.

Die vielen zu verschiedenen Zeiten erfolgten Abstufungen, Zerklüftungen und Aufthürmungen in den Obruiwen an der Küste stellt folgende Zeichnung dar:

Die Obruiwen haben vom hohen Steppenrande bis zum Meeresstrande gewöhnlich eine Breite von 100 bis 200 Faden, manche aber auch eine solche von einer halben Werst. Die Menschen haben in ihnen Das, was sie oben verloren, unten wieder zu gewinnen gesucht. Fußwege führen überall in ihnen hin. Die Sauhirten treiben in den Obruiwen ihr grunzendes Vieh umher, welches das von Natur Zerrüttete noch mehr aufwühlt. Mit den Viehhirten hausen in ihnen die Dohlen, die Eulen, die Habichte, die Meerschwalben und sonstiges Gefieder in Menge, das an den schroffen Ufern sich Löcher ausarbeitet und in völlig unzugänglichen Nestern seine Jungen füttert. Bei den Dörfern und Städten führen treppenartig eingehauene Stiegen am schroffen Ufer zum Meere hinunter. In diesen Gängen sitzen dann hungerige Vögel anderer Art, die den Auf- und Absteigenden auflauern. „Daitje bädnomu Släpenku, Christi radi, daitje Släpenku!" (Gebt dem armen Blinden um Christi willen, gebt dem Blinden!) heißt es da. Die Bettler haben hier die Habichte und Eulen vertrieben. Da die Brunnen in den niedrigen Obruiwen leichter anzulegen sind als auf der hohen Steppe, so werden solche von den Anwohnern häufig darin gegraben, und bei Ovidiopol haben die Türken sogar einen Theil der Obruiwen des Dniestrlimans zur Anlage einer Festung benutzt. In der Nähe von Odessa hat sich, wie wir oben schilderten, an einer Stelle, wo schon seit langer Zeit keine Absinkung mehr statthatte und Alles befestigt zu sein scheint, die Gartenkunst der Obruiwen bemächtigt und die bunte Gestaltung des Terrains zu allerlei hübschen Anlagen und den Schutz, den das hohe Ufer gewährt, zur Anpflanzung von allerlei Stauden benutzt, welche oben nicht so gut gedeihen.

Als eine Veränderung und Umbildung der Steppenoberfläche, die durch die vereinten Kräfte der Operationen des Meeres und der Flüsse hervorgebracht worden ist, müssen wir endlich noch die sogenannten Limans betrachten.

Von der Mündung der Donau bis zu der des Dniepr ist es eine bei allen Strömen, Flüssen und Flüßchen vorkommende Erscheinung, daß ihr Bett und ihre Wasseroberfläche von einem schmalen Streifen zu einer bedeutend breiten stehenden Wasseransammlung sich plötzlich erweitern. Diese busenartigen Erweiterungen finden nicht nur bei den großen Strömen Dniestr, Dniepr und Bug und bei den kleinen Flüssen Kujalnik, Teligul und Kagulnik, sondern auch bei den allerkleinsten Flüßchen und Bächlein statt, welche in der bezeichneten Küstengegend in's Meer münden, so daß es daher Limans von allen Größen giebt, von den meerartig fast unübersehbar sich ausbreitenden Limans des Dniestr und Dniepr bis zu den winzig kleinen in Duodezformat, bei denen aber nichtsdestoweniger keines der charakteristischen Kennzeichen eines Limans fehlt. Die Betten dieser Limans sind folgendermaßen gestaltet.

Der Boden der Limans, über dem das Wasser steht, ist gewöhnlich völlig flach und eben und nur nach der Mitte hin unmerklich vertieft. Es ist in der Regel dieser Boden mit einem dichten, festen, schwarzen Moraste, der durch alle die sich in ihn ergießenden Gewässer hineingeführten Fruchterde der Steppe, belegt. Dieser flache Limanboden erhebt sich nun zu beiden Seiten ein wenig zu den eigentlichen Gränzen und Gehängen des Limanbettes hinan. Die mit Gras bewachsenen Gehänge steigen anfangs etwas rasch, krümmen sich dann aber allmälig zu äußerst schwach geneigten Gewölben um. Daß die auf diese

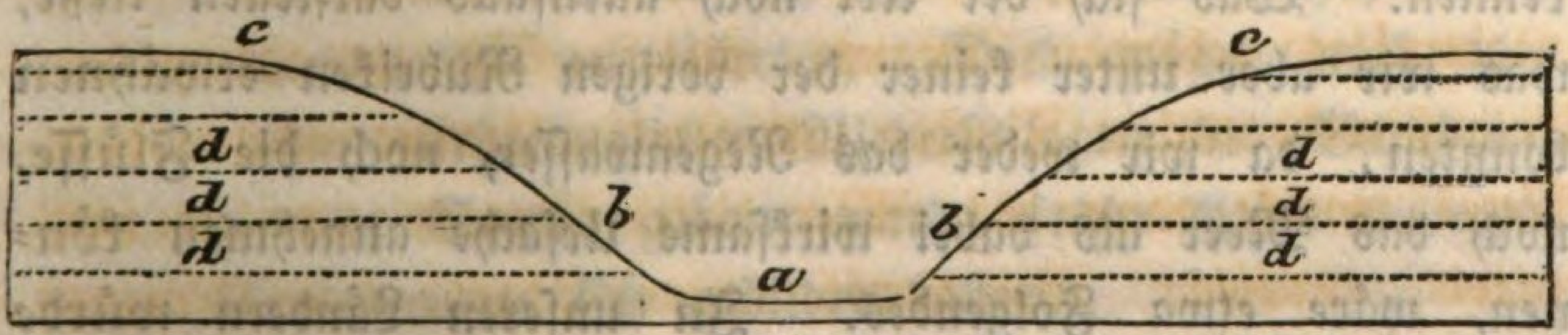
Weise in den Steppenschichten entstandenen Austiefungen oder Mulden nun wohl ohne Zweifel ein Product der Thätigkeit, sowohl des Meeres als der Flüsse sind, lehrt nicht nur der Anblick der Gehänge und Ufer, sondern auch noch die Beobachtung der täglich hier vorkommenden und bemerkbaren Ereignisse.

Die Flüsse der Steppe fielen wohl in uranfänglichen Zeiten als Wasserfälle vom hohen Steppenrande in's Meer hinab (wie dieß noch in diesem Augenblicke hier und da kleine über dem blauen Thon hervorsprudelnde Quellen thun), bis sie den Boden ihrer Thalrinnen tief genug ausgegraben hatten, und derselbe mit dem des Meeres von gleicher Höhe war. Bis dahin spülten sie nur ein gewöhnliches Flußbett aus, wie alle Flüsse. Nun aber trat das Meer bei hohen Sturmfluthen hinzu, drang in die Mündungen der Flüsse ein, staute das Flußwasser auf, und in dem dadurch veranlaßten Kampfe der Fluß- und Meeresgewässer wurde dann die busenartige Erweiterung der Flußmündung hervorgebracht, welche durch fortgesetzte Ausspülung mit Hilfe des Meeres immer mehr und mehr thalaufwärts eindrang, und so entstanden endlich die weit landeinwärts gehenden Limans, wie sie sich jetzt darstellen. Bei außerordentlichen Fluthen und starken Einströmungen des Meeres mochte dann das Meer diese Limans zuweilen bedeutend austiefen. Bei gewöhnlichem Stande des Meeres aber war der Erfolg ein ganz anderer. Der Fluß, dessen Wasser, mit dem von der Steppe losgerissenen Materiale gefüllt, rasch gegen das stagnirende und träge Meer anstieß, und dessen Kraft durch die Gegenwirkung desselben plötzlich gelähmt wurde, ließ nun sein Material hier vor der Mündung des Limans fallen, und es entstand dadurch all-

mälig ein Damm, an dem dann auch das Meer bauen half, indem seine gewöhnliche Brandung Sand und Kiesel anhäufte. Die Russen nennen diese Dämme, wie wir bereits sagten, „Peressips." Sie sind die „Nehrungen" unserer baltischen Haffs, niedrige, schmale, zum Theil mit Gras bewachsene Landstreifen zwischen Liman und Meer. Einige Limans, in welche nur soviel süßes Wasser einfällt, als wieder in ihnen verdunstet, haben völlig ununterbrochene und abgeschlossene Peressips. Bei den meisten aber sind dieselben natürlich wieder durchbrochen, sowohl von Seiten des Meeres, das bei hohen Sturmfluthen einbricht, als von Seiten des Landes, wo das überströmende Süßwasser sich Bahn schafft. Die Steppenbewohner nennen solche Durchbrüche der Peressips „Girls." Manche Peressips haben zwei Girls, die meisten nur einen. In diese Durchbrüche oder Girls sieht man noch heut zu Tage bald das salzige Meerwasser landeinwärts einströmen, bald das süße Wasser seewärts hinausfluthen.

Folgende Figuren werden Alles anschaulich machen:

1) Durchschnitt eines Limanbettes.

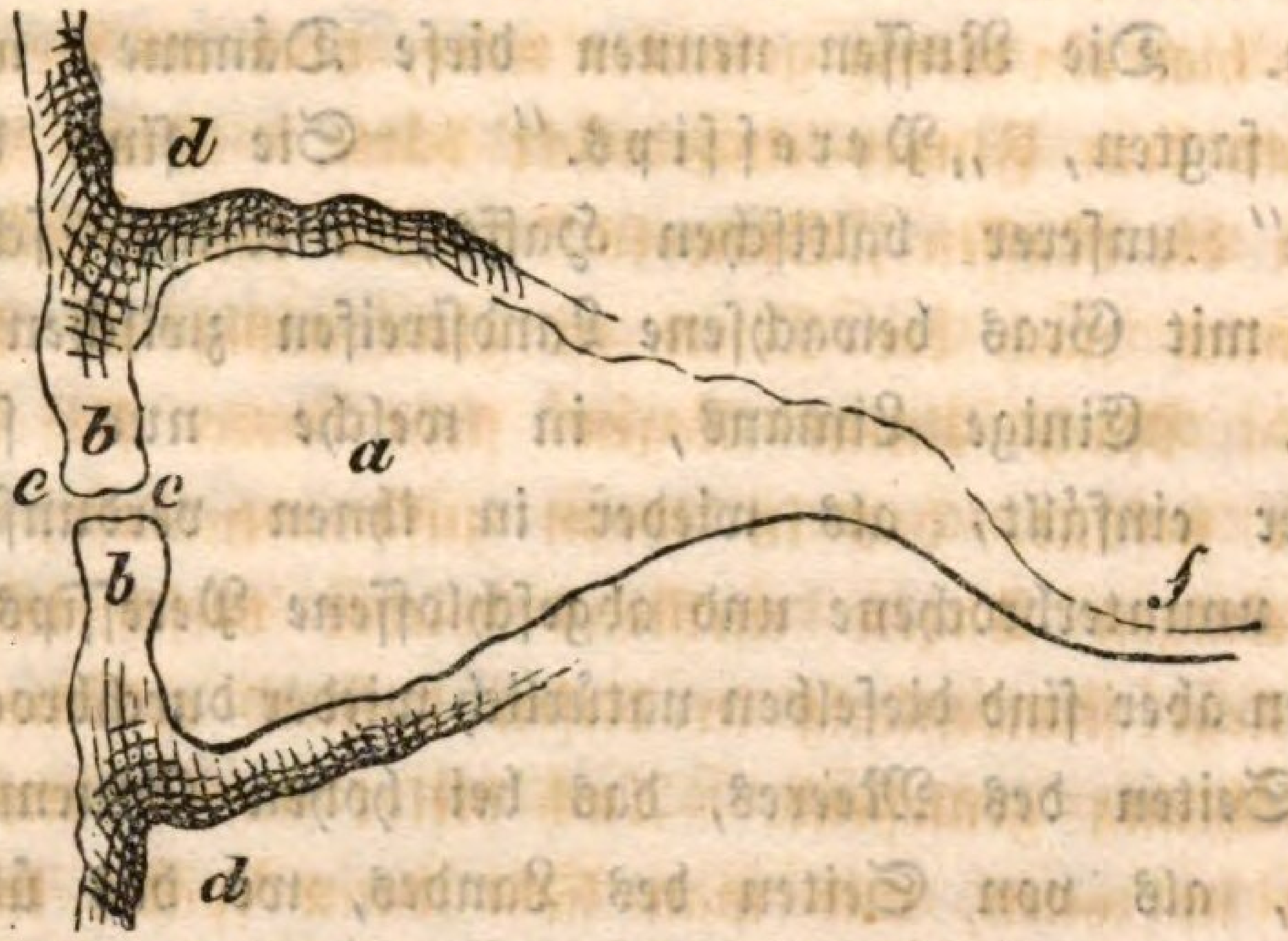


a flacher Boden des Limans, bb rasch ansteigende Gehänge des Limans, cc allmälig sich erhebende hohe Steppe, dd durchschnittene Schichten des Steppenplateaus.

2) Umriß eines Limans.

a der nach oben spitze, gegen das Meer hin breite

Liman, bb der Peressip des Limans, cc sein Girl, dd d hohe Steppe, e das Meer, f der den Liman bildende Fluß.



Außer diesen tief eingeschnittenen Mulden der Limans, den Thälern und Balken der Flüsse, den Obruiwen des Meeres, den Regenschluchten, lauter sehr leicht erkennbaren und scharf ausgeprägten Formen, ist nun oben auf den Steppen Alles glatt und eben, und ohne alle die vielseitigen accidents du terrain, die unsere Gegenden bieten. Nur eine mikroskopisch genaue Untersuchung könnte auch hier noch einige Abweichungen vom horizontalen Niveau erkennen. Was sich der Art noch allenfalls darstellen ließe, was wir aber unter keiner der vorigen Rubriken erwähnen konnten, da wir weder das Regenwasser, noch die Flüsse, noch das Meer als dabei wirksame Ursache annehmen können, wäre etwa Folgendes. In unseren Ländern würde es durchaus keine Erwähnung verdienen, bei den im Großen so ungemein ebenen Steppen aber, wo jede, selbst die geringste Bodennuance beachtet wird und für Thier-, Menschen- und Pflanzenleben wichtig ist, gewinnt es allerdings an Bedeutsamkeit.

Es kommen erstlich hier und da, nämlich auf übri-

gens völlig flachen Steppen oder auf dem Rücken hoher Grasgewölbe, kleine Vertiefungen vor, als wenn der Boden hier ein wenig gesunken wäre, oder als wenn ein Riese ihn mit dem Finger eingedrückt hätte. Diese Vertiefungen nennen die Russen „Stawoks.“ Sie sind kesselartig rund, gewöhnlich nach der Mitte zu gleichmäßig an Tiefe zunehmend. Nach einem Regen sieht man sie immer mit Wasser gefüllt, das in ihnen zusammenläuft, aber schon nach einigen Tagen meistens wieder verschwindet. Das Vieh liegt stundenlang in diesen kleinen ephemeren Seeen, ihre Kühlung genießend. Auch bleibt immer etwas feuchter Grund in ihnen, und man sieht dann später im Sommer hohe Kräuter und dichte Dorngebüsche darin aufsprossen. Die Steppenbewohner meinen, das Vieh habe im Laufe der Jahrhunderte durch vieles Saufen des Regenwassers an einer Stelle diese Tümpel in den Boden hineingetrunken und eingetreten. Einige glauben auch, es seien die Löcher, aus denen die Mongolen die Erde zur Errichtung ihrer Grabhügel genommen. Viele mögen allerdings künstliche Ausgrabungen sein, vielleicht von den früheren Nomaden angelegte Viehtränken, die sich im Laufe der Jahrhunderte allmälig von selbst vergrößerten. Doch mögen auch hier und da beim ursprünglichen Niederschlagen der Schichten, aus denen die Steppe gebaut ward, solche kleine unregelmäßige Vertiefungen sich gebildet haben.

Dasselbe gilt wahrscheinlich von den großen, weit und breit sich hineinziehenden Schwankungen des Bodens der Steppen, die man als Meilen lange, wenig erhabene Wellenberge betrachten kann. Das Ansteigen auf einem solchen endlos sich hebenden Grasgewölbe ist eine wahre Geduldprobe für den Reisenden, da das schnellste Wan-

dern doch nichts fördert, und aus dem grünen Grasbilde vor den Augen nichts heraustaucht als Gras und wieder Gras. Man kann so oft eine Stunde lang unmerklich steigen, bis man endlich die Spitze eines Todtenhügels oder die Flügel einer Windmühle erblickt, welche die höchste Gegend der Wölbung ankündigen. Diese Schwankungen des Bodens sind zuweilen so äußerst unmerklich und schwach, daß sie durchaus gar keine Schattirung der grünen Farbe der Oberfläche veranlassen, die sich bei einem Ueberblicke der Gefilde bemerklich machen könnte, und daß es daher platterdings unmöglich ist, sie im Stillstehen wahrzunehmen. Bewegt man sich aber auf raschen Pferden durch die Steppe hin, so gewahrt man oft, daß ein Todtenhügel oder sonst ein hoher Gegenstand, den man kurz zuvor noch ganz von oben bis unten sah, allmälig verschwindet und kleiner wird, als wenn er in den Boden sänke, bis das Grasmeer ihn endlich ganz verschlingt, wovon denn natürlich kein anderer Grund denkbar ist, als daß eine langgezogene, schwachgehobene Bodenanschwellung sich unmerklich vorgeschoben hat. Es war wohl keiner der jetzt noch operirenden und an dem Relief der Steppen arbeitenden Naturkräfte, weder dem Regenwasser, noch den Flüssen, noch dem Meere möglich, solche höchst allmälig und höchst gleichmäßig anschwellende Erhebungen hervorzubringen, und es bleibt daher wohl nichts übrig, als dieselben für gleich bei der anfänglichen Bildung des Steppenplateaus entstandene Formirungen zu halten. Dasselbe mag auch noch von einigen hier und da sichtbaren, äußerst schwachen, muldenförmigen Vertiefungen gelten, die oft nur wenige Fuß tief sind, aber vom Steppenbewohner nichtsdestoweniger beachtet werden, weil in den Steppen schon der geringste Anfang zur Thalbildung für eine größere Zu-

sammenschlemmung der Fruchterde und für Gewährung eines besseren Schutzes gegen die Steppenwinde wichtig ist*).

Dieß also wären ungefähr die wenigen und im Vergleich mit der ganzen Masse unbedeutenden, theils durch jetzige, theils durch frühere neptunische Gewalten in der regelmäßigen Schichtung der tertiären Ablagerungen der Steppen hervorgebrachten Oberflächen-Formen und Umbildungen. Setzen wir nun alle diese unsäglich langgezogenen Kuppeln und gleich hohen, schwachgewölbten Rücken, die tiefen, schmalen und für's Ganze nichtssagenden Regenschluchten, diese abgerissenen und zerstörten Meeresküsten an einander, so giebt uns dieß einen deutlichen Begriff von dem Oberflächenzustande der Steppen, in denen nirgends Eins über das Andere emporsteigt, in welchen alle Tiefen gleich tief, alle Höhen gleich hoch, in welchen die Bodenerhebungen blos durch Austiefung gebildet sind, nirgends aufgesetzte Berge, ja nicht einmal Hügelreihen vorkommen, in denen, wenn man sie im Großen überschaut, Alles das Gepräge der größten Einförmigkeit trägt**), und wo man auf Terrainanschwellungen oft nur aus indirecten Wahrnehmungen schließen kann.

Um dieses so erlangte Bild der Steppe noch mehr zu verdeutlichen, geben wir in der Figur den Durchschnitt eines Flächenstücks, in welchem alle die verschiedenen For-

---

*) In Gärten, die an sehr måligen Abhängen angelegt sind, bemerkt man fast bei jedem Schritt größerer Tiefe eine bessere Entwickelung der Bäume.

**) Weil die Höhen und Plateauwürfel alle gleich hoch sind, und weil man die Regenschluchten, Balken und Thäler erst gewahrt, wenn man an ihrem Rande steht, so erscheinen die Steppen dem Reisenden bei einem Ueberblicke von oben noch unendlich viel ebener, als sie es wirklich sind.

men vorkommen. Es ist dieß ungefähr, d. h. so genau, als es auf wiederholten Durchflügen aufgefaßt und auf so kleinem Raume wiedergegeben werden konnte, die Linie der Steppenoberfläche zwischen Odessa und Ovidiopol an der Dniestrmündung.

A. Der Liman des Dniestr.

B. Die Obruiwen der Festung Ovidiopol.

J. Verschiedene unbedeutende Bodenvertiefungen.

KK. Kugelige und gewölbte Höhenrücken mit Todtenhügeln und Stawoks.

DD. Betten oder Mulden zweier kleiner Limans (des Suchoi- und Baraboiski-Liman).

E. Regenschlucht, die zum Meere geht.

F. Balke eines kleinen Flusses.

G. Große vollkommen unversehrte Ebene von Odessa.

H. Obruiwen in der Nähe von Odessa.

L. Der Meerbusen von Odessa.

Natürlich haben wir hier nicht alle Regenschluchten und kleinen Vertiefungen gezeichnet, welche auf der besagten Strecke vorkommen. Eben so wenig konnte in der Zeichnung das richtige Verhältniß zwischen der Entfernung der beiden Endpuncte der Linien zu der angenommenen Höhe der Steppe und den Vertiefungen der Schluchten und Thäler angegeben werden. Man muß daher das Bild in Gedanken auf die Weise berichtigen, daß man sich alle Vertiefungen und Erhöhungen in einem etwa 20 bis 25 Mal geringeren Verhältniß zur Länge der ganzen Linie denkt.

Es war nöthig, unseren folgenden Darstell-

ungen diese genauere Beschreibung der Oberfläche voranzuschicken, welche doch der Schauplatz ist für sämmtliche physikalische und politische, für alle von der Natur oder von Menschenhand veranlaßte Erscheinungen und Thätigkeiten, und nicht blos die passive Bühne, sondern auch der Präparationstisch, das Laboratorium, auf dem dieß Alles zubereitet wird, und dessen Gestaltung sich in den Sitten und Schicksalen der Bewohner, so wie in den Phänomenen des Klimas vielfach wiederspiegelt. Viehwirthschaft und Ackerbau, Gewitter, Hitze, Kälte und Sturm, Gartenbau, Verkehrsweise, Thier- und Pflanzenleben, die Völkerwanderungen, die jetzigen und früheren Nomaden — kurz Alles, was es über Natur und Menschen, über das Ehemals, Jetzt und Einst der Steppe Interessantes zu berichten giebt, ist so tausendfach durch die Bodenbeschaffenheit bedingt, daß wir über keines dieser Verhältnisse sprechen konnten, ohne zuvor ihr Bild entworfen zu haben.

Klima.

„Frigida pugnabant calidis."

Ovid.

Die verschiedenen Zustände, in welchen sich die über einem Erdflecke ruhenden Luftschichten befinden, oder die Erscheinungen, welche wir mit einem Worte das Klima eines Ortes zu nennen pflegen, hängen theils von seiner Stellung auf der Oberfläche des Globus oder seiner geographischen Position ab, theils von der Beschaffenheit des Bodens, der sowohl chemisch, als auch mechanisch auf die Luftsäule einwirkt. Mit dem Bekanntsein dieser beiden Verhältnisse sind alle Bedingungen des Klimas gegeben, wobei es sich aber von selbst versteht, daß, da kein Erdfleck allein steht, er nur in Verbindung mit seiner ganzen nahen und fernen Nachbarschaft zu betrachten ist, und daß also das Klima eines Theiles der Erde nur in der Beleuchtung des Klimas des Ganzen richtig aufgefaßt und gezeichnet werden kann. Wir werden demnach das Steppenklima gehörig beurtheilen und schildern können, wenn wir dabei zugleich 1) die geographische Breite der Steppen, 2) die Gestaltung der Bodenoberfläche und 3) das Klima ihrer Nachbarschaft in Erwägung ziehen.

Was zunächst die geographische Breite der Steppen, ihre Stellung auf der Oberfläche des Erdellipsoids und ihr dadurch bedingtes Verhältniß zu Sonne, Mond und Sternen betrifft, so müßte die sie deckende Luftschicht, als etwa zwischen dem 45sten und 50sten Grade nördlicher Breite liegend, das ganze Jahr hindurch unter demselben Winkel von der Sonne beschienen, in demselben Grade stark oder schwach erwärmt, auf dieselbe Weise bewegt und beruhigt werden wie Ungarn, das südliche Deutschland, das mittlere Frankreich und die mittleren nordamerikanischen Freistaaten. Die Länge ihrer Tage und die Dauer ihrer Jahreszeiten wäre ganz dieselbe wie in den genannten Ländern. Insofern daher das Klima nach dem Stande der Sonne bestimmt würde, müßte man den Steppen, als in der mittleren Zone des gemäßigten Erdstriches gelegen, ein sehr temperirtes, ziemlich warmes Klima zuschreiben, wie es jene mit ihnen correspondirenden Länder allerdings haben.

Es ist indeß die nahe und ferne Umgebung der Steppen der Art, daß die Sonnenstrahlen in ihnen nicht Dasselbe leisten können, was sie in jenen Ländern thun, wo sie die trefflichsten Weine und Früchte gedeihen lassen, die Winter verkürzen und mildern und die Sommer freundlich verschönern. Die benachbarten Oberflächenstücke der pontischen Steppen in dem Umfange, in welchem wir sie oben bestimmten, sind im Norden die polnischen Sumpfländer und die großrussischen Hügellandschaften, im Osten die Ebenen der Wolga-Steppen, im Süden das Asow'sche und das schwarze Meer, im Westen endlich die karpathischen Landschaften, die Moldau, Ungarn u. s. w.

Beginnen wir mit den Einflüssen der nördlichen und östlichen Striche, unter deren Herrschaft die Steppen so

entschieden stehen, daß sie fast nur als Theile derselben, als ihre südlichsten und westlichsten Ausläufer, betrachtet werden können. Die Steppen verlieren sich, ohne durch irgend eine markirte Gränzmauer geschieden zu sein, ganz allmälig in die großrussischen Hügellandschaften und verschwistern sich so eng mit ihnen, daß sie deren Klima auf das Innigste theilen und daß ihre südliche Breite diesen Antheil nur unbedeutend schmälert. Frei und nicht wie die ungarischen Ebenen von einem schützenden Karpathendamme umkränzt, sind die russischen Steppen dem Boreas und seinen Dienern und Begleitern, die alle Jahre in ausgelassenem Triumphe über sie hereinbrechen, in die Gewalt gegeben.

Gegen Osten gilt diese Verschwisterung der Steppen mit ihrer Nachbarschaft noch in höherem Grade, der Art, daß hier die Gleichheit fast vollkommen wird, indem unser Steppenwesten fast Alles mit dem Osten theilt. Die pontischen Steppen sind nur die letzten Zipfel jenes ungeheueren, vom Fuße der Karpathen durch Südrußland und die Mongolei bis zum stillen Oceane unter denselben Breitegraden sich hinziehenden Steppengürtels, die wir aber doch, von dem Ganzen sie trennend, als ein eigenes kleineres Ganze einer besonderen Betrachtung unterwerfen konnten, insofern sie, wenn auch nicht von diesen, doch von anderen Seiten her eigenthümlichen Bedingungen unterliegen.

Im Süden und Westen allein sind die Nachbarn zu finden, welche einen mildernden Einfluß auf die Steppen ausüben könnten, zunächst im Süden das schwarze und das Asow'sche Meer, die als nicht unbedeutende Wassermassen sowohl die Hitze der Nachbarländer mindern, als auch die Kälte mäßigen müßten. Es kommen indeß hier mehre Umstände zusammen, welche den mildernden Ein-

fluß, den beide Meere auf die Steppen äußern könnten, und den sie auf die fast ganz von ihnen umschlossene Krim auch wirklich in sehr hohem Grade ausüben, außerordentlich schwächen. Während die krim'schen Gebirge und Steppen sich weit in's Meer hinein vorschieben, ziehen sich dagegen die neurussischen Steppen zurück, und das Meer wird von ihnen umschlossen. Während also in der fast völlig isolirten Krim das Land ganz in der Gewalt des Meeres ist und von diesem beherrscht wird, ist dagegen bei den Steppen dasselbe in den sich nach Norden hin verengernden Spitzen der Odessa'schen und Taganrog'schen Meerbusen von den breiten, gewaltigen Massen des Landes eingekeilt, so daß das Meer hier mehr Theil nimmt an den so veränderlichen Stimmungen des Landes, als dieses an den gleichmäßigeren der See, der Art, daß dieselben Meereswellen, welche im Winter von Eis erstarren, im Sommer die außerordentlich hohe Wärme von 16 bis 18 Grad Réaumur zeigen. Das schwarze Meer bietet, wenn wir Kleinigkeiten nicht mitrechnen, nur eine Küstenentwickelung von höchstens 150 Meilen als Wassergränze, was denn zu der großen Steppenmasse, die viele Tausend Quadratmeilen beträgt, äußerst unbedeutend erscheint.

Dazu kommt noch, daß das Steppenplateau in der Nähe des Meeres eine Massenerhebung von etwa 20 Klaftern hat, mit welcher es überall fast schroff gegen dasselbe anstößt, und daß daher gerade die allerfeuchtesten, im Sommer kühlsten und im Winter wärmsten Luftschichten des Meeres, die niedriger als 20 Klaftern streichen, auf die hohe Steppe gar keine Wirkung äußern können. Auf das hohe Steppenplateau gelangen vom Meere aus nur in sehr geringem Grade kühle und feuchte Luftströmungen,

während sich von ihrem Rande im Winter die kalten Schneegestöber brausend auf die Meeresfläche hinabstürzen und sie gefrieren machen, so wie im Sommer von ihm aus die glühenden Luftströme über die unteren Luftschichten des Meeres hin sich verbreiten und sie, mit ihnen sich mischend, erhitzen. Wenn die Steppen-Niederungen so wie Aegypten oder Holland gestaltet wären, so würde es dem Meere viel leichter sein, ihnen beizukommen. Die Donau-Niederungen und die Walachei genießen daher weit mehr von den angenehmen Wirkungen des Pontus.

Am meisten macht sich bei den Steppen das Meer da geltend, wo Flüsse einmünden. Da diese alle mit breiter Mündung, d. h. mit Erweiterungen zu Limans, in's Meer gehen und in die Schichten der Steppe breite Canäle und tiefe Thäler ausgebildet haben, welche geeignet sind, Alles, was vom Meere landeinwärts fließen möchte, gemächlich aufzunehmen und in's Innere zu führen, so strömt in diese Thäler im Sommer beständig ein feuchter Wind landeinwärts, welcher die Gräser und Aecker ihrer Gehänge befeuchtet und erfrischt. Der Meereswind der Thäler ist Ende Julis und Augusts oft so feucht, daß ihn die Leute schon um 3 Uhr Nachmittags auf ihren luftigen, unbedeckten Dreschplätzen verspüren und um 4 Uhr zu dreschen aufhören müssen, weil dann die befeuchtete Frucht sich nicht mehr von den Aehren löst. Namentlich macht sich der Meereseinfluß im Thale der beiden Kujalniks (zweier nicht unbedeutender Steppenflüsse) bemerklich, die demselben um so mehr offen sind, da ihre Richtung mit der mittleren Längenaxe des Odessa'schen Meerbusens in einer und derselben Linie liegt und auf eine weite Ausdehnung bis nach Kleinasien hin kein Land schneidet, so daß also gerade

in dieses Thal die temperirtesten Luftzüge einströmen müssen.

Im Westen der Steppen befinden sich die Karpathen und die ihnen an- und vorliegenden Hügel-, Plateau- und Waldlandschaften Galiziens, der Bukowina und der Moldau. Die Karpathen mit Allem, was sie bei ihrem Emporsteigen durch die Erdrinde an Hebung und Anschwemmung in ihrer Nachbarschaft veranlaßt haben, streichen in einem Bogen von etwa 60 Graden eines Kreises, dessen Radius fast 75 Meilen beträgt, von Westen nach Osten, Südosten und Süden und trennen die ungarischen Flachländer von den polnischen und neurussischen. Sie sind hierdurch unvergleichlich viel wichtiger für Ungarn, das sie umkränzen und gegen Norden und Osten schützen, als für die Steppen; jedoch haben sie einen Theil der Steppen in ihren podolischen, moldauischen und beßarabischen Vorlanden mit emporgerissen und demselben dadurch, ihn aus dem allgemeinen Steppen-Niveau heraushebend und zur Erzeugung von Quellen und Waldungen geschickt machend, eine ganz andere Natur gegeben. Auf Das aber, was Steppenfläche geblieben, ist ihre Wirkung eine solche, daß die Rauheit des Klimas mehr erhöht als gemildert wird, indem sie die milden Westwinde, die über ihre Gipfel streichen müssen, noch erkälten. Reiner Westwind weht in den neurussischen Steppen selten. Der Südwestwind ist gewöhnlich feucht, und wenn er aus dem feuchten Donau-Mündungslande kommt, so hat man alle Mal Regen zu hoffen. Der Nordwestwind dagegen ist trocken und bringt im Frühlinge und Sommer die stärksten Orkane.

Dieß sind die äußeren Einflüsse der Nachbarschaft, welche die Folgen der geographischen Breite bedeutend moduliren mußten, und jenes Offenliegen gegen

Norden und Osten, dann das brüske und rasche Entgegentreten der Steppe gegen das Meer, wie auch die Abschließung durch die Karpathen von dem milden Westen lassen keine besonders freundliche Modification desselben erwarten.

Fragen wir nun, wie endlich die Formirung der Steppenoberfläche selber jene Grundfärbung und jene von außen in diesen Grundton hineinfließenden Modificationen nuancirt, so läßt sich nach unserer obigen Darstellung dieser Oberfläche im Ganzen nur erwarten, daß ihre Einflüsse außerordentlich unbedeutend sein werden. Im Einzelnen aber läßt sich ein nicht ganz unbedeutender Unterschied zwischen den hohen kahlen Steppenflächen und den tiefen Balken und Thälern vermuthen.

Der flache, überall gleich gehobene, später nur hier und da wieder ausgetiefte Steppenboden ist demnach außerordentlich geduldig und läßt alle Lüftchen, Lüfte, Winde und Stürme über sich dahin säuseln oder brausen. Da Alles bei ihm völlig gleich und einerlei ist, — da sich keine Sümpfe und Seeen auf seiner Oberfläche befinden, welche starke Ausdünstungen aushauchen und Temperatur-Verminderungen in heißen Luftströmen veranlassen könnten, — da keine hohen, mit Schnee bedeckten Berge sich in ihm erheben, welche Wolken sammeln, Wetter erzeugen und in die Ebenen entlassen könnten, — da ferner nicht tiefe Thäler, bedeutende Schluchten, große Gebirgskessel und hohe schroffe Wände mit Niederungen abwechseln, welche sehr verschiedene Temperaturen und bedeutende Störungen des Gleichgewichtes in dem Luftmeere hervorbringen könnten, — da wiederum auch nirgend leicht erwärmter und schnell erkaltender Sandboden mit immer kaltem Lehmboden oder mit hitzigen Erdarten abwechselt, und auch keine Feuchtigkeit

haltende und Dünste aussendende Waldungen vorhanden sind, — da vielmehr, im Großen genommen, Alles flach und unabsehbar eben ist, und da endlich nur Gras und nichts als Gras, und eben so darunter nichts als diese fette und immer ganz dieselbe schwarze Fruchterde erscheint, — so ist es offenbar, daß nirgends in der Steppe selbst große lufterschütternde, wettererregende, sturmmachende und wolkensammelnde Formen vorhanden sind, daß mithin, wie wir sagten, der Charakter der Steppe in Bezug auf das Klima im Allgemeinen passiv, dabei aber nicht verhindert ist, sich in tausend kleinen Fällen activ zu zeigen, wie wir bald nachher sehen werden. In den Gebirgen stürmt und wettert es oft Tage lang um das Haupt des einen Berges, während die anderen im hellsten Sonnenscheine lächeln. Dergleichen kann in der Steppe kaum vorkommen, weil die Gegenstände fehlen, an denen Wetter sich fesseln und anhängen könnten. Es läßt sich vielmehr vermuthen, daß dieß Steppenplateau der Schauplatz von außerordentlich weit und ungemein gleichmäßig sich verbreitenden Wetterphänomenen ist. Wie die Mongolen und Tataren, aus dem inneren Asien hervorbrechend, alle Steppen bis hierher durchwanderten, und wie erst an dem Fuße der Karpathen und schlesischen Sudeten ihre Kraft sich brach, eben so mögen manche Luftströmungen vom Altai ausgehen und ungehindert bis zu den Karpathen sich ergießen. Große allgemeine Landregen müssen häufig sein, und überhaupt muß an allen Temperatur-Erhöhungen und Temperatur-Minderungen, die in einem Theile der Steppen eintreten, sogleich das Ganze Theil nehmen.

Natürlich aber gilt dieß nur von den großen Wetterveränderungen, die in gebirgigen Gegenden allenfalls durch

eine Kette, wie die der schweizer Alpen, oder durch Sumpfländer, wie die volhynischen, oder andere solche mächtige Wetterscheiden und Wettererzeuger hervorgebracht oder doch bedingt werden können. Im Kleinen bietet allerdings selbst die einförmige Steppe noch immer Mannigfaltigkeit genug, um sich, so zu sagen, das Detail-Wetter selber zu machen und dieses so verschieden zu bedingen, daß selbst in den kleinsten Distancen nicht unbedeutende Verschiedenheiten vorkommen. Die von Wasserströmungen in das Steppenplateau gemachten Einschnitte, die Obruiwen, Wuipolotsch, Balken und Dollinas und endlich die durch Natur oder Kunst veranlaßten Wassersammlungen treten als solche Braukessel des Detail-Wetters auf.

Die Balken und Regenschluchten führen im Kleinen stets die schneidendsten Contraste herbei. Im Winter, wenn auf der hohen Steppe alles Leben tödtende Unwetter wüthen, sind sie (gleichsam als Keller) ruhiger und wärmer und veranlassen dann oft den oben vom Sturm gejagten Reisenden, ihren trügerischen Schutz zu suchen. Im Sommer, in der großen Hitze des Juli und August, sind freilich einige Thalschluchten in der Nähe des Meeres von feuchten, kühlen Lüften bewegt, die meisten aber gleichen glühenden Backöfen, in denen die Sonnenstrahlen an den schroffen Wänden sich brechen und die Luft bis auf einen, den Menschen kaum erträglichen Grad erhitzen, der Art, daß in ihnen die trockene Erde ellentief aufreißt und klafft. Eben so stark ist der Contrast der Temperatur der Balken und der der hohen Steppe im Frühlinge, wo oft auf dieser ein schneidend kalter Wind streicht, während zwanzig Schritte weiter in jener die lieblichste Sonne wärmt. Des Abends natürlich kühlt sich die Luft in den Balken wiederum außerordentlich rasch ab, so daß,

während es auf der hohen Steppe noch spät in die Nacht hinein warm bleibt, in den Schluchten, Thälern und Obruiwen ein kalter Thau niederfällt, sobald die Sonne in ihnen verschwindet. Da aber die Thäler und Schluchten im Ganzen in Vergleich zu den sie trennenden breiten flachen Stücken des Steppenplateaus sehr klein sind, so können natürlich ihre Temperatur=Veränderungen von keinem allgemeinen und weit verbreiteten Einflusse sein, und ihre verschiedenen kleinen Kräfte können sich nicht leicht zu großen und mächtigen Gewalten vereinigen. Sie schneiden sich in der Regel so bestimmt und scharf aus der Steppe heraus und trennen daher auch die über ihnen befindlichen Luftschichten in eben so streng und scharf gesonderte Abtheilungen, daß die Luftmassen, die über ihnen stehen, mit denen, welche über den Steppenplateaus sich finden, oft gar keine Gemeinschaft zu haben scheinen, und daß, während in den einen Dieß sich ereignet, in den anderen oft etwas ganz Anderes vor sich geht. Oft sieht man im Frühlinge des Morgens, auf dem Rande der hohen Steppe stehend, dicke Nebel vom Meere aus in alle Thalmündungen hinaufstreichen, während die hohen Grasrücken über dem Weißgrau dieser Nebeleinströmungen unberührt und grün hervorragen. Ueber dem Diestr= und Dneprthale stehen oft trübe Wolken, in langen Reihen den Lauf der Flüsse am Himmel zeichnend, während auf der hohen Steppe Alles im freundlichsten Wetter lacht. Eben so scharf ist die Trennung zwischen dem hohen Steppenrande bei den Obruiwen und dem Meere. Man muß sich offenbar die Linie des Steppenrandes weit in das Luftmeer aufsteigend denken, so daß eine flache, weit hinaufreichende Wand die Luftschichten über dem Meere von denen über der Steppe trennt. Wir sahen im Mai und

Juni 1838 wenigstens zwanzig Gewitter auf der Steppe aufsteigen, die sich bis zu dem Obruiwenrande überall auf dieser verbreiteten, über ihn aber nicht hinausgingen, das Meer unberührt lassend, der Art, daß die Nereiden im ruhigsten Blau schwammen, während Zeus auf dem hohen Steppenplateau, so weit als man sehen konnte, wetterte und blitzte. Umgekehrt sahen wir oft das ganze Meer in Wolken gehüllt und nicht weit vom schroffen Obruiwenrande den Regen in's Wasser fallen, während die Viehheerden auf dem Lande das dürreste Gras rupften. Oft dauerte es halbe Tage lang, bis die Gränze überschritten wurde und sich Meer- und Landluft ausglichen, indem sich entweder beide aufhellten, oder beide sich in einen gemeinschaftlichen Wolkenmantel hüllten. — Im Sommer, wenn die Steppe verbrannt und ihre Atmosphäre auf's Aeußerste erhitzt ist, zeigt sich diese Verschiedenheit am größten. Die Gewitter, die dann im Meere aufsteigen, kommen nie auf die Steppe; die aber, welche auf dem Lande sich zusammenziehen und ihre vollen Brüste dann hoffnungsvoll tief zu den schmachtenden Kräutern und Heerden herabhängen lassen, von der grausamen Steppe aber nicht angenommen werden, indem die heiße Steppenluft, in senkrechtem Windstrome von unten nach oben aufsteigend, sie schwebend erhält, fahren zum Meere hinab. Vergebens hofft der Gutsbesitzer auf seine großen Teiche, die er anlegte, damit ihre Wasserfläche die in den Lüften hängende Feuchtigkeit herablocken möchte; vergebens schöpft der kleinrussische Steppenbewohner seine Brunnen leer und schüttet alles Wasser weit und breit im Grase aus, indem er Gott dabei anfleht, daß er das Gleiche sich zum Gleichen gesellen lassen möge, dabei aber in seinem kindischen Hoffen nicht die Geringfügigkeit seiner Kräfte

erwägt. Gegen alle diese Bitten, Teiche und Tümpelchen schreien die großen, erhitzten Steppenplateaus ihr unbarmherziges Nein und stoßen die mit Segen beladenen Wolken zurück. Diese fahren anfangs langsam, dann schnell, dann immer schneller und zuletzt mit reißender Geschwindigkeit, von einem brausenden heißen Sturme getragen und vom lockenden Meere angezogen, dahin, bis sie endlich, den hohen Steppenrand erreichend, sich beruhigen, in heißen Strömen und Gießbächen vom Himmel herabsteigen und, in's Wasser fallend, das Reiche noch reicher machen, als wenn die Ungethüme der Tiefe im Meere Durst litten, ohne Mitleiden zu haben mit den Heerden der edlen Rosse und der trefflichen Rinder, die nach Labung schreien, und mit den armen Steppenbewohnern, die nun bejammern, daß sie sich noch ärmer machten und den letzten Labetrunk ihres Viehes unklug verschütteten, ohne ihren Gräsern und Aehren zu nutzen.

Die geographische Position also der Steppen in der Mitte der gemäßigten Zone, die Nachbarschaft der Hügelländer im Norden, der anderen großen Steppen im Osten, des Meeres im Süden und der gebirgigen Gegenden im Westen, die große Ebenheit der Steppe im Ganzen und ihre kleinen Thäler und Schluchten im Einzelnen sind die Verhältnisse, aus deren gemeinsamer, sich unterstützender oder sich kreuzender Thätigkeit das Klima dieser Landschaften hervorgeht. Wir wollen nun versuchen, die atmosphärischen Phänomene, die Luftgebilde und Wolkengemälde, wie sie sich seit Herodot's und der alten Scythen Zeiten hier in den Steppen beständig Jahr aus, Jahr ein entwickelt und gelös't haben, in der Reihenfolge zusammenzustellen, in der

sie sich gewöhnlich im Kreislaufe des Jahres zu zeigen pflegen. Wir nehmen dabei keine kleinere Eintheilung des Jahres an als die in seine vier Jahreszeiten. Nur ein Detailmaler könnte das Gemälde jedes Monats und jeder Woche entwerfen, und nur eine tausendjährige Beobachtung könnte sich dann sogar daran wagen, das präsumtive Wetter jedes Tages zu bestimmen.

Den eigentlichen Hauptstamm und Kern des langen Steppenwinters bilden die drei Monate December, Januar und Februar, in denen alle Kräfte tief und ununterbrochen schlummern, insofern als ihre ganze Thätigkeit auf nichts Nützliches und Heilsames gerichtet ist, während sie aber doch dabei von den furchtbarsten Träumen und Aufregungen beunruhigt werden. Diese Aufregungen sind die schrecklichen und so allgemein gefürchteten Schneegestöber der Steppe.

Der Russe unterscheidet sehr genau drei Arten von Schneegestöber, denen er auch drei verschiedene Namen gegeben hat, nämlich die M j a t j o l s, S a m e t s und W j u g a s. Unter Mjatjols versteht man die gewöhnlichen Schneegestöber, bei denen der Schnee aus einer vorüberwandelnden Wolke herabfällt, unter Samet aber das Schneejagen, wobei von heftigen Winden der Schnee von der Erde gehoben und flüchtig über die Gefilde geführt wird. Wenn man bei einem solchen Samet in der Steppe auf einen Todtenhügel oder sonst einen erhabenen Punct steigt, von dem aus man eine weite Fläche überschauen kann, so sieht man, während oben die Sonne lacht, unten den sämmtlichen Schnee der Fläche im Aufruhr. Es ist, als wenn man in ein großes, nicht tiefes Nebelmeer von lauter Eiskrystallen hineinblickte, aus dem nur wenige nicht überschwemmte Puncte hervorragen. Diese Samets sind in

den Steppen nicht ohne Gefahr. Das Sehen wird bei ihnen den Zugthieren und ihren Führern schwer, das Verirren ist leicht, und das gefürchtete Hinabstürzen in Schluchten nicht selten, auch das „Verschneien" oder „Verstiemen" *) auf offener Straße häufig. — Mit Wjuga endlich bezeichnen die Russen die schlimmste und gefährlichste Art des Schneegestöbers, wo bei großer Kälte und ungemein heftigem Sturme der Schnee von oben herab, wie von unten emporgetrieben wird. Bei diesen Wjugen verschwinden in den Steppen alle Wege und Stege, und Himmel und Erde hüllen sich in dreitägigen Aufruhr, welcher der Art allem Verkehre der Menschen ein Ende macht, daß selbst die Posten und kaiserlichen Couriere während der drei „Ssutkas" (drei Mal 24 Stunden) einer Wjuga nicht befördert werden können. In den völlig schutz-, wald-, dach- und fachlosen Steppen ist ein solcher erschrecklicher Luftaufruhr natürlich besonders gefährlich und wird dem armen Thier- und Menschenleben vielfach verderblich.

Schöne heitere Wintertage, wie man sie in Deutschland mit Entzücken auf den glatten Eisbahnen genießt, sind in den russischen Steppen nicht so häufig, und auch die Reize, die der Winter im Norden von Rußland in den bereiften und beschneiten Wäldern bietet, sind, wie die Wälder, hier unbekannt. Die Steppen bieten dann in der Regel die traurigste, ödeste und wüsteste Fläche, über die eine zerrissene Schneedecke geworfen ist und über welche der Himmel ein unveränderliches Trauergewand grauer Wolken herabhängen läßt.

---

*) Mit diesem Worte wird in den Ostseeprovinzen das Einschneien durch ein Samet oder Stiemwetter benannt.

Es giebt in diesen Gegenden — auch abgesehen davon, daß ein geringer Grad von Kälte hier für's Ganze empfindlicher und härter ist als im waldigen Norden, — so harte Winter, wie man sie an der Ostsee kaum kennt. Im Winter 1837 bis 1838 stieg das Thermometer binnen vier Wochen nicht ein Mal, auch nicht um Mittag, über — 10 Grad Réaumur, oft aber fiel es bis auf — 30 Grad herab. Es giebt freilich auch wieder Winter, die äußerst mild sind, wenn es nämlich dem Nordosten gefällt, die Steppen mit seinem Odem zu verschonen. Wie wenig man aber solchen warmen Wintern trauen kann und wie im Ganzen Alles weit weniger warm ist, als man es seiner südlichen Lage nach erwarten sollte, zeigt schon die Kleidung der Menschen, die hier fast in nichts leichter ist als die der Hyperboräer. Vielmehr hüllen zur großen Verwunderung des Nordländers die Steppenbewohner sich, eben so wie er, sechs Monate lang in Pelze, und der Pelzverbrauch von Odessa ist nur um ein Weniges geringer als der von Riga. Ja der Schafpelz des gemeinen Mannes wird auch hier das ganze Jahr hindurch nicht bei Seite gelegt, ist vielmehr immer noch bis zum Juni bei der Hand und findet im ganzen Frühlinge noch häufige Anwendung. Die Burschen der deutschen Colonieen, welche die löbliche Sitte haben, des Abends nach gethaner Arbeit zusammenzukommen und mit einander zu schwatzen oder, in der Mitte des Dorfes sitzend, allerlei hübsche Lieder zu singen, thun dieß selbst im späten Frühlinge nie anders als in lange Schafpelze gehüllt. Auch die Besuche bei ihren Liebchen machen sie mitten im Sommer im Schafspelze ab.

Frägt man nach den Schneemassen, die in den

Steppen im Winter fallen, so sind sie im Vergleich mit denen des Nordens gering, und dabei werden sie auch noch für die Benutzung von Seiten des Menschen sehr schlecht vertheilt, indem aller Schnee sich immer in den Vertiefungen aufhäuft und zwar in der Art, daß hier oft 7 bis 8 Klaftern tief Schnee liegt, während auf der flachen Steppe fast nichts bleibt. Es giebt sogar Winter, in denen in der Nähe des Pontus durchaus kein Schnee fällt und welche überhaupt keinen Niederschlag irgend einer Art zeigen. Ein solcher Winter war der von 1833, in welchem die Erde so weich war, wie im Sommer, so daß die Leute graben, ackern und alle Geschäfte auf dem Felde verrichten konnten. Es gab in diesem Winter auf allen Steppenwegen oft bei 10 bis 12 Grad Kälte einen so dichten Staub, wie sonst nur mitten im Sommer.

In einem Lande, das im Ganzen eine so wenig markirte Physiognomie hat, wie das europäische Rußland, fällt es natürlich sehr schwer, die Gränzlinie aller physikalischen Zustände und Verhältnisse genau zu ziehen, und so ist es z. B. auch hier fast unmöglich, die Gränze der dauernden Schneebahnen zu bestimmen. Doch kann man sagen, daß in der Ukraine die Leute gewöhnlich noch auf eine lange ununterbrochene Schlittenfahrt rechnen, während dieselben an der Küste des Pontus die Schneebahn kaum in Anschlag bringen. Eine Linie, über Krementschug und Jekaterinoslaw von Osten nach Westen gezogen, scheidet ungefähr das südliche Winter-Kahlland von dem nördlichen dauernd beeisten Schneelande ab.

Sehen wir auf Kälte, Schnee, Regen u. s. w. der Winter der dreißig letzten Jahre, so stellen sich als die merkwürdigsten folgende heraus:

Der Winter von $180\frac{6}{7}$, der reich an Regen und so mild war, daß das Vieh beständig draußen auf der Steppe blieb.

Der Winter von $180\frac{7}{8}$ wegen seiner vielen Schneestürme und Wjugen.

Die Winter von $180\frac{8}{9}$, $18\frac{12}{13}$ und $18\frac{14}{15}$ wegen ihrer großen Kälte.

Die Winter von $18\frac{30}{31}$ und $18\frac{33}{34}$ wegen ihrer trockenen, schnee- und regenlosen Kälte.

Der Winter von $18\frac{37}{38}$ wegen seiner außerordentlichen Dauer und Kälte.

Die Natur schläft in den Steppen einen so langen Winterschlaf, daß man im Frühlinge wohl ein freundlicheres Erwachen erwarten könnte, als man im April und Mai an ihr wahrzunehmen gewohnt ist. Der Steppenfrühling beginnt mit der schmuzigen Zeit der Schneeschmelze, und wenn die Steppe im Sommer oft Monate lang kein erfrischendes Tröpfchen Wassers an sich zieht und meilenweit nicht den geringsten Quell dieser schönen Bodenmilch aus seinem dürren Boden entläßt, strömt im Beginn des Frühlings das unruhige Element überall, wo man es wünscht und nicht wünscht. Die ganze Steppe geht auf, und ihre gesammte Oberfläche, wo nicht der dickste und älteste Rasen sie festigt, verwandelt sich in einen schwarzen schmierigen Brei, so daß es dem Menschen unmöglich ist, seinen Fuß auf dem ganzen weiten Gefilde irgendwo sicher hinzusetzen, wenn nicht seine Hand ein Plätzchen zuvor überbrückt hat. Von allen Rücken und in allen Schluchten und Thälern brausen die schmuzigsten Ströme des widerlichsten Wassers. In den Wohnorten der Menschen, wo durch die Straßen eben solche wilde Ströme und Wasserfälle

geräuschvoll arbeiten, wird der gräulichste Unrath, den die Schneedecke liebreich verbarg, enthüllt und von den Fluthen emporgetragen. In dieser Zeit gehen die Hauptveränderungen der Bodenoberfläche der Steppen vor sich. Regenschluchten reißen sich oft in einer Nacht bis zu Klaftertiefe aus. Die Senkungen der Küsten am Meere finden nun vorzüglich statt, so wie auch die obenerwähnten Verflözungen der oberen Fruchterdedecke, die so bedeutend sind, daß in einigen Tagen lange Thalstrecken mit einer mehre Ellen dicken Erdschicht bedeckt werden. Man kann sich denken, daß die Zeit der Schneeschmelze sich in diesen Gegenden, wo so große Schneemassen in den Schluchten und Thälern aufgehäuft sind, sehr lange hinzieht, und die durch sie veranlaßte Entwegung nicht so bald abgethan ist. Sie geht natürlich auch in mehren Tempos vor sich, da der Wasserablauf sehr oft durch wieder eintretenden Frost unterbrochen wird, so daß zuweilen Alles ein paar Tage sich lockert und läuft, als wollte die ganze Erdrinde chaotisch auseinander gehen, und dann plötzlich wieder stockt, sich stellt und überbrückt, als wäre es aus Felsen gemacht. Denn wohl in keinem anderen Lande mischt sich der Winter so sehr mit dem Frühlinge wie hier, und nirgend zieht er sich mit seinen rauhen Tagen so mitten unter die Blumen und in den warmen Sonnenschein des Mai hinein, was sich leicht aus der oben angedeuteten ungünstigen Nachbarschaft des Landes und seinen weitgehenden Verbindungen mit den nördlichen Gefilden erklärt. Kaum hat nämlich der Frühling, auf die südlichen Breitengrade trauend, sein blumiges Zelt zu errichten angefangen, so schlägt ihn der Boreas, der am Ural oder Altai seine Truppen sammelte, unerwartet wieder völlig aus dem Felde, wie Batu-Chan

sprechend: „So weit die wilden Steppen reichen, ist Alles mein und meinen wiehernden Rossen.“

Die kleinrussischen Tschumaks (Fuhrleute), die in der That eben keine verweichlichten Menschen sind, nehmen die Länge des Steppenwinters zu sechs Monaten an und lassen den eigentlichen Frühling erst gegen die Mitte Aprils beginnen. Bis dahin herrscht in dieser Zeit der atmosphärischen Kämpfe und Schlachten bald dieser, bald jener Luftherr vor, und es ist schwer zu sagen, wer von allen den sich Tummelnden dominire. Bald naht auf leichten Tänzerfüßen ein freundlich lächelnder Süd und bestreut Alles mit Tulpen, Hyacinthen, Krokus und Schneeglöckchen; bald zieht ein schneeiger Nordost mit wildem Gebrause ihm schnurstracks entgegen und macht all sein Schaffen zu nichte; bald wiederum führt ein gewaltiger Nordwest schwarze Regenwolken heran und wäscht mit ihnen den breiten Rücken der Steppe vom Ural bis zu den Karpathen.

Hat sich der Frühling endlich durch alle diese Gährungen hindurchgearbeitet und sind schöne ruhige Tage am Ende Aprils und im Mai sanft niedergestiegen, so kommt die angenehmste und erfreulichste Zeit der Steppen, die wie eine grüne Oase erscheint zwischen den verbrannten Graswüsten des Sommers und den Schneeflächen des Winters. Die ganze Steppe, so weit sie reicht, thut nun ihr Möglichstes in Erzeugung grüner Gräser. Der Himmel lächelt dazu, wenn auch nicht mit dem tiefsten Blau des Südens, doch recht anmuthig und bläulich, und so weit das Auge dringt, begegnen ihm schmeichelnd nur die beiden schönen Farben der Hoffnung und der Treue. Zwischen dem Himmelsgewölbe und dem irdischen Globus bewegen sich spielend wohlgefällige Windgötter, und wem

ein rasches Roß beschieden ist, der mag sich daran erfreuen, in diesen Farben und Lüften sich rasch und lebensfroh zu tummeln.

Ich sage, diese Jugendzeit der Steppenkräuter ist die schönste Zeit der Steppe, und es mag das Außergewöhnliche ihres Anblicks dem Fremdlinge nicht geringen Reiz gewähren. Dennoch aber — großer Gott! welch ein mongolischer Frühling ist so ein Steppenfrühling in Vergleich mit einem deutschen oder französischen! Wie dürftig schmückt das Jahr sich hier, selbst in dieser seiner reichsten Zeit! — Zwar ist Grün eine schöne, wohlgefällige Farbe. Aber wie wird man gesättigt mit Grün und Gras bei einer Reise durch das Steppenfrühlingsreich. Grün ist nicht nur sein Mantel, sondern auch sein lockiges Haar, und grün sind seine Wangen und seine Augen. Mit grünem Grase streut er seine Zimmer aus, ziert er Spiegel, Tisch und Bänke, schmückt er seinen Reisewagen. Seine Feuerung ist Gras, und seine Suppe ist Gras*). Wie einförmig ist dieser Schmuck! — Wie wenig wird hier versteckt, wie wenig die Erwartung durch Vorenthalten gereizt, wie sehr werden alle Reize durch ihre offenbare und flache Zutagelegung getödtet. Das Grün entfaltet sich hier immer wieder in großen, unabsehbaren Massen und wieder von Neuem in gränzenlosen Flächen, die der Geist doch nicht mit dem Blicke beherrscht, in denen er vielmehr ermattet und wie in ein bodenloses Meer versinkt. Nirgends eine kühne Erhebung, ein hoffnungsvolles Aufstreben zum Himmel. Alles, Alles liegt bleiern und matt darnieder. Da

*) Wir deuteten schon oben an, wie manchfach das Gras in das Leben und Treiben der Steppenbewohner eingreift.

wird die Farbe der Hoffnung fast zur Farbe der Verzweiflung.

Freilich sind die Lüfte angenehm und frisch, und der Himmel ist blau, allein die Schönheit des Frühlings besteht doch nicht bloß darin. Sie sitzt vielmehr verborgen in den Gebüschen, in den Schatten und Lichtpartieen der Bäume, in den klaren Augen und dem musikalischen Gespräche der fröhlichen Flußnymphen, in den bunt wechselnden Lichtern und Schatten und den lebendigen Düften der Haine. Großer Gott, man denke sich, vom schwarzen Meere bis nach Großrußland, von den Karpathen bis nach Karakorum, der Residenz der mongolischen Kaiser am Fuße des Altai, nicht ein einziger über Kieseln freundlich rieselnder Bach, von den Ungarnländern bis zu den hochgebauten Thronen der tscherkessischen Räuberfürsten nicht ein einziger wollustathmender Hain! Fülle, Reichthum, Ueppigkeit, ach! welch' unbekannte Göttinnen auf den Steppen, die so erstaunlich reich an Gras und Kräutern sind, daß sie in jeder anderen Hinsicht bettelarm erscheinen. Lange Tage und Nächte mag man auf flüchtigen Rossen reiten, hundert und aber hundert Meilen weit, nirgends findet man einen kräftigen Pinselstrich in dem Gemälde der Landschaft. Immer und immer winkt die grünende Hoffnung und immer und immer täuscht sie die Erwartung.

Im Frühlings-Anhauche winkende Tulpenfelder, wird man denken, Hyacinthenbeete, so voll von Blüthen, wie sie alle Beete Bataviens von Cäsar's Zeiten her nicht trugen, sind sie nicht Fülle und Reichthum? Natürliche Reseda-Anpflanzungen, so groß wie ein Dutzend Wörlitzer Gärten, und alle die vielen anderen durch einander blühenden Kräuter, von denen man lies't, sollten die nicht

ganze Wälder aufwiegen? Es ist wahr, dieß Alles ist nicht ganz ohne Reiz, jedoch von weit höherem in der Idee und Ferne als in der Wirklichkeit und Nähe. Man darf die Hyacinthen der Steppe sich nicht zu schön denken; sie verhalten sich mit ihren meist gelblichen Locken an krüppeligen Stengeln zur edlen Hyacinthe der Harlemer Blumisten, wie die wilde Steppendornbirne zu einem Beurré-blanc aus den Gärten der Normandie. Die Reseda gilt fast nichts, da sie erst unter der Hand der pflegenden Kunst in unseren Gärten diesen duftreichen Hauch gewinnt. Die buntfarbigen Tulpen müssen wir dem Bewunderer der Frühlingssteppe allerdings lassen, und wer es vermag, die Tulpenkelche als schäumende Becher der Freude zu gebrauchen, der wird freilich in diesen Ebenen Wonne und Entzücken genug sprudeln finden, und mit Mongolen oder Tataren einmal einen Frühlingsfeldzug in der Steppe zu machen, wird gewiß nicht ohne Reize sein. Aber bloß bei Nomaden; denn mit Ackerbauern in der Steppe zu wohnen, das ist selbst im lebendigen Frühlinge unerträglich, und es ist unbegreiflich, wie ein Mensch auf den Einfall gekommen ist, sich in der Steppe ackerbauend anzusiedeln, deren ganzer Charakter gegen diesen Mißbrauch schreit, deren ganzes Gesetz Bewegung ist, deren Boden die tief wurzelnden Pflanzen verabscheut und die bewegliche Viehzucht begünstigt, deren Winde Alles auf weite Strecken im Sturme fortführen und deren Fläche Alles zu flüchtigem Laufen einladet.

Der Hauptschmuck der Steppe, ihr grüner Mantel, ist, in der Nähe besehen, äußerst grob gewebt. Nur von der Höhe des Kaleschensitzes herab findet man ihn schön. Wenn man aber sich ihm freundlich naht, so muß man über

das harte und schlechte Gewebe des Teppichs klagen. Ja hätte man Alpenwiesen, oder auch nur den Rasen des Schwarz- oder Odenwaldes, oder den Kunstrasen des grünen britischen Eilandes! Allein an dergleichen darf man in den Steppen nicht denken, wo die Kräuter alle groß, grob und strunkig sind und dabei sehr locker beisammenstehen. In den ganzen großen Steppenlandschaften ist nirgends auch nur ein Plätzchen zu finden, wo man mit Gemächlichkeit dem Gotte des Schlafes opfern könnte. Ja es ist nicht einmal eine Rasenbank aus diesem Nomadenrasen zu machen, und so lange hier Gras aufschießt, hat eine solche auch noch nie in den Steppen existirt*). In der Betrachtung der Vegetation des Landes werden wir diesen Steppenteppich und seine groben Stickereien noch näher untersuchen.

Eine lobenswerthe Seite haben noch die Frühlinge in den Steppen, die besonders dem Landmanne erfreulich und wohlthätig ist. Das ist der Mangel an Nachtfrösten, die hier völlig unbekannt sind. Wenn die Nächte auch kälter sind als die Tage, so bewendet es doch bei einem besonders in den Thälern kalten Thau, während auf der hohen Steppe selbst des Nachts eine ziemlich warme Temperatur herrscht.

Gewitter beginnen schon im April sich zu zeigen, und oft wettert es den ganzen Mai hindurch. Natürlich sind dieß aber nur lahme elektrische Entladungen. Jupiter zerschmettert hier weder Bäume, noch Felsen, deren es

*) Wo sich unsere Bauern Rasenbänke machen, formen die Steppenbewohner Sitze aus ihrer schwarzen, nach der Abtrocknung sehr festen Erde.

hier keine giebt. Auch rollen seine Donner nur matt, da die Echo, die ihm sonst überall den Schrecken seiner Rede vermehren hilft, in den Steppen nirgends wohnt. Anhaltend, d. h. über einem und demselben Erdflecke lange verweilend, sind die Gewitter fast nie, und sie verpuffen bald ihr Bißchen Elektricität in äußerst schnell auf einander folgenden Entbindungen*). So lange diese Frühlingsgewitter noch aufsteigen und ihren Segen dem Lande nicht vorenthalten, so lange giebt es auch noch Thau in den Nächten, und erst in der Mitte des Junius hören die Thaue mit den Niederschlägen auf.

Wenn schon der Frühling in den Steppen so wenig Vergnügen und Wonne brachte, wie will der Sommer Behagen und Zufriedenheit gewähren, wo die letzte Spur der Frühlingsreize von dem harten Steppen-Apollo unbarmherzig verwischt und verbleicht wird. Die Gewitter des April und Mai ziehen sich noch in den Juni hinein, lassen aber immer weniger von ihrem segensreichen Naß dem Lande zu Theil werden. Häufig ist schon der ganze Juni ohne Regen und Thau, und im Juli endlich löst sich alle Feuchtigkeit, die sich irgendwo zusammenzieht,

*) Ueber die Hauptsitze des Aufsteigens und der Entwickelung der Elektricität hat man natürlich noch keine genügenden Nachrichten. Doch machten wir bei Odessa im Maimonate 1838 die Bemerkung, daß von 18 Gewittern 16, regelmäßig aus Südwest herbeiziehend und immer an der Meeresküste hinaufschreitend, sich ganz auf dieselbe Weise über die Steppe nach Odessa heranschleppten, und die Umwohner an der Dniestr-Mündung u. s. w. versicherten, daß dieß im Frühlinge die beständige Richtung der aufsteigenden Gewitter sei. Vielleicht, daß die beßarabischen Salzseeen, oder das Donau-Delta die Kessel sind, aus denen sie empordampfen.

entweder wieder in klares flüchtiges Gas auf, oder sie dringt im Norden der Steppe seitwärts zu den waldigen Karpathen-Vorlanden, nach Podolien und der Ukraine, oder sie zieht sich endlich im Süden in's Meer hinab. Der Boden der Steppe ist dann erhitzt und klafft gesprungen überall, vergebens nach Regenlabung schreiend. Sein lechzendes Athmen wallt heiß zum Himmel auf. Jupiter aber, statt diesen warmen Bitten Gehör zu geben, schnürt alle Schläuche fest und schüttet am Ende, der armen Steppe spottend, alle Tropfen seinem Bruder Neptun in den Schooß. Merkwürdig ist es, daß in diesen Juliwolken und Juligewittern, die keinen Tropfen entschlüpfen lassen, nichtsdestoweniger häufig Entladungen der elektrischen Materie stattfinden, und ein fortwährendes Donnern und Blitzen über den Köpfen sich wahrnehmen läßt, ohne daß doch den Menschen und Thieren ihr Schreck vergütet wird.

Die Hitze wäre wohl an und für sich nicht so unerträglich und wird es nur durch ihre lange Dauer. Nie wird sie durch einen kleinen Zwischenact von Kühlung unterbrochen. Die Gestaltung der Erdoberfläche gewährt nirgends einen schattigen Ort, und Gäa giebt Alles den unbarmherzigen Pfeilen Apollo's preis, denen nichts entrinnt. Es ist dieß eine Zeit großer Leiden alles Lebendigen auf der Steppe. Die zarten Pflanzenkeime sinken zusammen und verdorren. Die Steppe verliert die Frische ihres Frühlingsgrüns, wird dunkler, dann braun und endlich fast völlig schwarz, als hätte Alles ein zehrender Brand versengt, Menschen und Thiere magern ab. Die Heerden der wilden Ochsen und mehr noch die der Pferde, die im Mai so voll und muthig waren, sind matt und lahm. Selbst die braune

Haut der armen Chacholls*), die freilich nie sehr frisch und elastisch war, legt sich schlaff in die hohlen Wangen; Alles macht ein leidendes Gesicht und schleicht einen langsamen Schritt. Die Teiche vertrocknen, die Brunnen versiegen, die Quellen stocken, und da, wo im Frühlinge Wellen schlugen, staubt jetzt der Boden. Das Wasser steigt immer höher im Preise. Man raubt und stiehlt es, und es werden Wachen an die etwa noch ergiebigen Brunnen gestellt, um das kostbare Naß nur dem rechtmäßigen Eigenthümer zufließen zu lassen.

Wenn die Steppe im Frühlinge nur wenig reizend war, so erscheint sie nun erschrecklich. Gefühllos sieht die grausame Mutter Tausende von Wesen, die aus ihrem Schooße hervorgingen, dulden und umkommen und hat in ihrem liebloser Sinne nicht ein einziges Mittel bereit, ihre Qualen zu mildern, spottet sogar noch der Schmerzen, die sie ihnen schuf, und spiegelt ihnen in der Fata-Morgana die schönsten Sammlungen des herrlichen Elementes vor, das alle Schmerzen ersäufen könnte und nach dem Alle sehnsüchtig schreien.

Es ist freilich nicht alle Jahre so arg; denn wenn auch im Juli und August nur höchst selten Regen fällt, so giebt es doch viele Jahre, in denen der Frühling und der Winter feucht waren und wenigstens die unterirdischen Behälter mit Wasser füllten. Zu den trockensten Jahren aber, auf welche das Gesagte buchstäblich paßt, gehören aus der letzten Zeit die von 1822, 1823 und 1824, die daher auch der Reihe nach Durst- und Hungerjahre waren, als-

*) Spitzname der Steppenbewohner, den die Großrussen ihnen gegeben haben.

dann die von 1826, 1827, 1830, 1831, 1833, 1835, — zu den feuchtesten Sommern dagegen die beiden von 1837 und 1838.

Von der Trockniß des Jahres 1833 machte mir ein Augenzeuge folgende Schilderung. Es fiel in diesem Jahre schon im Mai der letzte Regen, und seitdem verstopften sich alle himmlische Quellen, und es versiegten daher auch mehr und mehr die irdischen. Die Steppe bot den ganzen Sommer über den Anblick eines unabsehbar schwarzen wüsten Feldes, in dem nicht die geringste grüne Oase das Auge labte. Die Windgötter lagen mit gelöster Muskelkraft auf den öden Gefilden, und es regte sich nicht das geringste Lüftchen. Auch die Nächte selbst blieben schwül und dumpf, und wenn Mattigkeit Alles beschlich, so ruhte doch nichts in erquicklichem Schlummer. Was sich regte, hüllte sogleich ein dicker schwarzer Staub ein, und kaum die Vögel erhoben sich in ungetrübte Lüfte. Kümmerlich und leidend standen alle Pflanzen, auch die, welche Menschenhand pflegte. Der sonst von seinem nahrhaften Reichthume so hoch schwankende Weizen hatte krumme, kleine, rostige, unnatürlich rothe Halme, die mit ihren leeren Strohköpfen kaum aus den Furchen hervorragten. Der Hunger und Durst der großen Pferdeheerden, die vergebens den Boden ihrer harten Mutter Erde aufscharrten, stieg auf's Höchste. Selbst die härtesten Menschen erbarmten sich ihres leidenden Viehes, und wo sie nur noch ein erträgliches Kornfeld hatten, trieben sie die hungrigen Heerden hinein und gaben dem Vieh das Brod ihrer eigenen Kinder preis. Wo sich noch ein Quell thätig zeigte, da wurden ihm Schloß und Ketten geschmiedet und die Brunnen verschlossen, verriegelt und bewacht. Aber die Durstigen er-

brachen die Riegel und vertrieben die Wachen, und die Staatsgewalt mußte sich in's Mittel legen, um Streit und Krieg zu verhüten. Handel und Verkehr stockten, und man wagte in den Nachbarländern nicht, Versendungen durch die Steppe zu machen, gleichsam als ginge es durch die Wüste Sahara. Viele Tabunen lösten sich völlig auf, indem die Pferde rebellirten und davon liefen, um Wasser zu suchen. Ueberall sah man lose Pferde mit ausgestrecktem Halse, die aufmerksamen Nüstern vorgestreckt, in den Thälern aufwärts laufen, um einen Trunk Labung für ihr Durstfeuer zu erspähen.

In vieler Hinsicht ist in dieser heißen Zeit die Steppe noch weit härter als die Sahara und die Llanos, denn ihre Hilfsquellen versiegen bis zum letzten Reste noch weit mehr als die jener unwirthlichen Gegenden. Die Wüsten Afrikas schaffen doch, wo nur Wasser erscheint, ein Paradies, lassen Dattelpalmen und andere Oasengewächse in Fülle um jede Quelle aufschießen, wogegen in den Steppen auch selbst starke Gewässer nur im ungenießbaren Grase fließen, ohne auch nur etwas mehr zu erzeugen als hier und da Schilf. Die dickhäutigen Pflanzen der Wüste, welche die Säfte lange in sich halten und trotz glühendem Sande und sengender Gluth frische Blüthen bilden, die Aloes, die Cactus, in welche, wie in Südamerika, ein durstiges Thier beißen könnte, um seine Lippen zu netzen, fehlen ganz in der Steppe.

Zu Ende des Juli und im Anfange des August erreicht die Dürre ihren höchsten Grad und geht gegen Ende des letzteren Monats schon wieder merklich bergab. Dann stellen sich starke Nachtthaue ein, und Gewitter werden hier und da vom Boden angenommen. Die bleiche Dunst-

Atmosphäre klärt sich allmälig zu freundlichem Blau ab, und Alles bildet sich mehr und mehr zum sanften Herbste hinüber. Wenn jenseits der höchsten Sonnenhöhe der Mai der angenehmste Punct war, so ist es nun diesseits eben so der September. Die Lüfte werden dann äußerst sanft und mild. Zuweilen einfallende Regen halten den unholdigen schwarzen Steppenstaub nieder. Die Steppe ergrünt von Neuem mit nachsprießendem Grase. Alles, Pflanze, Thier und Mensch, erholt sich wieder, und wenn Darius nur den regenlosen Juli überstanden gehabt hätte, so hätte er sich im September wieder leicht halten und seine Winterquartiere bauen lassen können. Könnte der Mensch auf Wolken schweben und in den Lüften leben, so müßte der Steppenherbst so schön für ihn sein wie sonst irgend einer. Denn der Himmel, zu dem er, von dem Graubraun der Steppe angewidert, im Sommer vergebens seine Trost suchenden Augen aufschlug, bietet im September wieder wie im Mai viel schönes Blau, mit Gold und Silber durchwirkt. Die Nebel, welche im Sommer gestaltlos in den Lüften hängen, gewinnen Form und bauen am Himmelsfirmamente die Gebirge und Gipfel, die Festungen und Thürme, die unten auf der Steppe fehlen, und zeichnen über diesem grünen unbemalten Tuche ein Gemälde, das den Gestalten suchenden Blick erfreut und die nach Beschäftigung durstende Phantasie mächtig erquickt. Die Sonne stirbt dann fast alle Abende mit dem liebreichsten Angesichte und treibt ihre Rosse heim durch die schönsten Thorgänge, welche die Luftgeister ihr bauten. Mit purpurnen Gehängen ist der Himmel überall umsäumt, und jedem Wölkchen sendet sie, Abschied nehmend, noch einen Kuß von Rosenlippen zu. O wie bettelarm ist unsere Wolken-

theorie in Vergleich mit dem Formenreichthume eines einzigen Herbstabend-Himmels in den Steppen! Auf der einen Seite sinkt die Sonne heiter und zufrieden hinab in ihren Gluthtempel, an dem mehr Pracht der Farben verschwendet ist, als alle Maler je auf ihren Paletten geführt. Ihr gegenüber auf dem Meere lastet ein schweres Gewitter, dessen Rand rund umher mit Purpur besäumt ist, während innerhalb dieses Saums ein schwarzes Getümmel kaum zu bändigender Wolkengeister sich zeigt. Die untersten Wolken hängen dicht auf's Meer hinab und haben durch einen schwer zu deutenden Lichteffect eine bleiche weißgraue Farbe, gleichsam als lägen Erlkönigs Gesellen lauernd auf den Wogen. Wieder in anderen Regionen des himmlischen Reichs tändelt luftigeres Wolkenvolk, großes und kleines, altes und junges, in zauberische Gewänder gehüllt, in seinen eigenen Kreisen, als lache nicht die Sonne und drohe nicht das Gewitter. Nicht weit von diesem geselligen Haufen wandelt einsam eine versprengte Wolke auf blauem Gefilde. Näher zur Sonne hin wird Alles heller und brennender, und doch ist's keine blendende Gluth, vielmehr Alles faßlich und genießbar. Nach Norden liegt ein hoch gekuppeltes schönes Waldgebirge, aus Nebel gebaut, mit vielen über einander emporsteigenden Spitzen und Höhen, mit Thälern und Flächen untermischt, mit in's Einzelne ausgeführten herrlichen Baumpartieen und felsenkrönenden Burgen, Alles ganz deutlich und klar gezeichnet, und auch über den Berggipfeln schweben Wolken, welche sie mit ihrem luftigen Schaume umgeben. Welch ein Reichthum von Licht und Schatten, welcher stete Wechsel zwischen Schwarz und Blau, zwischen Roth und Gelb! Wohin das Auge blickt, nichts als Silber, Gold, Krystall und Perlenschmelz! Leben und Thätigkeit, Phantasie

und Gedanke das ganze Firmament, das hier in der Steppe alle schöne Landschaft zu sich hinaufgezogen und der Erde nichts gelassen zu haben scheint.

Mit dem Ende Septembers ist aber auch schon alle Lust wieder zu Ende, und der October, der sich bei uns noch mit Weinlaub und herrlichem Himmelblau schmückt, ist schon wieder völlig Scythe und Wüstenbarbar. Trübe verhängt er sein finsteres Angesicht und ist an Nebeln und Regen reich. Früchte kennt er nicht und nicht die schönen Herbstmorgen, an denen bei uns die kleine schwarze Spinne des Altweibersommers ihr zartes Gewebe in die Luft hinaushängt, auch nicht das goldgelbe Laub der Bäume und das melancholische Violett der hinsterbenden Wälder. Das Ende Octobers mischt sich schon wieder völlig in das Graus und Braus der Wjugen und Samets und vereinigt sich brüderlich mit dem ihm auf dem Fuße folgenden Winter. Der Steppen-November ist völlig schon als Wintermonat zu betrachten und führt Luftereignisse herbei, gegen die ein deutscher November als ein unschuldiger Nachsommer erscheinen könnte.

So also ungefähr spielte sich seit den Kriegen der östlichen Perserkönige mit den westlichen Hellenenstämmen bis auf den heutigen Tag der Reigen der Jahreszeiten in den Steppen beständig ab. Aus einem langen, rauhen, stürmischen, meistens sehr kalten, gewöhnlich nicht sehr schneereichen Winter führen die stets bemäntelten und bepelzten Horen das Jahr durch die schmuzige Zeit der Schneeschmelze, welche Karl's XII. Stulpenstiefeln und Kanonen mit einem zähen dicken Kothe incrustirte, in einen milden, jedoch genußarmen Frühling ein, der nur nomadisch-mongolische Kehlen zum Anstimmen von Frühlingsliedern

begeistern kann, und der die Petschenegen und Tataren zur Erhebung ihres blutigen Paniers und zum Beginn ihrer Raubfeldzüge auf frischen und fetten Pferden reizte, — bis er unter matten Gewittern zu einem heißen Sommer vertrocknet, in welchem die Heeresmacht des Persers Darius gelähmt und gebrochen wurde, der den brennenden Boden und den sengenden Himmel der Sommersteppe flüchtigen Fußes mied, ohne den frischen kühlenden Herbst abzuwarten, der dann durch einige reizende Wolkenbilder mit raschen Sprüngen der langen Winternacht zueilt.

Vegetation.

„Sie haben keine Sprache, noch Rede; aber
„sie schaffen Zungen und Herzen, durch die sie
„fühlen und sprechen."

Obgleich die Malorossianen allerdings durch ihre große Zahl und allgemeine Verbreitung die Hauptnation in den südrussischen Steppen bilden, so fehlt es hier doch auch keineswegs an Großrussen. Vielmehr findet man sie als Fischer, Tabuntschiks (Pferdehirten), Handelsleute, Fuhrmänner, Holzarbeiter und in vielen anderen Chargen im ganzen Lande verstreut. Man kommt daher überall mit ihnen zusammen, und so traf es sich denn auch eines Tages, daß ich meine Schritte neben denen eines langbärtigen, von dunkler Röthe im Gesichte wie auf seinem ponceaufarbenen Hemde glühenden Kazappen*) durch die Steppe setzte. Es war ein Fischer vom Meeresstrande, der in einem benachbarten Dorfe bei Verwandten seinen Sonntag fniern wollte. Ich sprach mit ihm von seiner Fischerei, und er sagte, daß sie schlecht ginge. Darauf unterhielten wir uns von Diesem und

*) Spitzname der Großrussen, den sie bei den Kleinrussen der Steppe haben.

Jenem, und endlich, als ich nichts mehr zu erkunden wußte, fragte ich ihn, wie ihm die Steppen gefielen. Er sagte: „Ach, Herr, wie könnte es mir hier gefallen? Was kann einem hier gefallen?“ — „Ist denn Euer Rußland besser?“ — „Unser Russija? Russija*), wie sollte es nicht besser sein?“ — Ich sah, daß er sich patriotisch erwärmen wollte, und um ihn nicht abzukühlen, hielt ich ihm den Widerpart und fragte: „Wie so denn?“ — „O in Russija, Herr, da ist von Jeglichem Jedes, und hier ist ja — von Allem nichts. In Russija ist das Brod besser, das Land besser, der Schnee besser, da sind die Häuser besser, der Sommer und Winter und alle Jahreszeiten besser. Da giebt's Berg, Thal, Wald und Wiese, Brunnen, Quellen und Flüsse die Fülle. Alles wechselt ab, und Alles ist so schön!“ Ich sah, daß er im Zuge war, und sagte nicht, daß ich auch in Russija gewesen war. Er fuhr daher in der den gemeinen Russen eigenen, so bilderreichen, so lebendigen und mimischen Beredtsamkeit fort: „Im Lande fließen große, schöne Ströme, und vor allen die prächtige Mutter Wolga mit allen ihren Kindern. Die Wälder sind groß und schön, die Eichen, Linden, Buchen, Tannen und Fichten reichen alle bis zum Himmel! Und in den Bäumen singen die Vögel von jeglicher Art, der eine so, der andere so.“ (Er pfiff dabei den Nachtigallen und Lerchen nach.) „Ach, und in den Wäldern, welche Luft von Wohlgeruch!“ (Dabei fächelte er sich die Luft zu und athmete sie so begierig ein, als wenn sie mit lauter Veilchenduft geschwängert wäre.) „Und wie nahe

---

*) Russija ist das Moskowitenland, der innere Kern von Großrußland.

ist Dir das Alles! Siehe, hier ist Deine Hausthüre, — Du machst sie auf, — trittst heraus, und da bist Du gleich mitten im schönen Walde"*). (Hierbei hielt er mich bei der Hand, und ich mußte stehen bleiben, als wenn ich die Hausthüre wäre. Er aber ging einige Schritte in das hohe Gras, als wie in den Wald, hinein.) „Welche herrliche Musik im Walde," sagte er dann, „und wie die Sonne durch die Blätter scheint! Und auf dem Boden im Rasen des Waldes blühen und reifen allerlei Beeren um Dich her, Erdbeeren, Herr, kleine, süße, rothe, wilde Himbeeren, Brom= und Blaubeeren von jeglicher Art, so viele, als Du nur wünschen magst. Du kannst Dich niederlegen, wo Du nur willst, rund um Dich herum pflücken, ohne anders als völlig satt wieder aufzustehen." Dabei warf er sich gar in's Gras und raufte rund umher die Halme, als wenn es Erdbeeren wären, und ich glaube, wenig fehlte, so hätte er sie auch noch gegessen, um mir zu zeigen, wie süß und schön die russischen Beeren den Hals hinuntergehen. Dann sprang er wieder auf und sagte: „Auch Pilze sind da von allen Sorten und in großer Menge, man füttert bei uns die Schweine damit. Gras und Heu ist noch das Einzige in diesem Lande, überall Gras und nichts als Gras. Und auch selbst dieses Einzige, was man hat, wie schlecht ist es! Holzig, struppig, und den größten Theil des Jahres saftlos und vertrocknet. Bei uns giebt es auch Gras, aber so hoch, bis zu meinem Barte, und was für Gras, grünes, feines, saftiges und süßes. Daß Gott erbarm'! Die Kühe werden ganz fett

---

*) Die Großrussen folgten in ihrer Verbreitung überall den Wäldern, die Kleinrussen den Steppen.

davon und — so dick." (Er stellte sich wieder hin, blies sich auf und machte sich mit Beinen und Armen so breit, als er konnte.) „Seht, und in dem Allen mitten drin liegt unser Moskwa, die vor allen prächtige und heilige Stadt. Wie ich sage, dort ist von Jeglichem Jedes. Und sagt mir, was ist hier? O! Russija wäre gewiß das beßte und erste Land, wenn es nur Eins nicht hätte — die Herren. Die haben's verdorben." (Gewiß war er ein seiner Herrschaft entlaufener Rebell.) „Wenn wir jetzt in Rußland gingen statt auf dieser öden Steppe, wie würden wir schön gulaien*), bald an einem Bache, bald in einem Gehölze, bald durch ein Dorf. Und hier müssen wir ein paar Stunden wie die Wachteln schnurstracks im Grase hinstreichen, bis wir unser Dorf erreichen. Ueberall Gras, Schilf und Gestrüppe; die Sonne brennt uns auf den Kopf, und das Land giebt uns nicht einen Baum zum Schatten. Wenn jene Wolke dort uns Regen und Wind geben wird, so haben wir nicht einen Hügel zum Hinterstehen, und wenn uns auch die Zunge am Gaumen klebt, der Boden giebt uns nicht ein Erdbeerlein zum Erfrischen."

In der That scheint die Natur bei der Anlage und dem Aufbaue dieses Steppenplateaus so wenig Rücksicht auf den Menschen genommen zu haben und dagegen so viel auf das grasfressende Vieh, daß sie den ersteren nur insofern dulden zu wollen schien, als er sein Dasein an einen dieser Grasfresser bindet. Die ganze Vegetation der Steppe bietet äußerst wenige, dem Menschen unmittelbar

---

*) „Gulaien," ein von den russischen Deutschen germanisirtes Wort, von gulatj, das so viel bedeutet, als müßig und scherzend einherwandeln.

genießbare, oder für seine Hauswirthschaft wesentlich nützliche Pflanzen, nur Schilf statt Bauholz, Unkraut statt Brennholz, Dorngebüsche statt der Fruchtbäume, für's Vieh dagegen unendlich viel Dienliches.

Daher kommt es, daß auch die Hauptclassification der Pflanzen, von der man in diesem Lande beständig reden hört, ihren Eintheilungsgrund von der Beziehung der Pflanzen zum Viehe hernimmt. „Trawa" und „Burian" sind die beiden großen Classen, in welche der Steppenbewohner alle Vegetabilien seiner Graswüsten rangirt, und wahrscheinlich von jeher rangirte. Trawa heißt Rasen, und man versteht darunter alle niedrigen, kurzen Pflanzen, welche das Vieh mit seinen Zähnen leicht bezwingen kann und wegen ihrer heilsamen Säfte gern genießt. Burian nennt man alle die struppigen, strunkigen, hochaufschießenden Pflanzen, welche das Vieh wegen ihres holzigen und saftlosen Gewebes nicht frißt.

Nehmen wir zu diesen beiden Classen noch die einzelnen Büschchen und Bäumchen, von denen man aber ihrer Seltenheit wegen fast nie reden hört, und alsdann das in den feuchten Flußthälern weit verbreitete Schilf und machen wir aus Diesem wie aus Jenem eine eigene Abtheilung, so können wir bei einer Charakteristik der Vegetation der Steppen die sehr bequeme Eintheilung in 1) Bäume und Gebüsche, 2) Schilfrohr (russisch Kamuisch), 3) Gestrüpp (Burian) und 4) Gräser (Trawa) zum Grunde legen.

1) Bäume und Gebüsche.

Wenn man von den hohen Fichten des oberen Dniepr und des Prypecz, welche die Rigenser Kaufleute, sie ihrem

vaterländischen Festlandboden entreißend und ihre Gipfel bewimpelnd, wie hohe Thürme auf der Meeresoberfläche schwankende Wurzeln schlagen lassen, — von den schwärzlichen Waldungen Volhyniens, in denen seit Jahrtausenden eine ununterbrochene Nacht dämmerte, und durch deren hochgeborene Zweige ein beständiges Geflüster rauscht, in denen die Luchse und Eichhörnchen auf schwankenden Brücken fröhlich wandern, wo in der Morgendämmerung der eitle Auerhahn sich singend seiner Schönheit freut, während die Bären und Auerochsen unter ihnen in wilden Kämpfen ihre Unabhängigkeit genießen, und das scheue Elen sein geliebtes Junges eilenden Schrittes vor den hungrigen Wölfen über den Sumpf hin rettet, — im Westen von den herrlichen Edeltannen der Karpathen, unter deren grünen Dächern die Polen zu so vielen reizenden Kapellen und berühmten Kirchen pilgern, und an deren weißen Stämmen die Huzzulen, Rußnaken, Goralen und andere karpathische Völkerstämme ihre geschickten Beile üben, — und im Osten von den Laubwäldern Russijas, die den Moskowiter mit ihrem Vögelgesange, ihren Schatten und ihrer unendlichen Beerenfülle entzücken, — durch das laubige Kleinrußland und die buschige Ukraine zu den strauchigen Steppen und endlich an die völlig kahlen Küsten des Pontus Euxinus hinabsteigt, so findet man eine allmälige Abnahme der Belaubung des Landes, welche sowohl in Bezug auf die sich mindernde Höhe der Bäume, als auch in Bezug auf die abnehmende Größe der von ihnen gebildeten Gesellschaften, der Wälder und Haine, auf eine höchst merkwürdige Weise der Verringerung derselben Verhältnisse in der entgegengesetzten Linie von dem mittleren Rußland aus nach Norden hin durch die baltischen Provinzen und das Land der finn-

ischen Suoma-laiwa (Sumpfleute) zu den Lappen und den Ufern des arktischen Oceans hin entspricht.

In Volhynien, dem alten Polesien, im Minskischen und in Weiß-Rußland treiben die Bodensäfte mit einer Kraft aufwärts, die selbst in der Höhe von hundert Fuß noch mächtige Wirkungen äußert, wunderbare Baumkuppen formirt und kräftiges Holzwerk zu Stande bringt. Im Lande der edlen Schwertritter nimmt dieser Trieb schon merklich ab. In Livland liefern die Fichtenwälder keine Masten mehr, und die elegante, aber niedrige Birke, ringt mit dem hochstrebenden Nadelgehölze um die Herrschaft des Bodens, die sie in Finnland, wo sie die Seeen bekränzt und in allen Sümpfen wandelt, allein behauptet, bis sie bei den Lappen sich unter der Gewalt des Boreas krümmt und dort ihr edler, schlanker, jungfräulicher Wuchs zu niedrigem Gestrüppe verkrüppelt und mit dem gemeinen Wachholder sich verschwistert, mit dem sie gemeinschaftlich weite Felder überzieht, worauf endlich auch diese schwachen Laubreste von ewigem Schnee und Eise aus dem Felde geschlagen werden, und Alles zu schleichenden Flechten und Moosen herabkriecht.

Eben so steigt die Vegetation von jenen mittleren Hochwäldern nach Süden hin vom Hohen zum Niederen herab, zunächst zu den schon bedeutend niedrigeren Nadelgehölzen des Tschernigow'schen und Kiew'schen Gouvernements, alsdann zu den Laubwäldern und niedrigen Laubgebüschen Podoliens, des südlichen Kleinrußlands und der Ukraine und endlich zu den „Derrinas" (Dorngebüschen) und den völlig laublosen Grasfeldern der neurussischen Steppen.

Während in Polesien Wälder, wie der Bialowiezer, vorkommen, die 6 bis 7 Meilen weit in allen Richtungen

ununterbrochen Baum an Baum zeigen, haben Kiew und Tschernigow nur wenige Waldungen, die groß genug sind, um das Elen zu nähren, und die größten Baumgesellschaften haben hier nur noch zwei Meilen im Durchmesser. In der Ukraine, in Podolien und im südlichen Kleinrußland giebt es freilich auch noch herrliche Waldungen, die schönsten Eichen, Buchen. Ahorne, Erlen, Pappeln, Weiden, Linden (selten Birken), aber es fehlen nicht nur völlig die hohen Nadelhölzer, sondern es ziehen sich auch bereits so weite, kahle Flächen unter die Wälder, daß die letzteren schon groß genannt werden, wenn sie nur drei bis vier Werste im Durchmesser haben. Dabei mischt sich eine Menge niedriger Baumgattungen ein, namentlich wilder Obstbäume, die hier ebenfalls eine Menge kleiner, niedriger Waldungen bilden. Auch zeigen sich weiter nach Süden die meisten dieser Gewächse mehr als Büsche, bei denen ein eigener Hauptstamm verschwindet. Nicht nur Erlen, Weiden, Haselnüsse, sondern auch Birn-, Aepfel- und Kirschbäume, zuletzt selbst Eichen, Linden und Buchen erscheinen in jenen Gegenden gewöhnlich niedrig und vielstämmig in weit ausgedehnten Gebüschen, und man könnte die südliche Ukraine und das südliche Kleinrußland als wahre Buschländer bezeichnen. Noch weiter nach Süden dehnen sich dann die Steppen in immer größeren, ununterbrochenen Strichen aus, und die Wäldchen und Gebüsche liegen nur noch wie Oasen in der Wüste, wie kleine, eingesprenkelte Puncte, oder wie schmale, am Ufer der Flüsse sich hinziehende Linien da, bis denn am Ende auch diese schwachen Schattirungen fast ganz unbemerkbar werden, da die Büsche zu Dorngesträuch und die Wälder zu einzelnen meilenweit auseinander stehenden Baumkrüppeln zerschmelzen, die aber

für den Betrachter durch ihre Seltenheit nur um so interessanter werden.

Die Büsche und Bäume in den südlichen Gegenden, wo man die Steppe als völlig herrschend annehmen kann, reduciren sich auf einige wenige Arten von Dornen- und Hollunderbüschen, wilden Birn- und Aepfelbäumen und einige noch weniger nennenswerthe Baumarten, deren Individuenanzahl aber so äußerst gering ist, daß man das Holz von 10 Quadratmeilen zusammensuchen müßte, um ein paar ordentliche Eichbäume daraus formen zu können. Außer den genannten dürftigen und traurigen Laubträgern giebt es dann in der ganzen Natur kein einziges Gewächs, welches einem Baume oder Busche ähnlich sieht.

Die Steppenflüsse, zu denen wir nicht die großen Ströme, den Dniestr, Dniepr, Bug und Don, welche weite Länder verschiedener Art durchschreiten, vielfache Sämereien herbeiführen, mancherlei Erdarten in ihren Rinnen mischen und, sich große Thäler bildend, die ganze Steppennatur in ihrer Nachbarschaft verwandeln und deren Einfluß besiegen, rechnen können, worunter wir vielmehr nur die Nebenflüsse dieser großen Ströme und solche kleinere Flüsse verstehen, die ihren Lauf ganz in der Steppe verfolgen, — diese Steppenflüsse sind also durchaus nicht von so wohlthätigem und zauberischem Einflusse auf die Steppenwüste umher, wie die Flüsse Arabiens und der Sahara auf die Sandwüste zu ihren Seiten. Der Jordan und der Orontes, welche den Steppenflüssen Ingul, Ingulez und Kujalnik an Größe entsprechen mögen, schaffen immer an ihren Ufern ein kleines Paradies mitten in der Wüste, so daß ihre Thäler, so weit des Wassers heilbringender Einfluß reicht, überall voll reizender Haine und wun-

dervollen Pflanzenwuchses sind. Ja jede kleine zu Tage springende Quelle des verehrten und heilig gehaltenen Wassers schafft dort sogleich eine entzückende Oase. Es ist das natürlich, denn der einzige Grund, warum jene Länder wüste erscheinen, ist der Mangel an Wasser, dessen Auftreten daher, wie das eines mächtigen Zauberers, sogleich jene Wunder wirkt.

In den Steppen ist es anders. Sie leiden an sehr componirten Gebrechen, von denen einestheils die ununterbrochene Einförmigkeit ihrer Oberfläche, die sie allen Rauhigkeiten des Klimas vollkommen preisgiebt, und anderntheils die unvortheilhafte Lagerung ihrer Schichten, bei denen gleich unter der oberen fruchtbaren Erdschicht gewöhnlich eine sterile Kalkschicht folgt, deren schädliche Einflüsse nur durch eine — hier aber ganz unmögliche — Mischung mit anderen Erdarten zu neutralisiren wäre, hauptsächlich die unheilbaren Nachtheile herbeiführen, denen beständig ihre hier und da von der Natur wie von den Menschen versuchte Bebaumung hinsterbend unterliegt. Es reicht daher auch die Erscheinung des Wassers allein nicht hin, um in ihnen jene Waldparadiese hervorzurufen. Neben Neptun und seinen Oceaniden müßte auch Vulcan mit seinen Cyklopen die Steppen durchfurchen, um sie hier und da ihres Wüsten-Charakters zu berauben.

Daher erklären sich denn der traurige Anblick und die geringe Wirksamkeit jener Flüsse, Bäche und Quellen der Steppen. Sie erzeugen durchaus nichts an ihren Ufern, nicht einmal Weidengebüsch, geschweige denn Wälder und Haine von anderen Bäumen. Sie fließen, durchaus alles Schmuckes und aller Reize bar, mit grauem, schmuzigem Wasser im Grase fort oder liegen im Sommer, schmachtend und selber durstend, unvermögend, Anderer Durst zu

stillen, wie auf den Sand gerathene Fische im Rasen und Schilfe. Auch die Quellen, die hier und da zu Tage springen, kommen ohne alles schöne Gewand aus dem kahlen Boden hervor, und der einzige Einfluß, den sie auf ihre Umgebung offenbaren, ist die Hervorbringung von Schilf und die Erzeugung eines etwas erhöhten Graswuchses. Wo hier und da Weidengebüsch an den Flüssen vorkommt, ist es immer mühsam gepflanzt durch menschliche Kunst, deren Wirksamkeit wir hier, wo wir nur von Dem sprechen, was die Natur in Bebauung des Landes that, natürlich von unserer Betrachtung ganz ausschließen.

Die wilden Obstbäume sind von allen den Bäumen, die an den Gränzen der Steppe, in der Ukraine u. s. w. noch in großen Waldungen vorkommen, die einzigen, welche sich in die Steppe hinausgewagt und überall bis zum schwarzen Meere hin ihre Vorläufer, Plänkler und verlorenen Posten vorgeschoben haben. Gewöhnlich stehen sie ganz einzeln, zuweilen aber auch zu zweien und nur selten zu dreien beisammen. Wie wunderbar und unerklärlich ist dieß Alles? Warum sind nur gerade die wilden Obstbäume diese Kühnen? Warum, wenn einer oder zwei beisammen ausdauerten, konnten es nicht auch viele? Warum bilden die einzelnen, ihren Samen ringsum ausstreuend, nicht auch Waldungen, wie im Norden? Und wie und auf welche Weise verbreiten sich diese einzelnen und ersetzen wieder ihre ausgestorbene Mannschaft?

Freilich sind diese Obstbäume, die überdieß nur dann und wann, in meilenweiten Entfernungen vorkommen, nichts weniger als schön. Vielmehr gewähren sie, großer Himmel, ach! welches erschreckende Bild betrübtester Einsamkeit, diese von Gott und aller Welt verlassenen, von gewaltig und

üppig hervorsprossenden, Alles beherrschenden Gramineen und Synantheren umgebenen und überwältigten, dürftig belaubten Birnbaumkrüppel! Ein solcher Steppen-Obstbaum hat selten Laub genug, um sich selber Schatten geben zu können, vielweniger kann er ihn einem Erdhäschen, geschweige denn einem Menschen gewähren. Wie ein Bettler steht er da, nur Fetzen eines Laubmantels um sein Gebein schlagend, und krumm, wie ein Zwerggreis gebogen, wagt er kaum, seine häßliche Gestalt vom Boden zu erheben. Die tiefste Melancholie ergreift den Betrachter eines so verstoßenen Pflanzenwesens. Es ist, als wenn man ein Nachtlämpchen mitten im dunkeln Weltraume fände.

Im Frühlinge erzeugt dieser Bettlerkönig der Steppenzwergbäume, der Schlehdornen und Brombeersträuche — denn die Krone muß man dem wilden Obstbaume, als dem höchsten unter seinen Brüdern, doch immer zugestehen — einige spärliche Blüthen, und im Herbste zeitigt er unter Mühe und Noth einige kümmerliche Früchte, welche die Umwohner einsammeln und trocknen. Die Kosacken, die in der Nähe von solchen Bäumen wohnen, gehen zu ihnen hin und putzen sie aus, schlagen das faule Holz weg und pflegen sie des dürftigen Lohnes jener Früchte wegen, d. h. so verfahren die ordentlichen Wirthe. Aber viele wenden auch diese Mühe nicht an und benutzen das Holz des Baumes nur zu Peitschenstöcken, die sie sich aus den Zweigen schneiden. Die meisten Peitschenstöcke des Landes stammen von diesem Baume, und da immer viel von diesem Artikel verbraucht wird, so kann man, von dieser Seite die Sache ansehend, wohl sagen, daß dieses dürftige Holz doch eine nicht unbedeutende Rolle in der Lebensökonomie des Landes spiele.

Es kommen diese Birnbäume, die auch oft bloßes Birn-Dorngebüsch sind, freilich hauptsächlich in den Vertiefungen und Schluchten vor; doch sieht man sie auch nicht selten mitten in der Fläche und auf dem breiten Steppenrücken stehen. Sie sollen sehr alt werden, und wenn auch nicht gerade derselbe Stamm stehen bleibt, so erhalten sich doch die Wurzeln, aus denen dann immer wieder neue Stämme hervorschießen. Die deutschen Colonisten haben alle wilden Obstbäume, die sie in ihrem Gebiete fanden, in ihre Gärten verpflanzt und durch Pfropfen veredelt.

Weit häufiger und in kleine Gesellschaften vereinigt findet man in den Steppen die Dorngebüsche, die Schleh- und Weißdorn-, Hagebutten-, Brombeersträuche u. s. w. Die Kosacken nennen ein dichtes Gebüsch von diesen Sträuchern „Derrina,“ und die Derrinas wären also Das, was die Steppen zum Ersatz für unsere Wälder und Gehölze haben. Man sieht solche Derrinas oft von 100 bis 200 Fuß Durchmesser, seltener von der Größe einer halben oder ganzen Dissiätine. Auf diesem Raume stehen dann die Dornen oft so dicht, daß weder Vieh, noch Menschen durchdringen können, und haben oft eine Höhe von 1 bis 2 Klaftern. Sie finden sich gewöhnlich an geschützten Stellen, an Thalabhängen, an den schroffen Ufern des Meeres, den Limans u. s. w. Aus den feuchten Thalniederungen aber, wo allein das Schilf herrscht, sind sie wiederum verbannt. Die Schlehdornsträucher sind entschieden die zahlreichsten unter ihnen, und ihre bittere Frucht wird von den Leuten eingesammelt und getrocknet, so wie auch frisch gekocht und gespeis't. Die Deutschen hauen die Dornen weg, wo sie sie finden, und legen auf dem Boden, den sie bedeckten und der gewöhnlich das vorzüglichste Erdreich bietet, Gärten an, oder

machen ihn zum Ackerlande. Die Kinder des Landes dagegen halten viel auf die Dorngebüsche, lieben und schätzen sie, ja achten sie sogar gewissermaßen für heilig und unverletzlich. Ach, die Dürftigkeit der Steppe ist groß und zwingt den Menschen wohl, Schlehdornbüsche den Eichenhainen gleich zu setzen! Im Frühlinge freuen sich die Kosacken über die Blüthe der Dornen und wandern um sie herum, ihren Duft genießend. Auch sind die Dornen, die bei'm Hause stehen, die beständige Zuflucht ihres Geflügels vor den vielen Raubvögeln der Steppen. Im Herbste schneiden die Kosaken sich lange Stäbe aus den Dornen, die sie zum Lenken ihrer Ochsen brauchen; auch verfertigen sie aus ihnen die Heuschrecken-Eggen, indem sie eine Menge von Dornzweigen an einem Balken befestigen, diesen mit Steinen beschweren und, ihn schleifend, damit die Heuschrecken auf dem Felde tödten. Selbst die Egge, mit der sie nach der Aussaat die Körner einegen, ist auf diese Weise gemacht.

2) Die Schilfrohre.

Sämmtliche einigermaßen bedeutende Steppenflüsse vom Kaukasus bis zu den Karpathen sind mit großen Schilfwaldungen geschmückt, und eben so auch die der Steppengränzländer. Es bilden sich diese Schilfwaldungen überall da, wo der Fluß ruhiger fließt, sich in Arme theilt und durch häufige Ueberschwemmungen den Boden stets feucht erhält, insbesondere also da, wo sich die Ströme ihrem Ausflusse nähern oder wo sie kleine, stehende Seeen, Tümpel und Teiche bilden. Fast alle Steppenflüsse aber lösen sich im Sommer zu einer Menge kleiner und großer,

stehender Wassersammlungen auf, die gewöhnlich gar nicht, oder doch nur durch einen kaum sich regenden Flußstreifen mit einander in Verbindung stehen und von den sich rund umher herandrängenden und frisch emporschießenden Schilfwaldungen fast ausgetrunken und geleert werden. Die Russen nennen einen solchen Schilfwald „Plawna," verstehen aber unter diesem Ausdrucke auch überhaupt wohl die ganze flache Thalniederung, so weit sie der Fluß zu überschwemmen pflegt.

Diese Schilf-Plawnas sind nach den Grasverbrüderungen ohne Zweifel die größten Pflanzengesellschaften, die in den Steppen vorkommen. Sie bedecken in den Thälern des Dniestr, Dniepr und Don große Strecken von vielen Meilen Länge und oft mehr als einer Meile Breite. Den ganzen unteren Dniestr und Dniepr begleiten unabsehbare Schilfwaldungen, in denen Rohr an Rohr steht und die durch nichts unterbrochen sind als durch Flußarme und Seeen, sowie durch die schmalen Stege, welche die Wölfe und wilden Vögel durch sie hin sich ausgetreten haben. Sie sind von dem größten Interesse für das Thierleben. Im Sommer sind sie voll Vögel, insbesondere voll solcher, die bei uns im Walde leben und die hier das Schilf als ihren Wald betrachten. Zeisige, Finken, selbst Nachtigallen bauen in Menge ihre Nester im Schilfe und singen dem alten „Borysthenes" und „Tiras"*) ihre Melodieen vor, die außer diesen Flußgöttern sonst keine Seele vernimmt. Die Schilfrohre stehen oft so dicht beisammen, daß der Wind sie nicht zertheilen kann und sie nur oben gleichmäßig ein wenig hin und her schwanken macht. Die kleinen Sänger

*) Die alten Namen des Dniestr und Dniepr.

hängen daher ihre Nester in völliger Sicherheit an drei Schilfrohre. Außerdem aber sind die Plawnas beständig voll von Wasservögeln aller Art, von Enten und wilden Gänsen, von großen Schaaren von Pelikanen, deren es hier zwei Arten giebt und die man oft zu 300 bis 400 bei einander sieht. Die Raubvögel, welche hier fast die einzigen Jäger sind, haben daher die schönste Jagd, und man sieht sie beständig von der hohen Steppe, wo sie ihre Nester haben, herabschweben und über den Schilfrohren kreisen, in denen bei ihrem Erscheinen immer ein Tumult und vielstimmiger Aufruhr entsteht, als wäre in die Arche Noah ein Wolf gebrochen. Mancher kleine Vogel, der im Sommer das Schilf mit Gezwitscher belebte, zieht im Winter ganz davon weg. Dafür aber gesellen sich zu den gefiederten Kehlen, die dableiben, im Winter noch viele bepelzte Gurgeln. Die Hasen, die Wölfe und überhaupt alle Thiere, die durch die erbarmungslose Kälte von der kahlen Steppe vertrieben werden, ziehen sich in die niedrigen Plawnas der Flüsse zurück, um Schutz zwischen den Schilfrohren zu suchen, und diese werden alsdann die Sammelplätze alles Lebendigen, das die Steppe hegt.

Nicht minder wichtig ist die Rolle, welche das Schilf der Steppenflüsse in der Oekonomie des Menschen spielt, denn diese schwachen Rohrstämmchen müssen in vielen Fällen hier Das sein, was dem Polen seine Fichtenbäume sind. Vor allen Dingen werden alle Häuser der Landleute mit Schilf gedeckt, alsdann flechten sie die Zäune der Gärten u. s. w., wenn sie sie nicht von Erde aufwerfen, aus Schilf. Sie stellen dazu ganz einfach dicke Bündel von Schilf in schmalen Garben in die Erde und flechten sie mit ihren oberen Enden zusammen. Ja in vielen Gegenden bauen

sie auch ihre Häuser aus Schilf, und zwar oft ganz hübsche und wohnliche, wobei die Schilfwände so mit Lehm und Kalk überworfen werden, daß, wer es nicht weiß, sich eben so gut einbilden kann, er sei in einem steinernen Hause. Endlich dient das Schilf in den Steppengegenden auch noch weit und breit als Brennmaterial, wenn es gleich nicht das vorzüglichste ist, denn es hinterläßt noch weniger nachhaltige Gluth als selbst das Stroh.

Der Dniestr und Dniepr versehen weit und breit die Umgegend mit diesem in so viele Lebensverhältnisse eingreifenden Hauptbedürfnisse, und beständig winden sich lange, mit Schilf beladene Wagenreihen aus ihren Niederungen auf die hohe Steppe hinan. Der Dniestr insbesondere versorgt die Stadt Odessa mit diesem Artikel. Die Schilfwaldungen der Flüsse sind gemeinschaftliches Gut der anliegenden Ortschaften, so weit das Gebiet eines jeden Ortes reicht, und ein jeder Ortsbewohner kann so viel herausschaffen, als er zu gebrauchen oder zu verkaufen denkt. Im September nun, wenn das Schilf reif ist, fährt Alles, was da mag und darf, in die Plawna und schneidet Schilf nach Belieben. Es ist dieß eine üble Arbeit, weil die Leute dabei beständig im Wasser stehen müssen. Wo sie mit dem Wagen wegen des Schlammes nicht passiren können, da bilden sie Dämme aus über einander gelegten Schilfbündeln. Die Krone besitzt große Gebiete in diesen Schilfdickichten und schickt oft ganze Regimenter hinein, die dann compagnieweise die Rohre niedermachen, als wären es lauter Feinde.

Das Schilf ist in den Steppenländern das einzige Gewächs, das, wenn der Wind durch die scharfen Blätter hinfährt und sie an einander schlägt, das Gesäusel der

Wälder nachahmt. Dem reifen Schilfe, welches die Menschen nicht abmähen, bricht der Wind im Winter unter dumpfem Geräusche die Köpfe und Blätter ab, so daß im Frühlinge dann nur noch die nackten Rohrstumpfe stehen, zwischen denen aber das junge Schilf des neuen Jahres grün und fröhlich emporschießt.

3) Die Gestrüppe.

Man kann wohl kaum einige Meilen in den Steppen vorgerückt sein, ohne sogleich von dem dort so berühmten „Burian" gehört zu haben; Burian ist das dritte Wort der Steppenköchinnen. Ueber den Burian jammert der Landmann, auf den Burian schilt der Hirt mit seinen Rindern und Pferden, Burian ist des hiesigen Gärtners Fluch, Burian weckt daher auch bald des Reisenden Neugierde, und er bekommt dann endlich jene Definition dieses tatarischen Wortes*), die wir oben gaben.

Bei der großen Schärfe und Geilheit des salpetrigen Bodens der Steppe treiben viele Unkräuter dort weit mehr ins Holz und werden weit mächtiger als bei uns, und viele, die bei uns ganz niedrig und klein im Grase bleiben, schießen dort wie Büsche auf und wachsen mit einer Ueppigkeit hervor, die den Gärtner zur Verzweiflung bringt. Da das Vieh sie nicht genießen kann und sie dabei auch nur selten ein dem Menschen nützliches Gesäme tragen, so

*) Es ist interessant, daß für sehr viele der Steppe ganz eigenthümliche Dinge fast immer die bei den Tataren und vielleicht auch schon seit älteren Zeiten gebräuchlichen Benennungen noch jetzt geblieben sind. So z. B. sind auch in der Heerdenwirthschaft alle Kunstausdrücke tatarisch.

dienen sie während ihres Lebens zu nichts als zur Uebung in Arbeit und Geduld und nach ihrem Tode als Brennmaterial, um dem Malorossianen seinen Borscht zu wärmen.

Eines der allerverbreitetsten Unkräuter dieser Art ist vor allen Dingen die Distel, die so weit sich zeigt, als diese schwarze, salpetrige, südrussische Erdscholle reicht, in allen Steppenländern und ihren Nachbarlandschaften. Einige Arten der Distel kommen hier zu einer Größe, Entwickelung und Verzweigung, die in der That bewundernswürdig ist. Man sieht zuweilen einzelne Distelstöcke bei den niedrigen Erdwohnungen der Steppen-Troglodyten stehen, die einen solchen Umfang, eine so außerordentliche Höhe und Verästung haben, daß sie die Hütte überschatten und daß man sie in der Ferne für Kirschbäume hält. Sie schießen zuweilen auf Bodenstellen, die ihnen besonders conveniren, in Massen neben einander aus dem Erdreiche hervor und bilden dann förmliche Distelgehölze, in denen ein Kosackenritter mit sammt seinem Pferde bis zur höchsten Spitze seiner cylindrischen Schafspelzmütze sich verbergen kann.

Ein sehr berüchtigtes Steppenunkraut ist auch die von den Deutschen sogenannte Windhexe, ein jämmerliches, der Distel ähnliches Gewächs, das alle seine Kräfte darin verspielt, dünne, dürre Zweiglein zu bilden und dieselben nach oben und allen Seiten hin radial zur Formirung von Zweigkugeln auszuschicken. Die wenigen Säfte, welche diese Pflanze selbst in der saftigsten Zeit hegt, sind noch bitterer als Wermuth, und die Thiere rühren selbst in den ärgsten Hungerjahren die Windhexe nicht an. Die Kuppeln, welche sie im Rasen zum Verdrusse des Grasmähers bildet, werden oft drei Fuß hoch, haben dabei zuweilen zehn bis fünfzehn Fuß im Umfange und sind, wie

gesagt, aus lauter feinen Zweiglein gewölbt. Im Herbste nun fault der Stamm dieses Gewächses unten an der Wurzel ab, und die Zweigkugel trocknet zu einem federleichten, großen Balle aus, den der Herbstwind alsdann vom Boden trennt und durch die Lüfte über die Steppe hinführt. Es werden oft von einem starken Windstoße mehre solcher Federbälle auf ein Mal losgerissen und dann von heftigen Stürmen so schnell fortgeführt, daß es dem raschesten Reiter unmöglich wäre, den Sprüngen und Tänzen dieser Heren zu folgen. Man glaubt alsdann in der Ferne, es komme ein Tabun wilder Pferde herangebraus't. Die Deutschen hätten ihnen keinen passenderen Namen als den der Windheren geben können, und sie haben dabei ohne Zweifel an den Ritt der Heren auf den Blocksberg gedacht, der hier alle Herbste auf dem weiten, kahlen Tanzplatze der Steppe von diesen Pflanzen treuer dargestellt wird als irgendwo. Bald hüpfen sie in kurzen, raschen Sprüngen, als wären sie lebendige Hirsche, über den Boden dahin, bald machen sie große Kreise auf dem Rasen, eine hinter der anderen und eine über die andere wegkugelnd, als wollten sie Tänze aufführen. Plötzlich steigen sie auf den Fittigen eines starken Wirbelwindes zu Hunderten hoch in die Luft, als wollten sie unmittelbar auf den Gipfel des Blocksberges hinauf fliegen. Zuweilen setzt sich eine Here auf die andere, und noch zwanzig häkeln sich dazu an zu einer großen, flüchtigen Masse, die nun, immer vom Winde herumgekugelt, wie ein Riese daherstelzt. Zu Hunderten werfen die Steppenstürme sie im Herbste vom hohen Meeresufer hinab, welcher Salto mortale ihnen aber nicht wohl bekommt, denn als Nereiden, auf dem Meere geschaukelt, nehmen sie sich nach gar nichts aus, und dort ist die

Windhexe, die in der Luft die Phantasie ergötzte, bloß ein häßlicher Strauch. — Die Russen nennen sie „Perekatipole“ (Springinsfeld).

Auch der Wermuth macht sich unter dem Burian der Steppe sehr bemerklich. Er wird mannshoch oder noch viel höher und nimmt ebenfalls oft große Flächen ein. Das Vieh frißt ihn in der Regel nicht. Nur im Julius und August, wenn alle anderen Kräuter vertrocknet sind, benagt es auch seine Blätter. Alsdann werden Milch und Butter in der Steppe unschmackhaft und bitter. Ja, die Bitterkeit dieses auch dadurch mit Recht so berühmten Krautes ist so groß, daß in manchen Gegenden, wo es sich häufig findet, wo die Leute es mit einärnten und wo bei'm Dreschen alsdann Staubtheilchen davon an den Weizenkörnern sitzen bleiben, das Brod ganz bitter wird. Wie weit man doch oft reisen muß, um manche Kleinigkeiten recht deutlich verstehen zu lernen! So war es für mich immer ein todtes Bild, wenn mir Jemand vom Wermuth des Lebenskelches sprach, bevor ich noch das bittere Brod der Steppe, mit Wermuthsbutter bestrichen, gekostet und Wermuthsmilch dazu genossen hatte.

Unter den Wermuth mischt sich gern „das Steppenlicht, die Königskerze,“ deren Blätter jedes Vieh unberührt läßt, und die daher immer Gelegenheit erhält, sich völlig zu entwickeln, alle ihre gelb leuchtenden Blumen zu entfalten, sie auf klafterhohen Stengeln als Leuchter aufzustecken und sie im Herbste gewöhnlich eine nach der anderen abzubrennen. Obgleich die Formen dieser Königskerze nicht unschön sind, denn schlank und kerzengerade schießt sie mit ihrem mittleren Hauptstengel empor, aus welchem hübsch gebogene Arme wie aus einem Candelaber hervorranken,

alle mit Blüthenflämmchen besetzt, und große Blätter legt sie an ihrem Fuße zur Basis über einander, die sich wie Schilder über einander hinschieben und nach oben hin immer mehr und mehr sich vorhängen, — obgleich dieß Alles so elegant ist, daß die Proportionen der Königskerze der Steppe den Künstlern zum Muster bei ihren Arbeiten dienen könnten, so ist sie doch eine gemeine Pflanze, erstlich wegen ihrer craßgelben Blüthen, die dem Auge schreiend wehthun, und dann, weil sie sich überall auf Schritt und Tritt zeigt und selbst in großen, unübersehbaren Feldern wie das gemeine Volk in Haufen erscheint.

Auch selbst der wilde Klee wird mit zum Burian gerechnet. Doch diesen frißt das Vieh, so lange seine Stiele noch jung und zart sind. Bleiben dieselben aber zu lange ungefressen, so schießen sie jählings empor und treiben so holzige Stengel, daß man sich Spazierstöcke daraus schneiden könnte.

Ein sehr geschätzter Burian ist die Schafgarbe, die stellenweis zwei bis drei Ellen hoch wird. Sie steht als Brennmaterial unter den verschiedenen Steppen-Unkräutern obenan. Die trockene Blume der Schafgarbe brennt herrlich und pufft beständig im Feuer, da sie so salpetrig ist, als wenn ein Pulverkorn in jedem Blüthchen stäke. Die Schafgarbe kommt ebenfalls oft in großen, mit anderen Kräutern unvermischten Gesellschaften vor, so daß man sie rein haben kann und dann theuer bezahlt, da auch ihre Asche trefflich dient und nicht nur den Seifensiedern die allererwünschteste ist, sondern auch von den Steppenbewohnern, mit Tabak vermischt, geschnupft wird.

Ferner rechnet man noch zum Burian die wilden Pastinaken, den wilden Hanf, die Wolfsmilch,

die Gehlrüben und eine Menge anderer Pflanzen, die, wie gesagt, alle so üppig wachsen, daß sie wahre Wälder bilden. Ein Wanderer, der einen halben Schuh zu kurz ist, fühlt sich in solchen Wäldern oft verlorener als im dunkelsten volhynischen Fichtengehölze, da bei der Ebenheit des Bodens die Aussicht eben so völlig verschwindet, und diese jämmerlichen Waldbäume nur einem Däumlinge das Klettern gestatten würden.

Es ist viel Sonderbares und Eigenthümliches bei dem Wachsen dieser Pflanzen. Ihr Vorkommen scheint hauptsächlich von dem Zustande der Lockerheit und Härte des Bodens abzuhängen. Wo derselbe hart ist, wächst der Burian nie; sowie aber entweder die Natur oder der Mensch den Boden irgendwo ein wenig auflockert, schießen sogleich diese Pflanzenunholde aus dem Erdreiche hervor, das überall mit ihnen geschwängert ist. Sie wachsen daher hauptsächlich da mit großer Ueppigkeit, wo man sie am wenigsten zu haben wünscht, auf den Aeckern, in den Gärten und in der Nähe der Menschenwohnungen, wo beständig die Erdscholle zertrümmert und mit allerlei Flüssigkeiten angefeuchtet wird. Wehrt sich daher der Mensch nicht tapfer gegen diese immer wieder auftauchenden Ungethüme, so ersticken sie ihn mit sammt seinen Cerealien. In schlecht gehaltenen Feldern sieht man in der Ernte oft die Leute um die armsdicken Distelpflanzen und andere Unkrautstämme, die sie nicht mit der Sense bemeistern können, herummähen und in spärlichen Häufchen die nützlichen, korntragenden Gewächse herausholen. Ein Königskerzen- und Windhexengarten und ein Distel- und Wermuthswald sind der widerliche Schmuck, unter dem sich die gewöhnlichen Wohnungen der Steppen-Troglodyten begraben. Daß eine Wohnung

vorhanden sei, erkennt man gewöhnlich von Weitem nur an dem Unkrautgebüsche, das sie umgiebt.

Wenn schon im Sommer ein Burianfeld kein erfreulicher Anblick war, so ist es im Winter ein völlig trauriger, alle diese struppigen, strauchigen, strunkigen, ausgetrockneten, gespenstischen Pflanzengerippe neben einander zu sehen. Aber noch schmerzlicher ist es dann, in Hungerjahren auf dem Schnee mitten in der Kälte und im Winde die lebendigen Thiergerippe an diesen dürren Gesträuchen, an die sie nun wohl die bitteren Blätter zurückwünschen, die sie im Sommer verschmähten, nagend zu finden. Für die Menschen gewinnt aber im Winter der Burian gerade seinen vorzüglichsten Werth. Sie sammeln ihn alsdann, binden ihn in Bündel, führen ihn zu Markte und wissen viel von den mehr oder minder trefflichen Eigenschaften, welche diese Strünke im Ofen entwickeln sollen, zu erzählen.

4) Die Gräser.

Ich habe viele Lehrer in der Steppenbotanik gehabt, der beßte war aber ein alter Pastuch*), der schon seit 70 Jahren mit seinem Viehe die Steppe beweidete. Er hatte selbst noch zur Türkenzeit auf dem Bodenflecke im hohen Grase geweidet, wo damals noch Niemand ein so nahes Ereigniß, wie die Geburt der prächtigen Stadt Odessa war, prophezeihte. Es waren die Heerden eines reichen Bulgaren, die er unter dem Scepter des Padischah hütete. Als später der Muskal**) in's Land kam, verkaufte sein

*) Pastuch heißt ein Hirt im Allgemeinen, insbesondere aber der Hirt einer gemischten Heerde.

**) Muskal nennen die Kleinrussen den moskowitischen Großrussen.

Herr einen Theil seiner Heerden und zog jenseits des Dniestr. Der Muskal brachte auch die Deutschen ins Land, und mein Pastuch stand nun seit dreißig Jahren als Heerdentreiber in dem Dienste einer deutschen Colonie. Mit der den Slaven eigenthümlichen Gewandtheit hatte er sich nun während der Zeit seines Dienstes aus einem türkisch sprechenden Russen fast ganz in die schwäbisch-deutsche Form umgegossen, sprach vollkommen deutsch wie ein Schwabe und hatte auch alle Fehler und Provincialismen dieses Dialektes so angenommen, daß man darauf geschworen hätte, er wäre am Neckar geboren. Doch standen ihm auch noch die türkischen und tatarischen Zeiten sehr nahe, die er nicht wenig lobte. Er behauptete, zur Tatarenzeit sei das Gras in der Steppe viel besser und reichlicher gediehen, und auch die Winter seien viel milder gewesen; er erinnerte sich, daß sie einmal sechs Jahre hintereinander Winter und Sommer mit ihren Heerden im Freien campirt hätten, ohne ein Winterquartier suchen zu müssen. Die Moskowiter aber hätten Eis und Schnee mitgebracht*), und seitdem sei es nicht mehr möglich, Winters in der Steppe auszudauern. Ich besuchte ihn recht oft in seiner Steppeneinsamkeit, und wir setzten uns an dem Abhange eines Mongolen-Grabhügels nieder, wo er mich dann über die Eigenheiten jeder Pflanze belehrte.

„Ja, seht, Herr," sagte er dann, „ich kenne so ziemlich Alles, was in der Steppe wächst; dieß ist natürlich, denn ich habe schon fast zehn Pferdealter zwischen den

*) Bemerkenswerth ist es, daß so viele von den Russen unterjochte Völker ihnen dasselbe Schuld geben, die Tataren, die Türken, die Moldauer, die Grusier.

Gräsern gewandelt und viel über sie gesprochen und von ihnen gesehen. Freilich hat man oft was Anderes zu thun; aber wenn Wind, Regen und Wölfe sich in ihren Höhlen still verkriechen und das Vieh ruhig weidet, so legt man sich dabei nieder in den Rasen und greift zu den Pflanzen, zerkaut ihre Blätter, spricht mit dem Burschen über diese und jene schädlichen oder nützlichen Säfte, sieht auch dem Viehe zu, um zu erforschen, was es gern frißt und was es klüglich vermeidet. So weiß ich denn so genau wie das Vieh selbst, wie hier Alles schmeckt, was bitter und was sauer, was süß und was ohne Saft ist. Ich kenne jedes Kraut, sowohl so lange es jung ist, als auch wenn es altert und abstirbt. Ich weiß, was das Schaf verwirft, was die Ziege, was die Kuh sucht und was dem Pferde wohlbekommt. Wir verstehen uns selbst auf die Neigungen der Kräuter und wissen, wo das „Seidenkraut" zu stehen liebt und wo die „Bärenohren" wachsen, wo wir mit Sicherheit den wohlriechenden Thymian finden können und wo der Oelsamen tragende „Hedrich" gedeiht.

Des Alten belehrende Reden flossen dann in dieser Weise fort, und ich hebe noch einiges allgemein Interessante daraus über die Gräser und Kräuter hervor.

Der giftigen Kräuter giebt es unter denen der Steppe im Ganzen sehr wenige, gewiß viel weniger als in Deutschland. Schierling und den giftigen Hahnenfuß findet man zuweilen, doch äußerst selten, und in der Regel bekommt dem Vieh Alles, was es nur beißen kann, recht wohl. Der dem Menschen unmittelbar besonders nützlichen Kräuter sind aber auch nicht sehr viele, obgleich damit nicht gesagt ist, daß der Mensch, der hier so häufig blos auf Gras reducirt ist, dasselbe nicht ungleich mehr als bei uns in seine

Lebenskreise hineinziehe und, sowohl um sein Leben zu erhalten, als auch insbesondere um es zu schmücken, den Gräsern und Kräutern eine Menge nützlicher Seiten abzugewinnen wisse, die wir nicht an ihnen kennen oder wenigstens nicht benutzen.

Um mit diesen dem Menschen unmittelbar nützlichen Kräutern zu beginnen, so lassen sich unter ihnen etwa folgende namhaft machen.

Zuerst ist da eine Art von Salvia austriaca, welche die Russen „Bärenohren," die Deutschen „Schweinsohren" nennen. Die Blätter dieser Pflanze sind breit und dick, mit einem dichten, äußerst feinen, sammetartigen Filze überzogen, und dienen in allen Erdhütten der Steppe als die schönste, zarteste und kühlendste Charpie. In allen Semlanken, wo sich eine Wunde oder ein Geschwür befindet, sieht man diese Bärenohren, hübsch reinlich abgepflückt und sauber über einander geschichtet, auf dem Tische des Kranken liegen, der all' sein Heil und die Linderung seiner Schmerzen von diesen Bärenohren erwartet.

Alsdann, als hätte die Natur geahnet, welch zwiebelessendes Volk sich in den Steppen festsetzen würde, wächst hier viel wilder Knoblauch, dessen Zwiebeln beide, Groß- und Kleinrussen, mit Begierde verzehren.

Auch wilden Sellerie und wilden Kümmel bringt die Steppe hervor, die von den Hirten, den Zigeunern, den Tschumaks und sonstigen Steppen-Nomaden gegessen werden.

Sehr viele Kräuter haben die Russen in der Steppe, aus deren Blüthen sie Thee brauen. Eines der vornehmsten davon ist die „Süßholzwurzel," von deren Blättern sie einen Absud machen, den sie, anstatt mit Zucker,

mit der Wurzel desselben Krautes versüßen. Besonders findet sich diese Süßholzwurzel häufig in den Thälern der Flüsse.

Manche kleine Pflanzen verschaffen sich in diesem oft ganz ausgetrockneten Boden dann und wann eine kleine Wichtigkeit durch den säuerlichen Saft ihrer Blätter. Wenn die Steppenbewohner des Sommers über Land gehen, so kennen sie immer eine Menge von Pflanzen, die saftig und säuerlich von Geschmack sind. Beständig rupfen sie dann an dem langen Stengel der Bärenohren, dem sie das saftige Mark aussaugen, und an den Blättern der „Honigblume," des „Hafermauch" und vieler anderer Pflanzen, die ihnen das Wasser ersetzen, wovon oft auf 30 bis 40 Werste kein Tröpflein zu finden ist.

Auch dem Hauptgerichte des Landes, dem „Borscht," werden so vielerlei Kräuter beigemischt, daß er eigentlich nichts ist als eine Kräutersuppe und für das ächte National-Steppengericht gehalten werden muß, dessen geographische Verbreitung so weit reicht als der südrussische Steppencharakter und mit Variationen in den weiter östlich liegenden Steppen wiedergefunden wird.

Giftige Pilze giebt es in diesem Theile der Steppe selten, wogegen ihrer in den asiatischen Steppen viele sein sollen. Die Leute essen hier alle Pilze, die vorkommen; es existiren deren bei der gewöhnlichen Trockenheit des Bodens weder vielerlei Arten, noch auch sind sie in der Regel in großer Menge vorhanden. Den größten Theil des Jahres sind in der Steppe keinerlei Pilze zu sehen und zu finden; allein zuweilen erscheinen sie wie die Heuschrecken in großen Massen, der Art, daß im Herbste mitunter ganze unübersehbare Striche der Steppen mit Pilzen bedeckt und wie

mit einer weißen Farbe davon überzogen zu sein scheinen. Sie bleiben indeß nur so bis zu Mittag, wo dann die Hitze Alles vertrocknet, während über Nacht wiederum bei starkem Regen die wundersame Zauberkraft des Bodens aus formlosen Stoffen eine unzählige Menge von bewunderns- würdig geregelten Organismen bildet.

Auch bringt die Steppe einige Oelpflanzen hervor, jedoch ebenfalls nicht in Ueberfluß, wenigstens nicht in solcher Menge, wie es der ölhungrige Gaumen der fastenden Russen wünschen möchte. Die hauptsächlichste Oelpflanze ist der „Hederich." Die Russen sammeln ihn sorgfältig und bringen ihn in die Oelmühlen, welche gewöhnlich Deutsche für sie gebaut haben. In diesen Oelmühlen muß man sie beob- achten, um zu sehen, wie sie sich freuen, daß ihre Steppe das Land ist, wo Milch und Hederichöl fließen.

Dieß möchten ungefähr die vorzüglicheren von den wenigen Pflanzen sein, die dem Menschen unmittelbar nütz- lich werden. Was die Dienste betrifft, welche die Step- penkräuter bei Verschönerung und Ausschmückung der Per- sonen und auch der Wohnungen leisten, so sind die Step- pen allerdings nicht arm an vielen bunten Blumen, mit denen das schöne Geschlecht des Landes sich schmückt. Die kleinrussischen Mädchen sind so große Liebhaberinnen des Blumenschmuckes, daß sie fast beständig, Sonntag und All- tag, große Blumenkronen auf dem Haupte tragen. Freilich könnte man ihren Geschmack etwas tadeln und nicht clas- sisch fein finden; denn sie begnügen sich nicht etwa mit einem Veilchen am Busen oder einer Rose in den Locken. Dergleichen zarte Dinge kennt die Steppe nicht. Hier heißt es: „Je gelber, desto besser, und blutroth das Schönste." Die Mädchen pflücken sich daher auch beständig in der

Steppe, wie in ihren Baschtans (Gärten), eine Menge schöner blauer, gelber, rother Blumen, die sie immer ihrer grünen Blätter berauben und aus denen sie sich dann Kränze für das Haupt winden, die ihnen so prächtig stehen wie einer Schauspielerin ihr falsches Diadem. Ja, die jungen Kosacken selbst sind so leidenschaftliche Liebhaber von Blumenschmuck, daß sie selten durch die Steppe reiten, ohne sich und ihrem Pferde dicke Büschel von Blumen und Gras hinter beide Ohren zu stecken. Die Tulpen, Hyacinthen, Mohnblumen, Tuberosen und gelben Ringelblumen scheinen ihnen die schönsten dazu.

Auch das Innere ihrer kleinen Erdwohnungen ist beständig mit allerlei Gräsern und Kräutern geschmückt, besonders an großen Festtagen, wie z. B. um Pfingsten, wo die Zimmer im Norden an der Ostsee mit zerhackten Tannenzweigen bestreut und mit Birkenlaub ausgeschmückt sind, und auch bei allen anderen festlichen Gelegenheiten, wo man in Persien die Zimmer einen halben Fuß hoch mit Rosenblättern füllt, bei Hochzeiten, bei Empfang ehrender Besuche u. s. w. streuen die Steppen-Troglodyten in ihre Semlanken grünes Gras, mit Blumen untermischt, so daß es dann immer in ihren Wohnungen duftet wie in einem Kleegarten. Eben so stecken sie um Pfingsten große Gras- und Blumenbündel vor ihren Thüren auf, schmücken damit ihre Wagen und binden sie auch auf den großen Flüssen, dem Dniepr, dem Dniestr u. s. w., an die Mastbäume ihrer Schiffe.

Außer diesen Pfingst- und Festzeiten aber hängen auch noch sonst immer ihre Wohnzimmer voll von allerlei Pflanzen und Kräutern, frischen und getrockneten. Ueber der Thüre stecken Büschel von Balsam, den sie gelegentlich

zum Branntwein thun und wovon sie auch Thee trinken. Auf dem Ofen liegen allerlei Färbepflanzen, der „Molotschai" zum Färben der Eier für den großen Ostertag, die „Materinka," die schön kaffeebraun färbt, und andere. Keine Ecke des Zimmers aber ist so mit Kräutern und Blumen ausgeschmückt wie die, wo sie ihre Heiligenbilder hängen haben, Die kleinen, offenen Schränkchen, die sie für diese Bilder bereiten und auch mit hübschen Vorhängen versehen, sind rund umher mit Blumenbüscheln besteckt, die gewöhnlich kreuzweise über einander genagelt werden. Insbesondere suchen sie hierzu auf der Steppe eine hübsche röthliche Immortelle, die sie gewöhnlich unmittelbar über den Bildern anbringen und mit der sie auch sonst noch ihr Haus gegen Blitzschaden und anderes Unglück schützen zu können meinen. Zuweilen auch garniren sie rund herum ihr Zimmer mit solchen kreuzweise über einander genagelten Pflanzenbüscheln von Thymian, Lavendel, Krausemünze, Salbei, Quendel und Pimpernell, die zum Theil, selbst wenn sie ganz vertrocknet sind, einen hübschen Geruch und piquanten Geschmack beibehalten, welchen letzteren die Steppenbewohner insbesondere wohl benutzen, indem sie immer beim Essen von jenen Büscheln die vertrockneten Blüthen abpflücken und sie zerrieben auf alle möglichen Speisen streuen.

Die Zahl derjenigen Pflanzen, die dem Menschen nicht unmittelbar dienen, sondern die er nur als Milch, Butter und Kalbfleisch in seiner Haushaltung empfängt, ist am größten, und wir heben daraus natürlich nur die hervor, welche auch außerdem, daß sie Butter geben, noch einiges Interesse gewähren. Vor allen Dingen gehört dahin die Grasart, welche die Botaniker „Stipa pinnata," die Russen „Seidenkraut," die Deutschen aber

„Bocksbart" nennen. Dieses Kraut giebt ziemlich harte Grashalme, die nur die Pferde gern fressen. Späterhin, wenn seine Samenkörner reifen, bildet sich an jedem Korne eine sehr dünne, hübsche und zierliche, über einen Fuß lange Feder aus, die mit kleinen, kurzen Seidenhärchen besetzt ist. Mehre dieser artigen Federn, zusammengelegt, bilden äußerst hübsche, schwankende Büschel, wie die Schweife der Paradiesvögel, und ich denke dabei in der That mit den Russen lieber an Seide als mit den Deutschen an den Bart eines Ziegenbockes*). Diese seidenen Federn des Krautes machen im Winde die elegantesten Bewegungen, die dem Auge besonders wohlgefallen, wenn ganze Strecken davon wie der sanfte Wellenschlag der Seeen hin- und herwogen. Dieses Seidenkraut ist ein ächtes Steppengras und wächst immer nur da, wo schon seit langen Jahren kein Pflug den Boden berührte; es kommt in Mittel- und Nordrußland gar nicht vor. Es ist daher gewissermaßen zum Wahrzeichen der Steppe erheben, und die reisenden Kaufleute und Obosenführer, die wohl wissen, daß da, wo sie das Seidenkraut zuletzt sehen, das Schaf- und Pferde-

*) Ich begreife gar nicht, wie unsere guten Deutschen auf eine so plumpe Benennung verfallen konnten; warum dachten sie nicht lieber bei solchem eleganten Kraute an Menschenlocken, Vogelfedern, Reiherschweife u. s. w. und nannten das Kraut nicht lieber das Locken- oder Federgras, oder den Reiherbusch, warum gerade Bocksbart? Eine Parallele dazu geben die oben erwähnten Schweinsohren, die man auch weit passender Spinnenwebblatt oder Sammetflecken benannt hätte. Die Russen haben in der Regel viel zartere Blumenbenennungen, von denen mir hier gerade nur noch zwei einfallen. „Matkina Duscha" (Mütterchens Seelchen) nennen die Russen das Veilchen und „Annettini glaski" (Annettinchens Aeugelchen) das Stiefmütterchen.

Bayerische Staats-Bibliothek München

land aufhört, nehmen sich immer davon einen Federbusch mit, den sie wie eine schwanke Fahne vorn an den Wagen nageln. Auch die Postillons der Steppe binden zu Zeiten oben an das Krummholz ihrer Pferde einen solchen Busch. Der Same des Bocksbartes ist aber den Thieren oft gefährlich, besonders den Schafen, denn er ist hitzig und dabei so hart, als wäre er von Eisen. Er hängt sich dem Pelze der Schafe an, bohrt sich in ihre Haut und arbeitet sich sogar, als wäre er etwas Lebendiges, durch das Fleisch in die Eingeweide hinein. Auch den Grasmähern macht das Seidenkraut viel zu schaffen, nicht sowohl durch seinen Samen, als vielmehr durch seinen harten, oft hoch aus dem Boden hervorguckenden Wurzelknollen. Diese Wurzeln dauern nämlich viele Jahre, und je älter die Pflanze wird und je mehr Halme sie schon hervorgetrieben hat, desto dicker ballt sich ihr Fuß in die Höhe, so daß der Boden der alten Steppe dadurch ganz uneben wird, und die Leute, um bequem mähen zu können, die Wurzeln ausgraben und aushauen müssen. Man kann nach diesen Knollen ungefähr das Alter der Steppe bemessen, d. h. ausrechnen, seit wie lange kein Pflug darüber hinging.

Das Seidenkraut ist blos für die Pferde gut, aber es giebt auch noch andere Pflanzen, die Liebhaber unter allen Thiergattungen haben; solche sind die Wicke, die Quecken, der Steinklee u. s. w. Der Steinklee bedeckt oft weite, unübersehbare Flächen; die Wicken wachsen meistens in den Thälern, die sie oft mit einem so dichten Filze überdecken, daß, wenn man daran an dem einen Ende zerrt, das ganze Uebrige sich mit bewegt, als hätte man an einem Teppiche gezogen. Verschiedene Arten der Artemisia endlich sind die Gräser, die dem Schaffleische der

Kleinrussen und Tataren seinen ausgezeichneten Geschmack geben.

Streckenweise sind die Steppen auch mit einer Menge von Salzkräutern bedeckt, so mit der Salsola cali und der Salsola prostrata, die hier und da den Boden ganz blutroth überziehen, namentlich in der Nähe der Limans. Sie sind die häßlichsten Gewächse der Steppe, die schönsten dagegen die Krokus, Iris, Tulpen und Hyacinthen, die im Frühlinge weite Felder schmücken.

Dieß wären denn nun ungefähr diejenigen unter den Steppenpflanzen, welche den Menschen am nächsten berühren. Natürlich giebt es noch eine Menge nicht genannter; doch ist im Ganzen die Manchfaltigkeit der Geschlechter und Arten sehr gering. Die Botaniker zählen nur 500 Arten von Steppengewächsen, was im Vergleich mit den Floren anderer Länder offenbar Armuth ist. Freilich könnte man, wenn man es geschickt anlegte, mit 500 verschiedenen Blumen immer noch einen recht artigen Wiesenteppich sticken. Allein diese Geschicklichkeit geht nun der einförmigen Steppennatur ganz ab. Es ist wenig bei ihr vorhanden, aber was da ist, ist immer in zahllosen und ungenießbaren, eintönigen, unschönen Massen da. Der Steppenteppich ist äußerst grob gewebt, ohne alle übersehbare, bunte und wohlgefällige Mischung. Der Reisende wird es daher nirgend inne, daß die Steppe so viele Pflanzenarten nährt, da er gewöhnlich nur drei bis vier von ihnen im Besitze des Bodens findet, oft gar nur eine. Ein paar Werste weit sieht er nichts als Wermuth und Wermuth, wieder ein paar Werste nichts als Wicken, eine halbe Meile nichts als Königskerzen, eine andere halbe Meile nur Steinklee, eine Station lang nur

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

nickendes Seidenkraut, tausend Millionen nickende Häupter, dann wieder eines Mittagsschlafes Länge Salbei und Lavendel, einen Horizontkreis voll Tulpen, ein Resedabeet von zwei Meilen im Umkreise, ganze Thäler mit Kümmel und Krausemünze, unbegränzte Bergrücken mit Windhexe und sechs Tagereisen nur vertrocknete Grashalme. So ungefähr ist die Vegetation der Steppe vertheilt, so unerfreulich, so anmuthlos. Auch ersetzt die Schönheit der Blumen, wie man bei ihren Namen vielleicht denken könnte, ihre unvortheilhafte Mischung nicht, denn weder sind die Steppentulpen lauter Duc-Victoires, noch die Hyacinthen lauter Nonpareilles. Letztere leiden gewöhnlich an der Gelb- und Grünsucht und verhalten sich zu unserer schönen, mit Kunst entfalteten Topfhyacinthe ungefähr wie das ruppige, wilde Pferd vom Aralsee zu einem geschniegelten und gebügelten englischen Renner. Als Sommerkäfer möchte ich viel lieber im Kelche jeder anderen unserer Wiesenblumen wohnen, als in dem einer solchen Steppenhyacinthe, an der nur der Name vornehm ist.

Wir bemerkten schon oben bei den Burianpflanzen, daß man nicht im Boden der Steppe wühlen müsse, weil es sonst sogleich wie aus einem aufgestörten Erdspinnen-Neste mit hundert Armen strunkiger Unkrautgewächse hervorkröche. Wühlt man aber doch darin, wie dieß denn z. B. beim Beackern des Landes durchaus nöthig ist, so finden folgende bemerkenswerthe Erscheinungen statt. In den Jahren, wo das Feld von den Menschen mit nützlichen Pflanzen besäet wird, ringt das Unkraut mit diesen, kann aber nicht die Oberhand gewinnen, weil der Mensch es durch allerlei künstliche Mittel zurückhält, so wie aber der gelockerte Boden brach liegen bleibt, bemächtigen sich seiner

Bayerische Staatsbibliothek München

die Unkrautpflanzen und wuchern auf ein paar Jahre in üppiger Fülle fort; im dritten und vierten Jahre des Brachliegens wird das Unkraut schon geringer und kleiner; im fünften und sechsten Jahre befestigt sich der Boden durch die einschlagenden Regen u. s. w., und die struppigen Gewächse verschwinden; endlich klärt sich eine ganz reine Grassteppe ab. Je älter diese wird, desto mehr verbessert sie sich, indem das Gras mit jedem Jahre feiner, kürzer und zarter wird; jedoch geht diese Verbesserung nur bis zu einem gewissen Grade fort, denn zuletzt wird doch der Boden so hart und dürr, daß sich darauf nichts Rechtes mehr hervorthun will, das Gras wird äußerst spärlich, und das Erdreich verknöchert, so zu sagen, ganz, indem das Seidenkraut mit seinen holzigen Wurzelknollen am Ende Alles überzieht. Dieser Verknöcherung der Steppen helfen die Leute alsdann dadurch ab, daß sie das Ganze anzünden und ausbrennen, indem sie mit der Asche der verbrannten Gräser den Boden düngen und ihm gleichsam die Poren seiner Haut öffnen.

Steppenbrände.

Die hauptsächlichste und einzige Maßregel, welche die Steppenbewohner zur Verbesserung des Graswuchses anwenden, das „Abbrennen der Steppe," wird vorzüglich im ersten Frühjahre sogleich nach dem Wegschmelzen des Schnee's vorgenommen, weil man dann statt des Weggebrannten sogleich auf schnell hervorsprießendes Neues hoffen kann, während man im Winter gern noch das Alte ein wenig zur Weide benutzt. Zuweilen geräth auch die Steppe durch einen Zufall in Brand, oder wird böswillig angezündet, be-

5*

sonders häufig während der Sommermonate, wo die Dürre und Hitze oft so groß ist, daß man meint, die Steppe müsse von selber bald aufflammen.

Solche zufällige wilde, d. h. unbeaufsichtigte Brände gehen zuweilen außerordentlich weit, 50 bis 60, ja bis 100 Werste und noch weiter, und richten dann oft viel Unglück an, Alles, was ihnen Verzehrbares in den Weg kommt, verzehrend. Nicht nur einzelne Gehöfte, sondern auch ganze Dörfer, die gewöhnlich ganz nackt und ohne weitere Vorrede mitten im Steppenrasen liegen und nur von ihren Heu- und Strohhaufen umgeben sind, vernichten sie. Ein solcher wilder Brand schreitet bald langsamer, bald schneller vor, je nach der Stärke und Richtung des Windes, und je nach der Beschaffenheit des Grases, das er auf seinem Wege findet. Kommt die Flamme in klafterhohe Unkraut- oder Dornenwälder, so wüthet sie hier in gewaltiger Unruhe, und die Flammenwellen schlagen bald hier, bald dort hoch empor, bis sie Alles eingeäschert haben und dann weiter wandern. Im gewöhnlichen Grase fährt sie wie eine lange Schlange mit mäßiger Raschheit hin; kommt sie aber auf alte Steppe, wo das zarte, sehr leicht brennliche Seidenkraut wogt, so hüpft sie auf einmal mit weißer heller Flamme empor und schwingt sich mit gewaltiger Gewandtheit, sei es mit, sei es gegen den Wind, über das wogende Feld dahin, alle die Millionen zarter Federchen im Nu versengend. Zuweilen, wenn sie zwischen zwei Wege oder zwischen zwei Thäler geräth, zieht sie sich eng zusammen, und man glaubt schon ihr Verlöschen nahe; allein sie überschreitet den Isthmus und kommt plötzlich wieder auf eine weite, unabsehbare Dürrgrasfläche, wo sie neue, furchtbare Kräfte gewinnt und auf einmal wieder wie ein Feuermeer aus einander geht.

In tausend Legionen von Flammen, die wie gigantische Irrlichter aufflackern, ergießt sich der Strom in rasendem Tanze über die Flur, immer die leicht zündlichen Grashaufen fast ohne Dampf vernichtend; hinterher zieht sich ein dampfender Feuernachtrab, der das niedrigere Gras nachholt. Auf solchen weiten Feldern theilt sich die Masse in eine Menge kleiner und großer Arme wie ein Wasserstrom, der in seine Delta-Ebenen kommt. Einige Partieen taumeln wie leichte Kosackenpolks weit vor, andere, die in Gebüsche geriethen, bleiben im Augenblicke stecken, und das ganze Bild gleicht dem Spiele der Winde auf großen Wasserflächen.

Zuweilen macht der Flammenstrudel mitten im geschwindesten Marsche Halt, wenn ihm nämlich etwa ein breiter, grasloser Weg oder ein feuchtes, langes Thal entgegentritt; so gedämmt, schwillt er dann an, zu beiden Seiten um sich greifend und meilenweit am Rande des Thales sich hin verbreitend, als suche er es zu umgehen. Dabei bombardirt er beständig mit Feuerbränden und Funken, die der Wind beflügelt, über das Thal hinüber, die jenseits liegenden gelben Kornfelder zu entzünden. An solchen Thälern und Wegen postiren sich nun gewöhnlich die Menschen, die dem Toben des Elements Einhalt thun wollen, verbreitern den Weg noch durch in der Eile gezogene Furchen, löschen beständig die hinüberfliegenden Feuerbrände, und meistens, wenn sie ihre Position gut zu wählen wußten, gelingt es ihnen so, die Flamme zu ersticken. Jedoch zuweilen sind die Wege selbst mit Gras bewachsen und erleichtern den Uebergang; hier und da fassen die Brandraketen Posto, ziehen ihre ganze wilde Brüderschaft nach und leuchten nun in den dürren Fruchtfeldern mit erneuter Furie empor.

Auf langen, unberechnenbaren Kreuz- und Querwegen bewegt sich ein solcher Steppenbrand, schrecklicher verwüstend als der Drache von Rhodos, oft sechs, acht bis zehn Tage in einer Gegend hin und her. Zuweilen dringt die Flamme mit frischem Winde tief landeinwärts; man segnet ihre Abreise und meint, sie sei verschwunden, nach ein paar Tagen aber sieht man sie wieder vor einem anderen Winde zurückfliehen, fliehend wie siegend verderblich. Die kleinen, mitten im Grase liegenden Gehöfte, die, ohne Scheunen, immer all' ihr Stroh, Heu und Korn in Ordnung und Unordnung um sich herumliegen haben, sind mit reißender Schnelligkeit entzündet und in glimmende Kohlenhaufen verwandelt. Die Dächer der Erdwohnungen, die gewöhnlich aus altem, halb vermodertem Schilfe bestehen, glimmen wie Zunder mit stinkendem Dampfe weg und sinken in die Höhlung ein. Entdecken die Leute noch bei Zeiten den Brand, so umziehen sie schnell ihre Wohnungen und Kornhaufen mit einigen Furchen und vernichten das Gras rund umher, um dem Brande dadurch Gränzen zu stecken. Auch die zahlreichen alten Grabhügel der Steppe werden von den Flammen erstiegen, und da die Gipfel dieser Erhöhungen gewöhnlich etwas eingesunken und mit höherem Grase und Unkraute bewachsen sind, so weilen sie eine Zeit lang dort oben, und man sieht dann in der Nacht diese Grabhügel-Flammen weithin über den niedrigen Dampfnebel aufsteigen, wie Freudenfeuer, welche sich die alten vermoderten Leichname selbst angezündet. Gewöhnlich macht ein Regen, der das Feuer überwältigt, dem ganzen Schauspiele ein Ende und rettet das noch übrige Gras.

Die zahlreichen Heerden der Steppen werden durch solche Steppenbrände oft nicht wenig in Aufruhr und

Schrecken gesetzt. Sie werden, da die Flammen mitunter wunderbare Streifzüge machen und von drei und vier Seiten zu gleicher Zeit heranrücken, von ihnen völlig eingeengt, so daß Hirten und Thieren oft nichts übrig bleibt, als mitten durch das Feuer hindurchzusetzen. Das geht dann nicht ohne mancherlei unangenehme Vorfälle ab, und unter Umständen wird nicht nur manches Haar, sondern auch manches Leben dabei versengt, wenn z. B. die dummen Thiere schnurstracks in brennende Gebüsche hineinrennen. Gewöhnlich kann man mit dem Winde ganz sicher dicht hinter der vorschreitenden Flammenlinie herreiten, denn sie läßt wenig Gluth im Rasen zurück; doch muß man sich immer dabei in Acht nehmen, denn neckisch schlägt zuweilen die Flamme rückwärts an Roß und Reiter empor und versengt ihnen alle Haare und Flaumen, wie eine Köchin der gerupften Henne.

Viele solcher wilden, unabsichtlichen Steppenbrände werden auf folgende Weise veranlaßt, die ich zugleich als einen merkwürdigen Beweis der Barbarei anführe, in welcher noch das ganze Landwirthschaftswesen hier begraben liegt. Wenn nämlich die Zeit naht, wo neues Heu gemacht wird und frisches Korn gereift ist, so spricht ein Steppenwirth zu seinen Leuten: „Auf unserem Hofe haben wir große Haufen alten Strohes, das aber voll Mäuse steckt; auch liegen große Haufen alten Heu's dabei, das uns aber bei den starken Frühlingsregen dieses Jahres bald verfault ist, und nach einigen Tagen werden wir den Platz für's frische brauchen. Auch wächst auf meiner ganzen Tenne und meinem Gehöfte unendlich viel unnützes Unkraut, welches loszuwerden sehr vortheilhaft wäre, zumal da die Tenne bald zum Dreschen gereinigt sein muß. Kommt, laßt uns

daher Alles, das Stroh mit sammt den Mäusen, das verfaulte Heu mit sammt dem Unkraute in Brand stecken! Wir schlagen so auf eine sehr bequeme Weise gewiß mehr als zwei Fliegen mit einer Klappe." Die Leute ziehen alsdann, wenn sie vorsichtig sind, Furchen um das ganze Gehöfte, damit sich der Brand nicht weiter verbreite, und lassen Alles fröhlich in den Flammen aufgehen. Sie bekommen dadurch Alles, was sie drückte, auf einmal vom Herzen und nennen dieß „ihr Gehöfte reinigen." Gewöhnlich geht es nun freilich so ab, wie sie es wünschen, zuweilen aber läßt sich die einmal aufgeregte Flamme nicht wieder bedeuten, springt über die Gränzen und prasselt in die Saatfelder und weit über die Steppe hin. Indeß trösten sich die Leute dann damit, daß die Asche ja wieder dünge und daraus noch bessere Kräuter hervorwüchsen. Die Historiker werden übrigens bei dieser Gelegenheit nicht unbemerkt lassen, wie schwer es dem Perser Darius werden mußte, in einem solchen Lande Krieg zu führen, und wie leicht, ja mit welchem Vergnügen, indem sie ja dabei nur „ihr Gehöfte reinigten" und „ihre Felder düngten," die Scythen ihm eine völlige Wüstenei in ihrem Lande darstellen konnten.

Das Verfahren der Leute bei denjenigen Steppenbränden, die sie mit Willen veranlassen und mit Vernunft leiten, weil sie es dem Graswuchse für heilsam halten, ist interessant, und die Vorkehrungen dabei sind eigenthümlich. Setzen wir den Fall, daß ein großer Edelmann einen bedeutenden Theil seiner Steppe, und ein solches Stück kann oft 50 bis 60 Werste im Umfang haben, abbrennen wolle, um seine Weide zu verbessern, so läßt er zunächst das ganze Stück von einigen Hundert in Thätig-

keit gesetzten Pflügen mit Furchen umziehen, mit drei-, vier- bis achtfachen Furchen, je nach der Größe der Gefahr und nach der Entzündbarkeit des benachbarten Feldes, um seine Nachbarn, die Aecker u. s. w. vor dem Feuer zu schützen. Befinden sich auf der so umzogenen Steppe noch Enclaven, die ebenfalls geschützt werden sollen, z. B. Häuser, Heumagazine, Ackerfelder u. s. w., so werden sie ebenfalls mit Furchen umzogen. Nach der Ausführung dieser Vorsichtsmaßregel begeben sich ein paar Dutzend Menschen mit Heuwischen, die sie brennend an langen Stäben halten, auf die trockene Steppe und stellen sich in gleichen Entfernungen in einer Linie auf, welche die Richtung des Windes senkrecht durchschneidet, und ein jeder zündet vor sich das Heu an. Anfangs ist die Flamme nur ein kleines Licht, brennt aber bald rund um sich herum, erweitert und verbreitet sich fortschreitend mehr und mehr und verbindet sich mit der Flamme des Nachbars, bis dann alle nur eine große, unabsehbare Rauch- und Feuerlinie bilden und nun regelmäßig und ruhig mit dem Winde innerhalb der bezeichneten Gränzen vorschreiten. Alle harten Kräuter brennen dabei bis auf die Wurzel aus, und die ganze Steppe wird mit einem Aschenschleier überzogen. Die Leute verfolgen den von ihnen erregten Brand nun beständig und umgeben ihn auch auf den Seiten, da ihn zähmend und tödtend, wo er trotz der gezogenen Furchen eine Unart begehen will, da aber mit neuer Gluth nachschürend, wo er etwas ungenossen liegen ließ. Zuweilen entschlüpft aber doch, ungeachtet ihrer Wachsamkeit, den Wächtern das bewegliche Element, und es entsteht ein wilder Brand daraus. Ja zuweilen schreitet die Flamme selbst gegen den Wind ganz unerwartet rückwärts und

zwingt die Mannschaft zur Flucht; allein in der Regel geht Alles plangemäß ab. Die ganze Fläche, alle Vertiefungen und Hügelchen werden mit verkohlten Kräutern überzogen, und kommt bald darauf ein Regen, der, wie man es wünscht, die Salze und den Dünger in den Boden schlägt, so wächst dann in wenigen Tagen durch das Leichentuch der Asche ein frisches, grünes Gras lebendig und hoffnungsvoll hervor. Es geschieht dieß Abbrennen der Steppe natürlich je nach der Beschaffenheit des Bodens häufiger oder seltener. Manche Steppenherren lassen es alle vier bis fünf Jahree regelmäßig geschehen.

So wie auf der hohen Steppe das Gras, eben so werden auch an den Flüssen die großen Schilfwaldungen angezündet. Freilich ist es verboten, dieß zu thun, bei Strafe der Verbannung nach Sibirien, weil diese Schilfbrände nicht so gut beaufsichtigt werden können, wie die Steppenbrände, und Vieles dabei mit in Rauch aufgeht, was geschont werden sollte. Allein dennoch, Sibirien und allen seinen Schrecknissen zum Trotz, lodern überall die Flußthäler kurz nach der Schneeschmelze in Feuerströmen auf. Den Dniestr und Dniepr sieht man in der Nacht oft lange Strecken weit von rothem Scheine erleuchtet, als wenn statt des Wassers Feuer im Thale flösse. Das Abbrennen des Schilfes unternimmt man hauptsächlich aus zweierlei Gründen, erstlich um die Wölfe, die, wie schon oben bemerkt, sich oft zahlreich in den Schilfwaldungen versammeln, zu vertreiben, und zweitens, um dem jungen, aufsprossenden Schilfe Luft zu verschaffen, das von dem alten, welches von Sonne, Wind und eigener Altersschwäche gebleicht und ve stümmelt dasteht, in seinem Wachsthume behindert wird. Da das Schilf, welches sechs Ellen hoch

ist, gewöhnlich eine mehre Klaftern hoch auflodernde Flamme giebt, und da die Schilfrohre gewöhnlich an vielen Stellen zugleich in Brand gesteckt werden, und die Flamme sich weit und breit in den Fluß-Plawnas verbreitet, so giebt dieß ein Feuer, dessen glühenden Schimmer man in einer Entfernung von vielen Meilen erblickt, besonders bei solchen Flußthälern, die, wie der Dniestr, über eine Meile breit mit Schilf erfüllt sind. Man glaubt dann den Flußlauf mit einem feurigen Widerscheinstreifen am Himmel verzeichnet zu sehen, gleichsam als hätten große Vulcane ihre Schlackenströme in das Thal, sein Wasser trinkend, gestürzt.

Es ist dieß eine üble Zeit für das arme Thierleben in den Schilfen. Die Enten- und Gänseschaaren und die Pelikane sammeln sich auf den See- und Flußarmen zwischen dem Schilfe und schreien und schnattern, als wollten sie sich gegen den Flammenstrom zur Wehre setzen. Die Habichte, Adler, Geier und die kaum aus fremden Landen angekommenen Silberreiher fliegen auf und kreischen, unruhige Kreise ziehend, in dem wallenden Dampfe. Die Wölfe, die das Feuer am wenigsten ertragen können, stürzen sich ins Wasser und retten sich flüchtigen Fußes, uneingedenk der zarten Lämmer und alle Mordgedanken vergessend, an das entgegengesetzte Ufer. Die Flammen gewinnen dann am Rande der Flußarme, wo das Schilf immer am höchsten steht, so viel Kraft, daß sie mit Riesenzungen über das Wasser hinlecken, als wollten sie auch dieses entzünden. Ist der Flußarm nicht zu breit, so schlagen sie, von beiden Seiten sehnsüchtig zu einander sich neigend und gegenseitig sich erhitzend, hoch über dem Wasser zusammen und feiern mit gewaltigem Auf- und Abschwingen ihre Verbindung. Sie sind dabei keineswegs

an das Schilf und Gesträuch gefesselt, sondern wunderbar lösen sie sich zuweilen völlig von der Nahrung gebenden Basis und schwingen sich frei und ungebunden über dem Wasser, mit röthlichem Schimmer aus dem Qualm hervorblickend. Es sind dann vielmehr die aus den Pflanzen entwickelten Gase, die da brennend und glühend sich oft thurmhoch über dem ganzen Feuermeere erheben. Viele schädliche Wölfe, die dabei vor Angst fast zu Lämmern werden, kommen allerdings in der Flamme um. Aber auch viele nützliche Vögel verbrennen sich dabei das Gefieder, Enten, die ihre Eier nicht verlassen wollen und auf ihrer Brut das Leben verhauchen, Reiher und Trappen, die dumm um das Feuer kreisen und wohl gar mitten in die Flamme hineinschießen, Hasen, die den Wolf hinter sich und die Flamme vor sich sehen, und Schnepfen und andere Vögel, die in ganzen Schaaren sich willig in dem Feuer braten.

Trotz aller Verbote und Bestrafungen wiederholen sich diese Schilfbrände des Dniestrs und Dnieprs alljährlich so pünctlich, wie der Frühling und das Ergrünen der Bäume, und es wird wohl schon seit Jahrtausenden mit dem Borysthenes und Tiras der Alten derselbe Fall gewesen sein.

Heuernte in den Steppen.

So viel also von den Arten der Gräser und der Weise, den Steppenrasen zu bedüngen. Was nun aber das Trocknen der Grashalme zur Conservirung ihrer nährenden Säfte, „das Heumachen," betrifft, so ist die gewöhnliche Zeit dafür in den Steppen der Anfang und die Mitte des Junius. Es kommen dabei viele kleine Eigenheiten vor, die als Folge von Eigenthümlichkeiten dieses Landes und seiner Vegetation dasselbe charakterisiren und die daher hier eine Erwähnung verdienen.

Zuerst mähen die Steppenbewohner durchweg nur einmal im Jahre, denn die Steppe hat in den trockenen Monaten Juli und August zu wenig Kraft, um neue Halme zu treiben, da sie in dieser Zeit vielmehr fast eben so todt wie im Winter daliegt; im September und October giebt es freilich wieder Regen und Gras, jedoch wird dieß Herbstgras zum Mähen nicht hoch genug, und man läßt es daher blos vom Viehe abweiden. Es macht die Heuernte den Steppenbewohnern nicht halb so viel Umstände als uns im feuchten Deutschland, wo man das Gras Tage lang liegen lassen, trocknen, zusammenrechen, wieder auseinander breiten und wieder trocknen muß, bis man endlich das Glück hat, es als Heu heimfahren zu können. In den Steppen gehen unmittelbar hinter den Mähern Mädchen und Burschen her, die das gleich trockene Heu in kleine Haufen, welche sie „Kopitzen" nennen, zusammenlegen. In diesen Haufen bleibt es einige Tage stehen und wird alsdann heimgefahren oder für die Ueberwinterung zu größeren Haufen aufgesetzt, die man „Skirden" heißt. Ja, in der Mitte oder zu Ende des Junius ist die Trockniß gewöhnlich schon so groß, daß die Sache noch kürzer wird. Die Leute fahren nämlich alsdann mit einigen Wagen auf die Grassteppe, mähen, packen das Gemähete unmittelbar auf und fahren es entweder sogleich heim, oder auch wohl, wenn sie Geld nöthig haben, auf der Stelle von der Heuwiese zu Markte, um das Heu noch am Tage der Ernte zu verkaufen. Sie fürchten auch gar nicht, das Heu selbst noch ein Bißchen feucht aufzustapeln, denn sie behaupten, es trockne schon von selbst nach, und wissen nichts davon, daß die feuchten Gräser sich erhitzen und in Brand gerathen können, wie sie es bei uns thun.

Jene großen Haufen, in welchen die Steppenbewohner das Heu aufspeichern, die „Skirden," errichten sie entweder auf ihren Gehöften, oder auch in Mitte der Steppen. Es haben dieselben immer ein bestimmtes Maß: in den südlichen Steppen 10 Faden Länge, 2½ Faden Breite, 2½ Faden Höhe und 7½ Faden im Ueberwurf, d. h. wenn man von dem Fuße der Skirde auf der einen Seite zum Fuße auf der anderen einen Strick über sie hinwirft, so muß dieß gerade 7½ Faden betragen. Eine solche Skirde hält 20 bis 25 Fuder Heu und kostet 80 bis 100 Rubel; in Hungerzeiten aber steigt ihr Preis auch auf 1000 bis 1500 Rubel*). Solcher häuserhohen Skirden setzt man nun eine hierhin, eine dorthin, wenn man auf baldigen Verkauf rechnet. Wollen die Leute das Heu aber länger aufbewahren, so stellen sie 50, 60, ja bis 100 Skirden in parallelen Reihen neben bei einander und umziehen sie mit einem Walle und Graben. Das Ganze hat dann, da die Skirden so hoch und lang sind wie große Gebäude, das Ansehen eines Dorfes. Das Heu setzt sich in diesen hohen Haufen mit der Zeit so fest, daß es darin gegen Wind und Unwetter fast so gut geschützt ist wie in unseren Scheunen.

Da es in den noch schwach bewohnten Steppen gewöhnlich an Arbeitern fehlt und daher der Tagelohn hier immer bedeutend hoch ist, dabei aber die Gränzländer der Steppen auf der anderen Seite gerade zu den allerbevölkertsten des russischen Reichs gehören, so namentlich das nördliche Kleinrußland, Podolien, die Ukraine, so wandert den

*) Es fragt sich wohl, ob die Intensität des Viehhungers bei uns in Deutschland in dem Verhältniß von 1 zu 15 verstärkt wird, wie in den grasreichen Steppen.

ganzen Sommer hindurch eine Menge von Menschen aus diesen Gränzländern in die Steppen, um sich ein Stückchen Geld zu verdienen. In der Regel beträgt der Lohn eines Mannes, eines gewöhnlichen „Kossez" (Mähers), der weiter nichts als Heumachen versteht, in der Zeit der Heu- und Kornernte einen bis anderthalb Rubel, der eines Weibes 70 bis 80 Kopeken (5 gute Groschen), der eines Kindes 20 bis 30 Kopeken. Allein in Jahren gesegneter Ernte steigt dieser Lohn bedeutend, bis auf 3, ja auch 5 Rubel (1½ Thaler) für einen Arbeiter; solche Jahre waren 1825, 1826, 1829 und andere. Im Jahre 1829 stand der Taglohn so hoch, daß selbst die kleinen Bürgersleute aus Odessa auf die Steppe hinauswanderten, und die Diener der Kaufleute, die Mägde und die Bedienten wegliefen, um sich als Knechte bei den Bauern einen höheren Lohn zu erwerben. In solchen Zeiten nehmen die Bauern Alles in ihren Dienst, was mit zwei gesunden Armen kommt, Panskije ludi (Herrenleute), wie Kasakki (freie Leute) aus Poltawa und Kiew, Schlachtitzen (kleine Edelleute) aus Polen, wie Meschtschanine (kleine Bürger) aus Odessa. Wenn es nun in der Ukraine heißt: „In der Steppe waltete dieses Jahr Gottes Segen, und es wird auf Feldern und Wiesen viel Arbeit geben," so wandern die Leute in langen Zügen hin, und Alles schafft und rafft auf der Steppe, wie es mag und kann.

Man miethet diese Mäher auf den Bazaren (Märkten) von Odessa, Jekaterinoslaw, Nikolajew und Balta, wo die sich Anbietenden sich versammeln. Da stehen sie dann, von der Sonne und dem Steppenstaube geschwärzt, wie die Mohren auf den Sclavenmärkten, Mann, Frau und Kinder, Freundin mit Freundin, Landsmann mit Lands-

mann, und warten, daß sie Jemand kaufe. Doch hängen immer mehre zusammen und wollen sich nur cliquenweise vermiethen. Da kommen nun die deutschen Colonisten und die Beamten der Edelleute mit zwei oder drei Wagen zur Stadt gefahren, laden auf, was sie fortbringen können, und jagen damit in die Steppe, wo sie ihnen ihre Arbeit anweisen. Die „Panskije Ludi" nimmt man lieber als die „Kasakki," weil die ersteren mit der schlechtesten Kost, ja mit Allem zufrieden sind, was sie erhalten; die „Schlachtitzen" bekommen von allen den geringsten Lohn, weil sie träg, stolz und voll Ansprüche sind. So werden diese Leute von den Landwirthen classificirt; der Reisende aber kann sie alle mit einander in die Classe der scheinbar sorgenlosesten Menschen setzen, die ein weit zufriedeneres Gemüth haben als ihre reichen Steppenherren. Die Weiber besonders singen beständig bei ihren Arbeiten, ja sie treiben es in dieser Hinsicht weiter als die Lerchen; denn sie hören selbst in der Mittagshitze nicht auf zu singen, auch bei der schwersten Arbeit nicht, wenn sie z. B. in beständig gebückter Stellung Garben binden. Und wenn die Männer sich des Abends auf ihren Pelzen mitten auf der Steppe neben ihren Sensen und Heuhaufen zur Ruhe legen, so hört das Geschwätz die halbe Nacht nicht auf. Während der Reise kann man sie oft auf ihren Ruheplätzen singen hören und tanzen sehen. Einmal setzte ich mich zu einer solchen Gesellschaft von Mähern, die aus der Ukraine gewandert kamen; sie flickten eben ihre zerlumpten Pasteln (russischen Sandalen). Als sie damit fertig waren, legten sie sie an, betrachteten unter allerlei Späßen und Faxen ihr Werk und fingen dann auf das Lustigste an zu tanzen, indem sie dabei immer mit großer Freude auf ihre neugeflickten Sandalen blickten.

Thierleben.

„Also bestimmt die Gestalt die Lebensweise des Thieres,
„Und die Weise zu leben, sie wirket auf alle Gestalten
„Mächtig zurück.“

Erwägt nun, daß jeder Baum in der Natur Bewohner hat, die auf ihn vorzugsweise angewiesen sind, — daß fast jeden Strauch seine eigenen ihm angehörigen Thierchen umschwirren, — daß im Sumpfe andere Wesen hausen, im Walde andere, auf den Bergen wieder andere, — ja daß fast jede Höhenstufe der Berge von anderen Thierfamilien erstiegen wird, — und betrachtet man dann die Steppe und ihre großartige Einförmigkeit, diese unbegränzte Ebene, diesen Mangel fast aller Bäume und Sträucher, diese überall gleich fette, gleich schwarze, gleich begras'te Erdschicht, die Alles verdeckt, die keine Sümpfe bildet und ohne Seeen und Quellen bleiern da liegt, die Vulcan mit nicht der geringsten befruchtenden Furche seines erweckenden Feuerpflugs auflockerte, wo Alles unter einem und demselben Sturme leidet, — wo Trockenheit das Ganze dursten und Kälte Alles zur selben Zeit erstarren läßt, — wo keine Verstecke und Zufluchtsorte sich bieten und keine

verborgenen Hilfsquellen von der Natur bereitet sind, an denen sich zarte Lebenskeime nähren und conserviren könnten, — faßt man dieß Alles zusammen, so wird man es natürlich finden, daß eine solche Boden-Einförmigkeit, welche eine so große Pflanzenarmuth hervorrief, auch keinen Reichthum an Thiergattungen erzeugen konnte. Nur solche Thiergeschlechter mögen in der Steppe weilen, die alle auf gleiche Weise eine gleiche Bodenbeschaffenheit, dieselbe Temperatur, dasselbe Klima, dieselbe Vegetation gleich gut ertragen, und deren sind natürlich nur wenige. Die Steppen=Fauna erscheint daher in Vergleich zu der anderer mehr begünstigter Erdstriche so arm an Geschlechtern und Arten wie die Steppen=Flora.

Auf der anderen Seite aber ist es wiederum nicht weniger erklärlich, daß, so gering die Anzahl der Geschlechter, eben so groß die der Individuen ist. Die Steppen sind von Menschen noch wenig bevölkert, und die Cultur tritt den Thieren noch nicht sehr hinderlich und beschränkend entgegen. Die Familien derselben, welche einmal die Steppe vertragen konnten und in ihr herrschend geworden sind, finden daher einen um so freieren Spielraum in ihr und dominiren um so gewaltiger. Es ist daher nur der Forscher, der die Steppe thierarm findet, wenn er vergleichend die Anzahl der verschiedenen Arten summirt. Der Reisende, wenn er die Steppe betritt, glaubt vielmehr, in einem der lebenreichsten Striche der Erde zu streifen, zumal im Frühlinge, wenn Alles grünt und blüht, und sich theils die einheimischen Thiere in lustiger Lebendigkeit regen, theils fremde Pilgrimme sich auf der Steppe sammeln, die sich nachher bei der Sommergluth in benachbarte und entfernte Länder verlieren.

Alsdann erblickt man Vögel, die sich bei uns nur einzeln zeigen, Adler, Geier, Habichte, in bunte Haufen geschaart, Trappen in großen Zügen, Enten, Gänse und Pelikane, die Schilfgebüsche füllend. Im Grase spielen überall die Erdhäschen in den ausgedehntesten Ansiedelungen, und Wölfe streifen zahlreich umher. Lerchen, Kibitze, Tauben, Drosseln und Dohlen mischen sich allenthalben ein, und selbst die Insecten zeigen sich in großen Massen, die Schmetterlinge in Verhältniß zu der Unzahl von Blumen, die Mistkäfer in Verhältniß zu der Größe der Viehheerden, und in für den Landmann schlimmen Jahren große Heuschreckenheere.

Nur wenige von diesen Thieren sind den Steppen ausschließlich eigenthümlich, vielmehr theilen sie die meisten derselben mit anderen Erdstrichen, und das Allgemeine ihrer Art und Lebensweise ist daher überall bekannt genug. Allein das Leben jedes Thieres kommt in jedem Himmelsstriche in andere Verhältnisse, unterliegt anderen Bedingungen und wird daher überall in seinen Lebensäußerungen besonders modificirt, und obgleich die Natur der Thiere nicht so biegsam ist wie die menschliche, die sich noch weit mehr allen verschiedenen Verhältnissen zu accommodiren weiß und eben daher auch weit mehr Varietäten zeigt, so lebt doch ein und dasselbe Thier auf den Bergen anders als auf der Ebene, in waldigen Gegenden anders als in waldlosen, in den südlichen warmen Theilen seiner Verbreitungs-Region anders als in den nördlichen. Es ist daher der Zweck der folgenden Blätter, einige *Reisebemerkungen über das Leben der Steppenthiere, wie es durch die Eigenthümlichkeit der Steppen bedingt wird und wie es sich auf diesen Grasplateaus bewegt*, zusammenzustellen.

1) Vierfüßer.

Kaum hat man den Dniepr bei Krementschug überschritten, und kaum ist man durch die jenseitigen Granitblöcke auf der hohen, reinen und waldlosen Steppe angelangt, so sieht man überall an den Wegen und selbst auf diesen ein kleines Thier im Grase schlüpfen, das die Russen „Susslik", die deutschen Colonisten „Erdhäschen" und die Gelehrten „Cytillus vulgaris" nennen. Dieses allerliebste kleine, zierliche und bewegliche Nagethier scheint diesen Gegenden ganz eigenthümlich anzugehören; denn selbst in den bebuschten Gränzländern der Steppe sieht man es kaum. Die Trockenheit und der weiche Boden der Steppe, so wie die vielen ihm dort Nahrung gewährenden Zwiebelgewächse und Gräser sagen ihm besonders zu und lassen es hier in Menge gedeihen. Es hat in seinem Wesen und seinen possirlichen Manieren am meisten Aehnlichkeit mit dem Murmelthiere und Eichhörnchen und steht in gewisser Hinsicht zwischen beiden in der Mitte. Das Murmelthier müßte man bedeutend kleiner und schlanker machen, um ein Susslik daraus zu gestalten, und dem Eichhörnchen müßte man seinen Schwanz verkürzen und sein Fell sprenkeln, um das Susslik zu erhalten, welches man das Eichhörnchen des baumlosen Steppenbodens nennen könnte. Es würde ganz einem jungen Häschen gleichen, wenn man diesem die Ohren beschnitte und den Schwanz etwas verlängerte.

Die Höhlen, welche sich das Susslik im Boden macht, gehen erst schräg hinab und dann aufwärts zu seinem Neste; sie haben zwei Ausgänge und außer dem Neste noch eine Vorrathskammer. Man kann es leicht mit eingeschüttetem Wasser daraus vertreiben und so fangen. Denn

das Wasser kann es durchaus nicht vertragen, weßhalb es sich auch in trockenen Jahren außerordentlich vermehrt, während in feuchten seine Anzahl abnimmt. Es siedelt sich daher am liebsten an den Abhängen der Thäler an, wo der Regen schnell abfließt. Jedoch sieht man es auch auf der flachen Steppe selbst so häufig, daß man meilenweit hinfährt und jeder Blick in's Gras auf ein Suslik trifft, auf eins, wie es in sein Nestchen schlüpft, auf ein anderes, wie es vor seiner Höhle sitzt, neugierig sich umschauend, auf ein drittes, wie es im Grase manierlich frißt. In den tiefen Thalgründen selbst aber, wo die Kröten in Schaaren wandeln, sieht man die Susliks nie.

Die Susliks scheinen allerlei kleine wohlgefallende Launen und Leidenschaften zu haben, die ihrem zierlichen Aeußeren entsprechen. Sie scherzen und spielen mit einander wie die Murmelthiere und beißen und kreischen im Grase herum wie die Wiesel. Sie sind auch neugierig, was immer bei Thieren wie bei Menschen ein Zeichen von innerem Geistesleben ist. Wenn ein Mensch oder sonst etwas Neues sich ihnen nähert, so richten sie sich im Grase auf, anfangs nur ein wenig; tritt man noch näher heran, so schießen sie mit jedem Schritte höher empor und stehen endlich ganz kerzengerade und unglaublich lang im Grase da, über alle Halme und Blumen wegguckend und das Köpfchen wie die Vögel bald auf die eine, bald auf die andere Seite werfend. Dieß allmälige ruckweise stattfindende Aufschießen des Thierchens geschieht auf eine sehr merkwürdige Art, ganz so, als wenn es inwendig wie ein Perspectiv aus lauter in einander geschobenen Theilen bestände, die es eins nach dem anderen durch starke elastische Federn hervorschießen ließe. Nähert man sich ihm noch

mehr, so verwandelt sich die Neugierde in Besorgniß, und es schießt eben so ruckweise wieder nieder, die Besorgniß geht endlich in Furcht über, und es springt zu dem Eingange seiner Höhle. Hier setzt es sich aber wieder hin, blickt sich um und berechnet die Nähe der Gefahr. Geht man zurück, so kommt es sogleich wieder hervor und thut unbefangen. Schreitet man aber rasch noch näher heran, so wird es von Angst und Schrecken befallen und stürzt sich in sein Nest hinab.

Der Ton des Suslik ist ein sehr melancholischer. Man könnte ihn dem Gezirpe des Heimchens vergleichen, nur mit dem Unterschiede, daß er feiner und gezogener ist und am Ende sich mollartig einen halben Ton höher schleift. Er klingt äußerst leidend und rührend, fast wie der eines in den letzten Zügen liegenden Wesens, wodurch er auffallend mit der Lebhaftigkeit des Erdhäschens contrastirt.

Es ist aber auch dieser Ton das Einzige, das an ihm wie alle Töne der Steppe melancholisch ist; denn selbst seine Freude an seines Gleichen und seine Liebe zur Geselligkeit bezeichnen sein Wesen als freundlich und nicht eremitisch. Wo die Susliks sich zeigen, da erscheinen sie immer in ganzen Gesellschaften, und es giebt Gegenden in der Steppe, die meilenweit von ihnen unterminirt sind und in denen sich Höhle an Höhle befindet. Sie fressen das Gras und die Sämereien des Grases, sowie Zwiebeln und Wurzeln, sind daher auch den Aeckern und Fruchtsammlungen gefährlich, jedoch bei Weitem nicht in dem Grade wie die Mäuse, da sie sich nicht wie diese in dem lockeren Boden der Aecker oder in den Speichern und Fruchthaufen der Menschen ansiedeln, vielmehr weit lieber frei in offener Steppe wohnen und den allzu gelockerten Acker-

boden schon des leicht eindringenden Regens wegen meiden. Nur einer Art menschlicher Ansiedelung werden sie besonders gefährlich, den kleinrussischen Melonen- und Arbusengärten nämlich. Sie lieben außerordentlich die süßen Kerne dieser Früchte und kratzen sie aus der Erde hervor, weßhalb auch die Kleinrussen und Bulgaren ihre Baschtans zur Zeit der Einsaat rund umher mit Fallen umstellen, in denen dann manches naschhafte Sußlik sein zierlich geflecktes Fell einbüßt. Die Leute bewahren auch, wenn sie viele fangen, wie ihnen dieß ein Leichtes ist, die Felle auf, und die Weiber besonders benutzen sie zur Verbrämung ihrer Kleider. Ja man setzt auch zuweilen ganze Pelze und Schlafröcke daraus zusammen*).

Das Sußlik ist wohl ohne Zweifel das verbreitetste von allen vierfüßigen Thieren in der Steppe und muß als solches außerordentlich vielen anderen Steppenthieren zur Nahrung dienen. Es macht daher auch Alles, was mehr Kraft hat und seiner Meister werden kann, Jagd auf das Sußlik, der Wolf wie der Fuchs, der Adler wie der Habicht. Einige Habichtarten scheinen besonders darauf angewiesen zu sein; denn man sieht sie beständig über der Steppe flattern und auf die vor ihren Höhlen spielenden Erdhasen herabschießen. Auch der größte Theil der Steppenhunde hat keine andere Nahrung als das Sußlik.

Außer dem Sußlik giebt es noch mehr solcher nagender Höhlenbewohner in der Steppe, wo eigentlich Alles, selbst der Mensch, Troglodyt werden muß. Keiner unter allen aber tritt mit dem Menschen in nähere Beziehung

*) Auf der Leipziger Messe ist das Pelzwerk der Sußliks unter dem Namen der „Susselchen" bekannt.

als die Maus, deren Vermehrung in den Steppen-Kornmagazinen oft in's Ungeheuere steigt. Für die Kinder der Mäuse haben sich hier die Mährchen vom Pfannenkuchen-Berge verwirklicht; denn die festen Mauern der großen Skirden (Getreidehaufen), in denen sie ihre Gänge und Nester ausarbeiten, bestehen ganz aus Korn, das ihnen Brod und Zucker ist. Sie vermehren sich daher auch in den alten Skirden, die zuweilen Jahre lang stehen bleiben, auf unerhörte Weise und lassen oft kaum die Hälfte der Körner darin. Daher greift denn der scythische Landmann, wie erwähnt, nicht selten zu der Wirthschaftsmaßregel, die ganzen Magazine anzuzünden und mit sammt den Mäusen zu verbrennen. Nach feuchten Jahren sollen sie sich immer in größerer Anzahl zeigen als nach trockenen, was aber doch wohl weniger auf den häufigeren Regen als auf die gesegnetere Ernte der feuchten Jahre zu deuten ist.

Vom Wolfe der Steppenländer behauptet man, daß er minder hoch und dabei länger sei als der Wälderwolf. Merkwürdig ist es, daß er hier in den Steppen, wie so vieles andere Lebendige, ebenfalls Höhlenbewohner geworden ist, und zwar haust er nicht etwa nur in solchen von der Natur ihm vorbereiteten Höhlen, was er auch anderswo thun mag, sondern er gräbt sich auch selber — und das ist eben das Besondere — wie der Fuchs große Löcher, nicht nur an den schroffen Wänden der Regenschluchten und Meeresufer, sondern auch nicht selten mitten in der flachen Steppe, wo man oft die jungen Wölfe klaftertief aus der Erde hervorschaufelt.

Aus der Umgegend von Odessa haben sich die Wölfe natürlich des vermehrten Anbaues wegen schon bedeutend zurückgezogen, und überhaupt kann man annehmen, daß sie

sich von dem nördlichen Kleinrußland her gegen das schwarze Meer hin immer mehr vermindern. Denn die kahlen Steppen sagen ihnen natürlich nicht so zu wie die bebuschten und bewaldeten Felder der Ukraine und Kleinrußlands. Ich glaube, in keinem Theile Rußlands und folglich wohl der ganzen Welt ist der Wolf so häufig wie in diesen nördlichen Gränzländern der Steppen. Weil die Viehzucht hier fast eben so groß ist, die Waldlosigkeit aber geringer als auf der Steppe, dabei jedoch zugleich die Waldungen weniger hohes Holz als in Polen und mehr niedriges Gebüsch, wie es der Wolf liebt, enthalten, und weil endlich noch die Nachlässigkeit und Indolenz der Leute in Bezug auf die Ausrottung der Wölfe größer als irgendwo ist, so ist hier das wahre Vaterland derselben, wie in Polen das der Juden. Jede Wohnung und jedes Gehöft ist in diesem Lande eine Festung gegen die Wölfe, gegen welche Alles mit 12 bis 14 Fuß hohen, aus Dornen geflochtenen Mauern umgeben ist. Ich sprach eines Tages mit Weibern aus Uman, einem den Grafen Potocki gehörigen Städtchen im Kiew'schen, von der Menge der Wölfe in ihrem Lande. „O ja, deren giebt es die Fülle bei uns", sagten sie. „Sie kommen in die Dörfer wie die Hunde und holen unsere Kinder aus den Wiegen."

Der großen Anzahl der Wölfe in den Steppen und besonders in den Steppen-Gränzländern entspricht die Menge ihrer Hauptverfolger, die der Schöpfer, nach der so großen Aehnlichkeit ihrer Naturen zu schließen, zu ihren Brüdern bestimmte, die der Mensch aber mit ihnen entzweite und zu ihren unversöhnlichen Feinden machte, der Hunde. Da in der That Manches dabei vorkommt, was Land und Leute charakterisirt, so verdient, glaube ich, das südrussische

Hundeleben eine besondere Darstellung, die ihm, so viel ich weiß, noch Niemand widmete.

Das Geschlecht der südrussischen Steppenhunde ist gewiß das gemeinste und tugendloseste aller Hundegeschlechter der Erde. Man muß dabei alle Gedanken an unsere treuen Phylaxe, unsere kräftigen doppelnasigen Sultane und Tolpatsche, unsere lebendigen Spitze und komischen Möpse verbannen. Diese Geschlechter existiren nicht in den Semlanken und Chaten der Steppen, und ihre guten civilisirten Physiognomieen, die wohl nur ein Ergebniß von tausendjähriger menschlicher Pflege und Cultur sind, sind in den wilden zottigen Steppenhunden durchaus nicht erkennbar. Durch den ganzen russischen Süden von der Ukraine bis an die Gränzen der Türkei und noch weiter in's Innere Bulgariens und Thraciens hinein hat der Hund durchweg dasselbe wilde Aeußere. Er ist überall ein großes, langhaariges, langmauliges, langbeiniges und langschweifiges Thier, das unter seinen Voraltern mehr Wölfe als Hunde zu zählen scheint, mit so wenigem Racen-Unterschiede, daß selbst kaum ein Farbenwechsel unter ihnen stattfindet. Ein schmuziges Graubraun ist ihre herrschende Farbe. Ihre Verwilderung, so wie ihre Anzahl, kann im türkischen Reiche nicht ärger sein, als sie es in diesen ehemaligen Gränzprovinzen der Türkei ist. Denn obgleich der Kleinrusse den Hund nicht liebt und ihn keiner Aufmerksamkeit würdigt, ja ihn überall aus seiner Wohnung vertreibt und nie mit seinem Hunde zusammen in einer und derselben Stube essen würde, während er seine Katze und seinen Hahn beständig bei schlechtem Wetter sorgsam in sein eigenes Zimmer aufnimmt und ihnen den beßten Platz am Ofen anweist, so umgiebt er sich doch immer theils der Wölfe wegen, theils

vermöge seiner Nachlässigkeit, die keine Aufsicht über die Vermehrung der Hunde führt, mit einer Menge dieser Wächter. Bei jeder Steppen-Chate springt dem Fremden ein halbes Dutzend zottiger Bläffer entgegen. Ja nicht selten findet man 10 bis 12 großer Hunde, nicht etwa auf einem großen Gehöfte, in einer weitläufigen Wirthschaft, sondern bei dem erbärmlichsten Erdhause, bei dem man mit Mühe suchen muß, was da zu bewachen sein könnte. Die Leute füttern die Hunde nicht, welche sich ihre Nahrung auf der Steppe rauben müssen, sie belehren sie in nichts, sie schmeicheln ihnen nicht und geben ihnen nur Scheltworte als Namen. Dabei aber läßt man sie sich auch gatten und nähren, wie sie wollen, und tödtet nie ihre zahlreiche Brut.

Im Frühlinge, wo in den Steppen Alles, selbst das zahme Vieh, in einen Zustand halber Wildheit verfällt, die Pferde in den Tabunen (Pferdeheerden), die Ochsen in den Tscheredas (Ochsenheerden), und wo Alles die freie Steppe sucht, thun dasselbe auch die Hunde nicht selten. Die Hündinnen gehen alsdann in die hohe Steppe, scharren sich eine Höhle und werfen ihre Jungen fern von den Menschen, wie die Wölfe. Diese in den Steppen geborenen jungen Hunde sind den Sommer über völlig wild, scheuen den Menschen und lassen sich nicht fangen. Im Winter aber, der mit seinen Wjugen Alles bändigt, durch Hunger und Kälte selbst das Wilde zahm macht und sogar den Wolf in die Dörfer treibt, so wie der Frühling mit seinem Ueberflusse sogar das Zahme wild machte und den Hund zu den Wölfen jagte, — im harten Steppenwinter, sage ich, erinnern sich erst die wilden Hunde wieder ihrer alten Herren und kommen zu ihren ehemaligen Wohnungen zurück.

Im Sommer machen die Hunde Jagd auf die Mäuse, Ratten und Erdhäschen, saufen die Eier der Vogelnester aus und lernen selbst flügge Vögel im Laufe erhaschen. Im Winter aber kommen sie in die Dörfer, und aus diesen füllen sie wieder die Städte. Hier sieht man alsdann überall scheue, hungerige und herrenlose Hunde mit gesenktem Schweife umherstreifen. Insbesondere erfüllen sie die Plätze vor den Städten, auf denen die Einwohner den Unrath und Kehricht ausschütten, und durchstreichen die Regenschluchten, in die man das gefallene Vieh hinabstürzte. Hier sieht man sie oft geschäftiger als die Würmer an den gefrorenen Muskeln eines Aases zu Dutzenden nagen.

Die Hundepolizei ist natürlich, wie vieles Andere in den Steppen, noch in der Kindheit. Freilich gehen wohl in den Städten Wächter umher, die ein beständiges Blutbad unter den herrenlosen Hunden anrichten. Allein dieß hilft wenig, da man die Hundequellen in den Dörfern und Steppen nicht verstopfen kann. In gewisser Hinsicht üben die Hunde selbst eine Art von wohlthätiger Gesundheitspolizei, ganz wie in der Türkei. Denn wie dort verzehren sie sogleich Alles, was an todten und faulenden Fleisch-Substanzen auf die Straßen geworfen wird, und verwandeln so das stinkende Fleisch, dessen üblen Einflüssen nicht so leicht zu entrinnen ist, in lebendiges, dessen Bissen man unschwer ausweicht.

Die Hunde in den Steppen sind ihrer großen Anzahl wegen weniger eine Hauswohlthat als vielmehr eine wahre Landplage. Sie sind Allen zur Last, und selbst den Gärtnern fallen sie beschwerlich. Denn sie lieben erstaunlich das Obst und durchstreifen die Weingärten, um Trauben zu speisen. Sie klettern sogar wie die Bären

auf die Bäume, um süße Pflaumen und Birnen zu naschen. Je mehr sie Fleisch fressen, desto mehr verspeisen sie auch nachher vom Obste, das ihnen, wie die Leute sagen, zur Kühlung der durch das Fleisch veranlaßten Hitze dient. Bei Viehseuchen machen sie neue Noth; denn theils verschleppen sie den Krankheitsstoff in die Häuser und Ställe, theils bricht gewöhnlich nach einem großen Viehsterben die Hundswuth auf eine äußerst heftige Weise unter ihnen aus. Vor einigen Jahren war den Dniestr hinauf ein großes Viehsterben, und es brach danach im folgenden Frühlinge eine so heftige Wasserscheu unter den Hunden der Gegend aus, daß die Pferdeheerden sich nicht auf die Steppe hinauswagten, und daß Boten und Couriere sich überall nur zu zwei und drei Mann und bewaffnet auf den Weg machten, um sich gegen die zu fürchtenden Anfälle der tollen Hunde besser vertheidigen zu können.

Wie die Wölfe machen sich auch die Hunde Höhlen in der Steppe, und zwar nicht etwa blos kleine, wenig tiefe Löcher, sondern weite, tiefe Räume mit engem Eingange, in denen sie bei der Hitze Kühlung und bei der Kälte des Winters Wärme finden.

Die halbe Wildheit, in der die Steppenhunde leben, ist auch Ursache ihrer Vermischung mit den Wölfen. Daß diese Vermischung hier in den Steppen so wie in der Ukraine stattfinde, wird allgemein als ausgemacht angenommen. Die Leute sagen darüber Dieses: Freilich vermische sich der Hund nie der Art mit den Wölfen, daß er sich ganz unter ihnen einbürgere und mit ihnen lebe; die noch viel wildere Natur der Wölfe dulde dieß nicht. Die Wölfe seien so eifersüchtig auf die Reinheit ihres Blutes, sagen die Leute, daß eine Wölfin ihre Jungen sogleich nach der

Geburt zum Wasser führe, saufen lasse und auf der Stelle die zerreiße, welche nach Art der Hunde das Wasser mit der Zunge emporzögen und es nicht wie der Wolf schnappend hineinfräßen. Die Race der Wölfe in den Steppen und Wäldern bleibe auf diese Weise immer rein. Allein es ereigne sich oft, daß eine Wölfin, entweder weil sie von den anderen Wölfen verjagt oder vielleicht durch eine Jagd versprengt worden, sich ganz aus ihren heimischen Gegenden verlaufe und in Steppengebiete komme, wo sich eben keine Wölfe befinden. Träfe sie hier nun etwa einen in der Wildniß einsiedlerisch hausenden Hund, so gehe sie wohl mit ihm eine Verbindung ein, aus der ein hündisches Wolfsgeschlecht entspringe. Die Deutschen nennen die so zur Welt gebrachten Nachkömmlinge der Wölfin Wolfshunde*). Diese Wolfshunde bleiben nun wohl bei der Mutter, so lange sie mit ihrem hündischen Gemahle lebt, sie nimmt sie aber nie mit sich, wenn sie ihren friedlicheren Ehemann wieder mit jenem wilden Herrn vertauscht, und diese Wolfshunde halten sich dann zur Partei der Hunde. Sie haben in dem dicken Kopfe, den spitzen Ohren, dem starken Gebisse und den langen und steifen Haaren am meisten Aehnlichkeit mit dem Wolfe. Ihr Fell wird fast ebenso bezahlt wie das eines ächten Wolfes. Obgleich sie nicht so viel bellen und nicht so bissig sind wie die Hunde, so hält man sie doch an der Kette, weil sie die blutigen Neigungen ihrer Mütter doch manchmal nicht ganz verläugnen können. Die Leute wollen die Spuren der Wolfsbildung sogar noch bis in's dritte Glied wahrnehmen. Erst

*) Sie nennen aber auch die auf die Wolfshetze abgerichteten Hunde so.

bei'm Urenkel, sagen sie, verschwinde sie völlig, und dieser sei wieder ein reiner Hund. Der Wolfshund soll der ärgste Feind des Wolfes sein und ihn mit noch weit größerer Wuth verfolgen als der ächte Hund, weßhalb er auch dieser geschätzten Eigenschaft wegen immer aufgezogen und erst, wenn er alt geworden ist, seines Felles wegen erschlagen wird.

Von den Katzen der Steppen wüßte ich weiter nichts Besonderes zu melden, als daß es die wilde Katze nirgends giebt, die zahme dagegen, eben so wie der Hund, oft wild wird. Von fünf Katzen, welche die Leute im Winter haben, bleibt ihnen im Sommer nur eine. Doch kann man im Durchschnitte wohl annehmen, daß nur etwas über die Hälfte der Hauskatzen Sommers in die Steppe wandert. Es ist dieses „Steppenwandern" eine besondere Eigenschaft einiger Katzen, und es giebt in jedem Hause eine oder einige, die keine Neigung dazu haben, andere aber, die dieß jeden Sommer thun. Sie machen sich Lager in den Steppen und haben ihre Jungen dort, und man jagt oft, spazieren reitend, ganze Gesellschaften scheuer Katzen auf. Im Winter aber, wo nichts auf der Steppe aushalten kann, zeigt sich eine große Katzenfülle in den Dörfern. Alles, was draußen ausgeheckt wurde, läuft dann hier zusammen.

2) Vögel.

Von Allem, was in der Steppe lebt, macht sich dem Reisenden, besonders wenn er ihre Fluren im Frühjahre betritt, nichts mehr bemerklich als Das, was der Classe der Vögel angehört. Die wenigen Vierfüßer des Landes sind wie die Steppenmenschen Höhlenbewohner und

kommen mit wenigen Ausnahmen selten zu Tage, und die Insecten sind zu klein, um von dem vorübereilenden Reisenden als Staffage der Landschaft angesehen werden zu können. Die Wasserbewohner aber verbergen sich so, daß sie fast nur der Phantasie erreichbar bleiben. Die gefiederten Vögel sind es daher allein, die sich am häufigsten und lebendigsten zeigen und dabei an Figur, Farbe und Größe so beschaffen sind, daß man sie überall leicht mit den Augen erfaßt. Bald ist es ein Taubenpärchen, das die Gefühle der Liebe und Freundschaft erregt, bald ein schöner silberweißer Falke, der, über dem Grase sich in eleganten Kreisen schwingend, für ein armes Erdhäschen besorgt macht. Hier sind es Schaaren von Kibitzen, die tändelnd und schreiend sich in den Lüften jagen, dort Kraniche, die, in geregeltem Phalanx pilgernd, an ferne Länder erinnern. Dann ist es wieder ein Adler, der, für seine Jungen mütterlich sorgend, Fraß heranschleppt, und um den die arme Lammmutter vergeblich im Grase schreit. Vor dem Wagen läuft beständig wie ein Courier der kleine weiß gefleckte „Podoroshnik"*) her, und hinter ihm flattern Staare, die in dem Miste der Pferde Nahrung suchen. Zuweilen sieht man eine Schaar großer Trappen im Felde weiden, und hier und da stelzen die zierlichen Jungfrauen aus Numidien auf einem Grasrücken ihren geselligen Tanz. Und über all' diesem Vogelgetümmel zwitschert beständig die hoch in den Lüften schwebende Steppenlerche, Alles mit ihrer lustigen Musik begleitend, Tanz und Tod, die Liebe wie den Mord. Dabei darf man nicht etwa denken, daß wir

*) D. h. zu Deutsch der an den Wegen und Straßen hausende Vogel, „Straßenvogel."

hier, langgedehnte Linien verkürzend, ein buntes Bild erkünstelten und in kleinem Raume gäben, was sich uns auf weiten Strecken darstellte. Nein, es wechseln so, wie wir sagten, fast auf jedem Schritte die Scenen, und immer treten neue Vögel-Acteurs in neuen Situationen und anderen Gruppirungen auf die Bühne. Insbesondere aber ist der Vögelreichthum groß, wo sich in den nördlichen Steppen und in den bewaldeten Steppenländern ein Gehölz zeigt, oder wo in den völlig kahlen Steppen sich breite Schilfwaldungen an den Flüssen hinziehen. In jenen Gehölzen nimmt das Taubengegirre, das Eulengeschrei und das Gezwitscher der sperlingsartigen Vögel und anderer gefiederter Laubbewohner, die hier, von Menschen wenig gestört, nisten, brüten und sich mehren, so viel als es ihre eigenen Freundschaften und Feindschaften zulassen, fast kein Ende, und in jenen Schilfdickichten paaren und schaaren sich die Enten, Gänse und Pelikane in großer Menge.

Greifen wir nun aufs Gerathewohl in dieß Vögelgeflatter und erlegen wir wie ein Jäger, was der Zufall der Flinte bietet, mit den schmerzlosen Federpfeilen der Betrachtung, so finden wir zunächst einen der von den Schützen am meisten gesuchten und gejagten Steppenvögel, nämlich die Trappe, welche die Russen „Drachwa“ nennen, einen ächten Steppenvogel, der, ohne sich in Schilf und Dorngebüsche zu verstecken, nur auf der hohen, kahlen Steppe lebt und beständig auf den nacktesten Grasrücken nistet, wo man ihn überall finden kann. Seine Figur, Größe und Nahrung ist hier wie anderswo, doch muß er wohl in den Steppen mehr Gras als bei uns fressen, das man ihn beständig abweiden sieht. Die Anzahl der Trappen ist aber weit größer als bei uns, und man macht selten die kleinste

Spazierfahrt, ohne einige von ihnen zu erblicken. Jedoch sind sie im Süden häufiger als im Norden und in Kleinrußland und der Ukraine schon merklich seltener. Aus diesen Ländern wandern sie im Winter auf einige Zeit — von Mitte Novembers bis Anfangs März — aus, bleiben aber am südlichen Dniestr und Dniepr und um Odessa herum auch selbst im Winter. Gewöhnlich sieht man sie in Trupps von zwölf bis zwanzig. Im Winter aber, wo sie sich mehr associiren, zeigen sie sich auch in Schaaren von achtzig bis hundert Stück, wahrscheinlich, weil dann ihre Nahrung nur auf beschränkten Räumen zu finden ist. Denn irgend ein besonderer Zweck scheint ihre zahlreichen Versammlungen nicht zu veranlassen, vielmehr allein nur der Umstand, daß sie an einem und demselben Orte gemeinsames Futter finden. Jagt man jene großen Gesellschaften von achtzig bis hundert Vögeln auf, so sondern sie sich alsbald in drei bis vier kleinere Trupps zu zwanzig bis dreißig, die nach verschiedenen Richtungen auseinander fliegen, indem sich dabei die, welche ungefähr in derselben Gegend wohnen, mit einander vereinigen. Sie wohnen übrigens nur paarweise und sehr zerstreut. Verfolgt man nun jene kleineren Haufen von zwanzig bis dreißig Vögeln, so sieht man auch diese nie zusammen bleiben, sondern vielmehr bald völlig in einzelne Familien sich auflösen. Bei diesem geringen Triebe zur Geselligkeit verrathen sie doch zugleich auch wenig feindschaftliche Gesinnung, und man sieht sie nie unter einander sich streiten, wie die Auerhähne, Störche und andere Vögel. Auch selbst die Männchen streiten sich nie über die Weibchen, mit denen sie immer in strenger Monogamie leben. Wie bei den Menschen, liegt auch bei den Trappen die Hauptsorge für die Beschützung der Fa-

milie den Männchen ob. Wenn man sie im Juni und Juli familienweise mit ihren Jungen fressen sieht — erst im August und September löst sich das Band der Familie —, so bemerkt man den Hahn, während seine Frau und seine Kinder sorglos speisen, beständig dabei aufblicken und sich umschauen und bei sich nähernder Gefahr das Zeichen zum Aufbruche geben. Es ist unglaublich schwer, ihnen beizukommen, da der Hahn die aufmerksamste Wache hält und sehr wohl die Tragweite der Jagdflinten kennt, denen er immer eben zur rechten Zeit entflieht. Dennoch gelingt es natürlich den Menschen auf mancherlei Weise, ihn zu überlisten. Theils kriechen die Steppenjäger, die Kosacken, wie die Schlangen im hohen Grase zu ihnen heran und senden den Körnersuchenden aus dem Rasen Körnlein zu, die sie nimmer verdauen, theils wissen sie auf einem aus der Gurgel des Ochsen gemachten Instrumente frappant die Töne des Weibchens nachzuahmen und so den liebend nahenden Gatten zu äffen, dem sich die süßen Lebenslaute in brüllende Todesdonner verwandeln. Auf andere Weise wiederum nahen die Jäger sich mit friedlichem Ochsengespanne, als wären sie harmlose Landleute, knieen auf ein mit Rädern versehenes Gestell nieder, das sie wie sich selbst mit Heu bedecken, und schieben diesen wandernden Heuhaufen dem nichts Böses vermuthenden Vogel immer näher, über dem alsdann das Heu mit Feuer und Hagel schrecklich zerplatzt.

Die merkwürdigste Jagd der Trappen findet indeß in den südlichen Steppen im Winter statt. Es verkriechen sich nämlich alsdann diese Vögel in großer Anzahl in die Burianfelder und unter Dorngebüsch, unter dem sie sich wenigstens einigermaßen gegen die Rauhheit der Witterung

schützen können. Hier aber begegnet ihnen zuweilen ein eigenthümlicher Unfall. Bei Rauchfrösten belegen sich nämlich ihre Flügel so stark mit Glatteis, daß sie nicht fliegen können. Dieß geht so zu: So lange der Vogel unter dem Busche sitzt, ist er ziemlich sicher, allein bei sehr starken Rauchfrösten werden die Federn von der Last des Eises zu Boden gedrückt, dann müssen die armen Trappen das unbeschützte Freie suchen. Da wehren sie sich freilich tapfer gegen das niederschlagende Eis, schütteln sich und ziehen sich beständig die Federn durch den Schnabel. Gewöhnlich bleiben sie auch flügge. Wenn aber das nebelige Frostwetter einen ganzen Tag oder eine Nacht über anhält, so ermatten sie, und die fatalen schweren Krystalle überziehen ihre Flügel und verkleben die Fächer ihrer Federn. Sie werden in diesem Zustande eine leichte Beute der Füchse, Wölfe und Menschen und alles Dessen, was auf sie Jagd macht. Die Menschen insbesondere passen solche unglückliche Momente ab. Auf scharf beschlagenen Pferden galoppiren die Kosacken zu zwei bis drei Mann über das Glatteis der Steppe zu den Dorngebüschen heran, nur mit einer langen Peitsche bewaffnet. Die schüchternen Vögel laufen, schon aus weiter Ferne ihre Feinde erblickend, mit lahmen und schwer herabhängenden Flügeln in der Steppe umher, kreischend und vergebens an ihren den Dienst versagenden Federn lüpfend. Die Jäger sprengen mitten unter sie, schlagen den einen mit kräftigen Hieben nieder und lassen dem anderen das fatale Lederschlangengeflecht sich um den Hals schlingen, ihn so erwürgend und im schnellsten Laufe des Pferdes zu sich heranreißend. Wissen die Jäger die Zeit recht abzupassen und die Rauchfrostnächte gut zu wählen, so ist die Jagd bei der Größe der Gesellschaften,

in denen die Trappen im Winter zusammensitzen, oft außerordentlich ergiebig. Ich kannte einen Bauer, der blos an einem Morgen mit seiner Peitsche 150 Trappen erschlagen und dafür in Odessa über 500 Rubel gelöst hatte. In dieser Stadt gilt ein Trappe im Winter gewöhnlich drei Rubel, in der Ukraine sechs, ja zehn bis fünfzehn Rubel. Hier läßt man die zuletzt im Herbste geschossenen gefrieren, bewahrt sie so für die späteren hohen Winterpreise auf und schickt sie dann nach Moskau, Petersburg u. s. w.

Es ist merkwürdig, daß sonst keinem Vogel der Steppe das Beglatteisen der Flügel geschieht. Vielleicht ist ein besonderer Mangel an Federfett bei den Trappen daran Schuld. Nur mit den Enten ereignet sich etwas Aehnliches. Wenn sie nämlich, auch aus dem letzten offenen Wassertümpel durch den Frost vertrieben, endlich auf dem Eise selber niederhocken, so frieren sie bei nächtlicher Weile mit den Füßen und den Federn des Bauches ans Eis fest und werden alsdann ebenfalls mit Peitschen und Stöcken erschlagen.

Sehr merkwürdig ist das Vorkommen des Birkhuhns in den Steppen. Dieser Vogel, der seinen Namen von einem Baume bekommen hat, welchen man rings herum auf der ganzen Steppe nirgends findet, und der im Norden sich blos auf den eleganten Birkbäumen nährt, zeigt sich hier mitten in der baumlosen Steppe und accommodirt sich ihrer Natur. Es läßt sich diese Bemerkung noch weiter ausdehnen und im Allgemeinen behaupten, daß, wenn auch viele Vögel die Steppen meiden, weil ihre Oberflächengestaltung, ihre Vegetation u. s. w. ihnen nicht zusagt, andere dagegen dieselben, als ihnen vorzugsweise convenirend, geradezu aufsuchen, und noch andere, so zu sagen, mit der Steppe fürlieb nehmen, ihre Lebensweise der Natur der-

selben anpassen und daher hier ein ganz anderes Leben führen, auf andere Weise ihre Nester bauen, andere Nahrung zu sich nehmen u. s. w., als sie es in solchen Gegenden thun, wo ihnen eine Wahl des für sie Passendsten gestattet ist. Wenn man nur dieß Eine bedenkt, wie selten in den quellenlosen Steppen die Vögel zum Saufen kommen, zu wie viel Hitze und Kälte sie sich bequemen müssen, wie vielerlei Insecten und andere Nahrung sie hier vermissen, so leuchtet schon daraus zur Genüge ein, wie hier die Natur und Lebensweise aller Vögel eine andere sein muß als in anderen Ländern, und zwar gewiß in einem noch weit größeren Verhältnisse als die Natur der aus fremden Ländern hier acclimatisirten Menschen, die es am Ende doch noch immer durch Kunst so einrichten können, daß sie ihren alten Gewohnheiten nachzuhängen vermögen.

Adler finden sich in den Steppen ohne Zweifel eben so häufig, wenn nicht noch häufiger, als in den Alpen. Die Adler suchen auch hier die Felsen auf, und in den meisten Thälern finden sie solche, indem die Flüsse Theile der unteren Kalkstein- und Granitlagen entblößten und zerrissen. Hier nisten sie denn und beherrschen von da aus die hohe Steppe, die sie in so viele Gebiete unter sich theilen, als sie im Thale Nester gebaut. Ich glaube, daß fast kein Theil der Steppe ist, den die Adler nicht beherrschen. Denn man sieht sie fast immer und überall in allen Gebieten kreisen, Hasen, Lämmer, Trappen und selbst Füchse jagend. An die letzteren machen sie sich jedoch immer nur, wenn sie zu zweien sind. Sie dulden in dem Gebiete, von dem sie sich als Herren ansehen, keinen anderen Adler, obgleich Falken, Habichte, aasfressende

Geier und eine Menge anderer kleinerer Raubvögel darin wiederum ihre kleineren Kreise und Provinzchen finden.

Des Aases giebt es ja in den Steppen überall. Es bleibt auf allen Wegen und Stegen Todtes genug, das die Jahr aus, Jahr ein hier herumwandernden Heerden liegen lassen. Den Geiern ist daher hier überall ihre widerliche Tafel servirt. Sie erscheinen besonders in den beßarabischen Steppen in großen Schaaren. Hier beißen sie sich mit den Füchsen, Wölfen und halbwilden Hunden um das todte Vieh herum, das ihnen bei vielen Gelegenheiten, z. B. wenn Hunderte von Pferden durch Stürme in die Limans und Flüsse gejagt wurden, oder wenn ganze Schaf- und Ochsenheerden in Regenschluchten umkamen, so großartig und in solcher Fülle aufgetischt wird, wie wohl selten in anderen Ländern.

Die großen Viehheerden erwecken nicht nur durch ihren Tod eine Menge von Aasvögeln, sondern auch in ihrem Leben füttern sie schon, damit sie nicht selber zum Futter werden, viele andere Vögel mit den Würmern und Larven der Bremsen, die ihre Haut bedecken. Im Frühlinge sind hier die Rinder allerlei Arten besonders stark von den Bremsen geplagt, die überall ihr Fell durchbohren und ihre Brut unter die Haut der Thiere bringen. Wenn das Ei der Bremsen ausgebrütet ist, und der Wurm nun wächst, so schwillt an hundert Stellen die Haut auf, bis der Wurm sie endlich durchlöchert, als Larve noch eine Zeit lang in den Haaren des Thieres wohnt und endlich als Bremse davon fliegt. Das Fell des Steppenviehs ist wegen dieser vielen Durchlöcherungen im Frühlinge nichts werth. Im Sommer wachsen die Löcher wieder zu, und im Herbste ist Alles wieder ganz. Schaaren von Wiedehopfen

Dohlen und Staaren folgen und umflattern jener Larven und Würmer wegen die Viehheerden beständig, setzen sich den wiederkäuenden Thieren auf den Rücken und hacken an ihnen herum, wie die Spechte an den Baumstämmen. Die Pferde sind zu ungeduldig, um diese wohlthuenden Vögel zu ertragen. Doch folgen auch den Tabunen (Pferdeheerden) einige Vögel, namentlich Schwalben, die auf die Mücken Jagd machen, deren Schwärme das Vieh umsummen.

Der Staare giebt es in den Steppen viele Arten, die zum Theil eben so schöne Federn und Namen tragen, als sie gemeine Nahrung suchen, so den „buntfarbigen Staar,“ den „Goldstaar,“ den „Rosenstaar.“ Der letztere widmet sich insbesondere den Heuschrecken, denen er beständig folgt. Es läßt sich denken, wie sehr er dafür von den Einwohnern des Landes geschätzt wird, und wie inständig sie Gott um seine Erscheinung bitten.

Doch lassen wir diesen Thieren ihren gemeinen Fraß und wenden wir uns lieber zu der nur den feinsten Weizen pickenden eleganten „Jungfrau von Numidien,“ welche die Zierde und der Stolz der Steppen ist. Zierlich mit zwei Federlocken hinter den Ohren — so ist es stets bei ihr uralte, nie wechselnde Mode gewesen —, mit feinem, angenehm gefärbten und zart schattirten Gefieder, mit schlankem Schwanenhalse und mit hoch und vorsichtig gehobenen Füßen sieht man häufig diese vornehme Dame in der Steppe wandeln. Die Leute lieben diesen Vogel, und er gewöhnt sich leicht an die Menschen, bei denen man ihn häufig in der Gefangenschaft trifft, wo er sich immer friedlich mit dem zahmen Geflügel der Gehöfte mischt. Die numidische Jungfrau ist wie alle Damen eine Liebhaberin des Tanzes.

In der Steppe sollen diese Jungfrauen in großen Schaaren zusammenkommen und fröhliche Tänze aufführen, besonders in mondhellen Nächten. Leider haben sie eine sehr schlechte Tanzmusik dazu, wenn ihnen nämlich keine andere Kehle als ihre eigene dazu aufspielt, denn ihre Stimme steht in nicht weniger schreiendem Widerspruche mit ihrem Aeußeren als die des Pfau's mit seinem Irisschweife. Doch giebt es Momente, in denen man der Demoiselle gern ihr unangenehmes Organ verzeiht und ihre Stimme sogar lieb gewinnt, mit der sie liebend ihren theueren Schwestern zuruft, wenn sie aus ihrem Gefängniß dieselben in freien Lüften schwebend vorüberziehen sieht.

Diese Numidierinnen tanzen seit alten Zeiten so in den Steppen, so wie die Geier schon das Vieh der Hunnen, Gothen, Mongolen, Petscheneger und Tataren fraßen. Auch die Kibitze, die Falken, die Dohlen und andere Vögel müssen schon alte Steppenbewohner sein. Es giebt jetzt aber auch eine Menge von Vögeln in den Steppen, die erst mit dem seit 50 Jahren eingeführten Garten-, Wald- und Ackerbau sich hier zu verbreiten angefangen haben. Spechte sind z. B. erst seit 10 Jahren in der Umgegend von Odessa erschienen. Alle körnerfressende Vögel, die Sperlinge u. s. w. haben sich natürlich nach jener Zeit ebenfalls sehr vermehrt oder zum Theil erst neu eingeführt. Bei dem Allen herrschen doch auch jetzt noch die Fleischschlucker bedeutend vor. Insbesondere sind der Falken und Habichte unendlich viele. Es giebt von ihren äußerst eleganten und herrlich gefiederten Arten vor allen den schönen milchblauen „falco cyaneus," der ein wahrer Wolf im Schafskleide ist, denn sein äußeres Gewand gleicht ganz dem der unschuldigsten und lieblichsten Taube, während sein Inneres

beständig voll Blut und Mord ist, und dann den prächtigen „falco rufus", der in Rußland blos den Steppenlandschaften eigenthümlich sein soll. Sein Gefieder ist mit allen Farbenschattirungen zwischen Braun, Feuerroth und Goldgelb geschmückt, und er macht sich ein Vergnügen daraus, es dem Beschauer zu entfalten und in allen Beleuchtungen zu zeigen. Denn wenn man sich, zumal in der Nähe seines Nestes, in's Gras setzt, so beginnt er ein Spiel von Aëronauten-Künsten, das seines Gleichen sucht, schwingt sich auf und ab, schießt mit einem schön geschweiften Bogen auf den Beschauer herab, als wolle er ihn erschrecken, wirft sich wieder herum und zieht Kreise umher, kleine und große, wie ein Mathematiker, steigt dann senkrecht in die Höhe, als wollte er von der Erde fliehen, fällt aber, wie ein geflügelter Stein wieder herab, als befiele ihn auf einmal frische Angst um seine Jungen. Man sieht auf der ganzen Steppe überall Habichte und Falken. Insbesondere nisten sie viel in kleinen Löchern am schroffen Rande der Meeresküste und in Regenschluchten.

Auch Eulen schließen sich an dieses Raubgesindel an. Denn selbst die große Lichtfülle der Steppen hat diesen Vogel nicht abhalten können, sich ebenfalls unter die fröhliche Gesellschaft aller übrigen Vögel zu mischen. Doch muß er die kurze Nacht rascher benutzen als unsere Eule, da ihm hier auch bei Tage nirgends eine Waldnacht hilfreich bereitet ist, und er muß wohl im Ganzen in der hellen schattenlosen Steppe mehr leiden als bei uns. In den kleinen Wäldern der nördlichen Steppen vergnügen sich diese Nachtvögel desto mehr. Eulen aller Art sind in ihnen äußerst zahlreich, und sie benutzen dieselben als Haltpuncte, von

denen aus sie ihre Nachtstreifereien in die Flächen machen. Man sieht ganze Gesellschaften kreischender Eulen in jenen Wäldern, in denen des Nachts ihr und der Unken melancholisches Geseufze die einzigen herrschenden Töne sind, die man hört.

Die Steppe selbst hat sonst wenig Tönendes. Denn der einzige ordentliche Singvogel, der hier vorkommt, ist die Lerche (alauda calandrea), die überall schwirrt und zwitschert, und deren Gesänge sich im Frühlinge von hier über die ganze grüne Steppe bis in's Mongolenreich hinein verbreiten. In den Dniestr-Schilfwäldern sollen auch Nachtigallen, aber nur von Wolfsohren belauscht, schon seit alten Zeiten gesungen haben. Erst jetzt fangen sie an, sich auch durch die Odessa'schen Gärten und in der Umgegend der deutschen Colonieen zu verbreiten.

Von den Höckerschwänen, den Pelikanen, deren es zwei Arten giebt, und den Löffelgänsen, die alle in den Schilfwäldern des Dniestr und Dniepr vorkommen, sage ich weiter nichts, da ich nichts Besonderes von ihnen gesehen und gehört habe, als daß die Pelikane zuweilen in Heerden von 200 bis 300 erscheinen sollen, daß die kleinere Art allein einen Schnabel von einer Elle Länge hat, und daß der nordische Schwan hier im Lande nicht bleibt, sondern im Frühlinge nur durchwandert, in Gesellschaft sehr vieler anderer Wandervögel, die alle, über die unheimliche Steppe, wie über eine Fortsetzung des Meeres, hinziehend, den nördlichen Waldungen zuwallen. Die meisten dieser Waller pilgern, von Konstantinopel kommend, an der Küste des schwarzen Meeres hin. Ein zweiter großer Zug geht aber mitten über's schwarze Meer, wo es am engsten ist, zwischen der Krim und Kleinasien.

3) Amphibien.

Von Amphibien sollte man im Ganzen wenig oder gar nichts in den Steppen vermuthen, da man hier, wo fast Alles trockenes Land ist, fast nicht von einem „Amphi" der Elemente sprechen kann, und doch sind Schlangen, Eidechsen, Schildkröten und Frösche dort äußerst häufig. Ja nach den Nagethieren, den Mäusen und Erdhäschen, scheint fast keine Thiergattung eine so große Individuen-Anzahl in diesem Lande aufzuweisen zu haben als die Batrachier, die zu Homer's Zeiten so arge Feinde jener Nager waren und beständig in allen Teichen, Tümpeln und Pfützen der Steppen so ununterbrochen schreien, als ob die Batrachomyomachie noch jetzt keinen Augenblick cessirte.

Von den verschiedenen Batrachiern, die in den Steppen wohnen, ist keine häufiger als die Unke, die hier in allen Gewässern seufzt, und deren melancholische Musik sich vom Frühlinge bis in den Herbst Tag und Nacht über das ganze Land hinzieht. Es ist dieser trübe Unkenton, dessen tiefe Melancholie kein Laut in der ganzen Natur erreicht, weder das hinsterbende Zirpen des Suslik, noch das Klagen der Eulen, einzig in der Natur. Es gleicht ihm allein die Melancholie der einförmigen, trauernden, schwärzlichen, von mongolischgrauem Himmel überhangenen Herbststeppe. Mit Ausnahme der wenigen kleinen, lebendigen Flüsse sprechen und schreien sämmtliche Gewässer, sowohl in der Ukraine und in Kleinrußland, als auch auf der ganzen ächten Steppe bis zum schwarzen Meere hin, unaufhörlich in diesen ächzenden, stöhnenden Lauten, und so lange man in der Steppe weilt, bekommt man das Unkengeschrei, diese traurigste aller Trauermusiken, nicht

wieder aus den Ohren. Es muß wohl so seit alten Zeiten gewesen sein. Die Hellenen von Olbia müssen sie auch gehört haben, und ich möchte wohl wissen, welche hübsche Mythe ihre rege Phantasie von diesen Steppenunken dichtete. Vielleicht sind es die verwandelten Kinder der Flora, die in dieses wilde Land kamen, wo sie nicht zum Gedeihen gelangen konnten und nun mit Sehnsucht erwarten, daß des Landes Busen sich öffne und Vulcan den Boden mit Bergreihen und Gebirgsthälern befurche. Oder sind es vielleicht die gebannten Geister der Hamaxobiten und Mongolen, die den jetzigen Anbau der Steppe beklagen und harren, daß das Land ihren Pferden- und Heerdenfluthen zurückgegeben werde?

Die Kröten müssen den zähen, schwarzen, fetten Steppenboden erstaunlich lieben, denn man findet sie fast auf jedem Schritte in den Gärten. Ja auch auf den Aeckern und mitten in der hohen Steppe sieht man sie häufig, fern von allem Wasser, ja oft auf dem trockensten Boden und bei der größten Hitze umherkriechen. Hat aber gar etwas Regen den Boden gefeuchtet, so erscheinen sie in unglaublich großer Anzahl. Es beleben sich dann mit dieser ekelhaften Amphibie alle feuchten Thalgründe, und man hat zuweilen Noth, einen Schritt zu thun, ohne ein paar unfreiwillige Morde zu begehen.

Merkwürdig ist in dieser Beziehung, was die leichtgläubigen Leute von dem sogenannten „Krötenregen" einmüthig erzählen. Ich habe über diese Erscheinung theils mit abergläubigen Kleinrussen, theils mit erklärungssüchtigen und vorwitzigen, theils auch mit vernünftigen und vorurtheilsfreien deutschen Landleuten gesprochen, und alle stimmten darin überein, daß häufig im Sommer in den

Monaten Juni und Juli und selbst noch im August nach einem kurze Zeit anhaltenden starken Regenschauer, bei dem der Regen in dicken Tropfen herabfiele, und dessen dessen gewöhnlich auch die Sonne schiene, urplötzlich der Boden stellenweise mit einer ungeheueren Anzahl kleiner Kröten bedeckt erscheine, von denen Niemand wüßte, woher sie kämen, oder wohin sie nach kurzer Zeit wieder verschwänden.

Der Regen, sagen sie, müßte ein solcher dichter heftiger Regen sein, bei dem die Tropfen so recht in den Sand klatschten. Ein allgemeiner und großer Landregen brächte die Kröten nie zum Vorschein. Daher hätte auch die Erscheinung im Sommer 1838, in welchem ich mich in den Steppen aufhielt, gar nicht stattgehabt, weil der ganze Sommer so feucht gewesen wäre.

Wenn man die Leute fragt, was sie von den Ursachen dieser Erscheinung denken, so antwortet der Kleinrusse: „Bog snajet“ (Gott weiß es). Ein Grieche sagte mir: „Tschort snajet“ (der Teufel weiß es). Ein etwas vorwitziger Deutscher machte mir eine weitläufige Explication. „Es ist ausgemacht,“ sagte der kluge Redner, „daß der Regen die Kröten erzeugt. Vom Himmel herunter regnen sie freilich nicht, denn man müßte sie doch sonst in den Tropfen bemerken; aber wenn die dicken großen Regentropfen durch die Sonnenstrahlen fallen, so saugen sie von der Elektricität der Sonne das Gift ein, und fallen sie dann in den Staub des Bodens, der ganz voll ist von Salpeter, so entstehen daraus die Kröten. So meine ich einmal.“

Was mich selbst betrifft, so will ich, obgleich ich allerdings glaube, daß, wenn irgend ein Boden Kröten erzeugen kann oder geheimen Krötensamen birgt, dieser

zähe, schwarze, fettige, salpetrige Steppenboden dazu geeignet ist, die Ansicht der guten Steppenbewohner den Naturforschern nicht aufdringen und überhaupt die ganze Sache mehr den Psychologen und Ethnographen als den Naturforschern erzählt haben, obgleich allerdings auch diesen noch manche Frage sich dabei aufdringen könnte.

An Eidechsen findet man ebenfalls in der Steppe, wenn auch keinen Ueberfluß, doch Reichthum. Es schlüpfen in großer Anzahl mehre Arten von Eidechsen herum, sowohl von den Gelehrten mit prachtvollen Namen geziert, wie z. B. der „Phrynocephalus caudivolvulus,“ oder der „Phrynocephalus helioscopus,“ oder der „Pseudopus Pallasii,“ als auch von der Natur wunderbar schön in prächtige Farben und wohlgefälliges Wesen mit vielen Schattirungen von hellem, zartem Grün und Gelb gekleidet. Ich sah diese „Ringelschweife“ (caudivolvuli), die dem Helios in's blitzende Auge blicken, zuweilen bis zu einer Länge von 1½ Fuß. Sie werden natürlich von den Kosacken geflohen, die fast Alles in der Natur fürchten, was anders als ihre Ochsen gebildet ist. Jedoch soll man auch, wenn nicht offenbar und ausgesprochen giftige, doch solche unter ihnen finden, deren Biß sehr schwer heilt. Die Helioskopen sind sehr reizbar und werden, wenn man sie neckt, sogleich böse und fast wüthend. Wir umzingelten einmal einen und zerrten ihn mit einer Schaufel, auf deren Eisen er beständig außer sich vor Wuth losbiß. Er packte und hielt das Eisen zuletzt so fest, daß wir ihn damit emporziehen konnten.

Weit zahlreicher aber als die Eidechsen scheinen noch die Schlangen der Steppe zu sein. Ihre Anzahl ist Unzahl, oder war es wenigstens noch bis vor 35 Jahren.

Denn mit der Zunahme der Bevölkerung und des Anbaues in den Steppen haben sie natürlich bedeutend abgenommen. Da indessen die Kleinrussen sie gewöhnlich gar nicht tödten, so sind sie noch hier und da sehr häufig, der Art, daß sie in vielen Gegenden mit den Menschen gemeinschaftlich in den Semlanken hausen. Die Kleinrussen gehen ihnen nur aus dem Wege und sprechen: „Läßt du die Schlange gehen, so läßt sie dich auch gehen. Tödtest du sie aber, so werden dich die anderen beißen und alle ihre Verwandten dir keine Ruhe lassen.“ Sie glauben an eine Art von Blutrache unter den Schlangen und berufen sich dabei — wahrscheinlich haben ihnen dieß die Priester in den Kopf gesetzt — auf das achtundzwanzigste Capitel der Apostelgeschichte, wo es im dritten und vierten Verse so heißt: „Da aber Paulus (auf der Insel Melite) einen Haufen Reisig zusammenraffte und es auf's Feuer legte, kam eine Otter von der Hitze und fuhr Paulo an seine Hand. Da aber die Leutlein sahen das Thier an seiner Hand hängen, sprachen sie: Dieser Mensch muß ein Mörder sein, welchen die Rache nicht leben läßt, obgleich er dem Meere entgangen.“ — Sie deuten dabei das Wort „Mörder“ entweder auf Schlangenmörder insbesondere, oder auf alle Mörder überhaupt und folglich auch auf Schlangenmörder und das Wort Rache auf Blutrache der Schlangen und fürchten sich so vor den Schlangen als vor Rächern jedes Mordes.

Die deutschen Colonisten dagegen wurden in den Steppen, als sie vor fünfunddreißig Jahren hierher kamen, wahre Schlangen- und Drachen-Ueberwinder. Sie fanden bei ihrer Ankunft fast überall Schlangen in großer Menge, besonders aber unter den Dornen der Thäler und an den Meeresufern. Hier sahen sie oft, gleichwie in der

Steppe Mugan am Kaukasus, ganze, mehre Fuß hohe Haufen von 200 bis 300, wie ein Knäuel durch einander geflochten, in der Sonne liegen. Sie mußten auf den ihnen angewiesenen Aeckern einen förmlichen Vertilgungskrieg gegen die Schlangen führen und haben ihn siegreich beendigt. Die Alten erzählen noch viel von den damaligen Schlangenkämpfen, die sie als Burschen unternommen, und sagen, daß sie es noch jetzt nicht begriffen, wie sie durch die Gewohnheit, mit den Schlangen herumzustreiten, so großen Muth erlangt hätten, daß, wenn sie z. B. aus dem Bade gekommen wären und Einer am Ufer geschrieen hätte: „Schlangen! Schlangen!" sie gleich nackend, wie sie gewesen, zwischen den Schlangenhaufen gesprungen wären und nicht eher nachgelassen hätten, mit Steinen und Dornstöcken unter ihnen zu wüthen, als bis sie alle umgebracht gewesen wären. Es seien damals fast in allen Häusern Schlangen gewesen, und einige Deutsche hätten sich wie die Kleinrussen bald so daran gewöhnt gehabt, daß sie gar keinen Anstoß daran genommen, wenn dieselben wie die Mäuse aus ihren Löchern hervorgekrochen wären, um die vom Tische herabgefallenen Brosamen zu benaschen. Kleine Kinder hätten Schlangen, die von ihrem Butterbrode gespeis't, im Grase ergriffen und zu ihren erschreckten Aeltern gebracht*).

Die Schlange, welche in den Steppen die größte Länge erreicht, ist die „Coluber trabalis." Man sprach während meiner Anwesenheit in den Steppen von

---

*) Schon Herodot spricht bekanntlich von den vielen Schlangen in den Gegenden zwischen dem Dniestr und Dniepr und erzählt, daß die hier wohnenden Neuren der Häufigkeit dieser Thiere wegen dieses Land verlassen hätten.

einer, die, drei Klaftern lang, sich bei Ovidiopol am Dniestr gezeigt haben sollte. Die deutschen Colonisten reden hier von fünf bis sechs Ellen langen, als von gar nicht seltenen Erscheinungen. „Einmal badeten wir uns," erzählte mir Einer, „unserer vier, lauter junge Burschen. Als wir uns nach dem Bade ankleiden wollten, rief Einer: „Seht! Was ist da zwischen den Kalkfelsen?" Wir erkannten bald eine wenigstens sechs Ellen lange Schlange (Coluber trabalis). Obgleich wir uns nicht vor Schlangen fürchteten, so stutzten wir doch, und Einer sprach: „Es ist besser, daß wir diese große zufrieden lassen." Jedoch fürchteten wir die Schande noch mehr als die Schlange und ließen deßhalb bald Kalksteine genug auf sie herabregnen. Sie, in einem gewissen Bewußtsein ihrer Kraft, wich durchaus um kein Haar breit, sondern richtete sich, wie die großen immer thun, vorn anderthalb Ellen hoch auch, beständig züngelnd und so laut wie eine Gans zischend. Die Steine trafen entweder nicht recht, oder sie glitten an ihrem glatten Leibe ab. Wir wagten nicht, sie mit den kurzen Stäben, die wir bei uns hatten, zu attaquiren, gingen also Einer nach dem Anderen abseits, um uns längere Stäbe zu holen, während die Uebrigen die Schlange beschäftigten, und setzten nun dem Thiere schärfer zu. Der Eine hieb hier auf sie, der Andere dort, und wenn sie auf Einen losschoß und dieser floh, so waren wir Anderen wieder schnell hinterdrein und zielten auf ihre glatte Haut, wo wir eben konnten. Wir mußten sie einige Male schwer getroffen haben, denn sie nahm nun am Ufer hin Reißaus. Wir verfolgten sie mit Steinen, und ein dicker Stein traf sie am Kopfe, so daß sie matt liegen blieb und auf dem Sande sich krümmte, wo wir ihr dann völlig den Garaus machten. Wir maßen

ihre Länge, welche nahe an zehn Schuh betrug, und ihr Leib hatte die Dicke einer Weinflasche."

Die „Plawnen" (sumpfigen Schilfwälder) der Flüsse sind die Hauptsitze der Schlangen, und insbesondere die Plawna des Dniestr. Aus ihr tauchen zuweilen bedeutende Schlangen hervor, von denen man in der That wunderbare Geschichten erzählt. Die von einer Schlange, welche vor dreißig Jahren bei Ovidiopol gehaust und Thiere und Menschen getödtet haben soll, und vor der selbst ein Reiter kaum entfliehen konnte, will ich lieber unberührt lassen, weil ich nur aus der dritten Hand von ihr gehört habe. Die Erzählung von einer anderen Schlange aber verdient einige Aufmerksamkeit, weil ich sie von Augenzeugen und sogar von obrigkeitlichen Personen, den Schulzen der betreffenden deutschen Colonieen, mitgetheilt erhalten habe.

In der Nähe dieser Colonieen — Franzenthal und Petersthal am Dniestr — bemerkten die Bewohner, es war im Anfange der zwanziger Jahre, zu wiederholten Malen sonderbare Spuren in ihren Kornfeldern, als wenn ein Mehlsack durch sie hingeschleift worden wäre; die Halme lagen nämlich dicht an den Boden gedrückt, und durch den Acker war ein förmlicher Weg gebildet, und die Leute sprachen daher unter einander: Wer verschleift uns denn unsere Felder so unerhört? — Es wurden diese Spuren hier und dort und am Ende an vielen Orten bemerkt. Nach einiger Zeit fand man auch ein Füllen auf dem Felde, halb getödtet, und zwar mit ganz eigenthümlichen Wunden, die nicht von einem Wolfe herzurühren schienen. Viele Leute sprachen schon: Es muß irgend eine große Schlange die Dörfer beschleichen. Diese Vermuthung wurde zur Gewißheit, als eines Tages vier bis fünf Wagen in voller Carriere ins Dorf

hereinfuhren mit Leuten, die noch erschreckter waren als ihre Pferde. Sie hatten in der Nacht auf der Steppe campirt, wie dieß die Feldarbeiter hier wegen der oft sehr großen Entfernung ihrer Aecker gewöhnlich thun, da sie gezwungen sind, um das viele Hin- und Herfahren zu vermeiden, die ganze Arbeitswoche auf der Steppe in ihren Wagen zuzubringen und erst zum Sonntage heimzukommen. Jene Leute machten nun eine so lebhafte Schilderung von einer ungeheueren Schlange, durch welche sie und ihre Pferde erschreckt worden seien, daß sich der Schulze des Dorfes bewogen fühlte, die ganze Gemeinde zur Jagd auf die Schlange aufzubieten und die beiden benachbarten deutschen Colonieen zur Hilfe einzuladen. Es rückten darauf mehr als hundert junge Leute bewaffnet ins Feld, spürten und suchten aber den ganzen Tag vergebens. Unverrichteter Sache heimgekehrt, wurden sie von ihren Nachbarn verlacht und wegen ihrer Schlangenfurcht verspottet. Doch ließ der Schulze Flinten und Pulver in Bereitschaft halten, um erforderlichen Falles seine Pflicht erfüllen zu können. Als nun an den folgenden Tagen wiederum die Schaf- und Pferdehirten von der großen Schlange erzählten, die ihre ganzen Heerden erschreckt und ihnen ein Pferd getödtet habe, so machte man gleich nach Empfang dieses Berichtes wiederum in der bezeichneten Gegend Jagd und entdeckte nun das Thier wirklich. Die Schlange richtete sich zwar anfangs auf, als wollte sie sich widersetzen, erhielt aber sogleich ein paar Schüsse, die sie wohl verwundeten, aber nicht tödteten, und begab sich dann auf die Flucht. Man verfolgte sie und schoß noch mehre Male nach ihr, allein sie eilte nun so schnell und in so ungeheuer großen Sätzen geradesweges dem hohen Ufer des Dniestrthales zu, daß

man sie nicht mehr erreichen konnte. Hier ließ sie sich denn, Allen sichtbar, den Berg hinab und verschwand in den Schilfrohren des Dniestr. Man verfolgte ihre Spur, die blutig war, weit, konnte ihr selbst aber in dem großen Schilfdickichte nicht weiter beikommen. — Einige sagten, sie sei so lang gewesen wie der längste Wiesbaum (das Holz, das die Würtemberger auf das Heu legen). Der Schulze, der mir die Sache erzählte, meinte, sie sei wenigstens drei und eine halbe Klafter lang gewesen.

In manchen Gegenden der Steppe sind noch jetzt die Schlangen so häufig, daß die Pferdehirten darauf Rücksicht nehmen und mit ihren Tabunen (Pferdeheerden) sorgfältig solche Stellen vermeiden. Die gewöhnliche Speise der größeren Steppenschlangen sind die kleinen Erdhäschen, auf die, wie schon oben gesagt, fast alles Fleischhungerige in den Steppen fällt.

In den beßarabischen Steppen giebt es eine Schlange, die sich den Kühen an die Euter setzen und ihnen die Milch aussaugen soll, so daß diese oft ohne Milch nach Hause kommen. Wenn dieß einer Kuh zum ersten Male passirt, so scheut sie sich vor der Schlange und schlägt mit den Hinterfüßen danach. Dieß hilft ihr aber zu nichts, denn die Schlange windet sich alsdann mit dem Schwanze oberhalb des Kniees um einen Hinterschenkel der Kuh und saugt mit dem Maule am Euter ruhig fort. Das Vieh wird die Sache zuletzt gewohnt, und da die Schlange noch viel sanfter saugt als das Kalb, so macht es den Kühen zuletzt Vergnügen, auf diese Weise ihrer Last entledigt zu werden, und sie streifen dann wohl selbst in die Dorngebüsche, um die wohlthätige Schlange aufzusuchen und zum Saugen zu reizen. So erzählten mir die Leute in

Beßarabien. Was daran Wahres sein mag, weiß ich aus eigener Erfahrung nicht. Indeß die Erzählungen der Leute sind auch schon bloß als solche interessant.

Verkürzen und verbreitern wir den Leib der Schlange, lassen wir ihm vier Füße wachsen und hängen wir das Ganze in ein oben und unten deckendes Hornschild, so haben wir ein neues Schreckbild für die Kleinrussen, die Schildkröte. Es kommen nicht wenige und oft ziemlich große Schildkröten in den Steppen vor, die von den Kleinrussen so gefürchtet werden, als seien sie Kinder des Bösen. Ich fing einmal eine ziemlich große auf einer Wolfsjagd mitten auf dem Felde und brachte sie in die Küche, um den Koch zu fragen, ob er einen Teller voll Suppe davon machen könne. Es arbeiteten in dieser Küche fünf bis sechs Kleinrussen, diese stoben in demselben Augenblicke alle sechs, so wie sie waren, auseinander, die einen mit Tellern, die anderen mit Schüsseln in den Händen, und liefen, wie von einem panischen Schrecken ergriffen, davon. Ich verfolgte sie zum Scherze mit der zappelnden Schildkröte. Aber sie schrieen, ich sollte das Ding wegthun, das wäre der Teufel, wenn es Einen bisse, so müßte man auf der Stelle ohne Rettung sterben. Dieß war in der Ukraine. Dieselbe unbegränzte Furcht vor den Schildkröten, bei deren Anblicke sich die kleinrussischen Männer wie Kinder benehmen, fand ich auch im Süden bei den Odessa'schen Kleinrussen und Kosacken. Es ist doch höchst sonderbar, daß eine so ungegründete Furcht vor einem so unschuldigen Thiere, das weit im Lande verbreitet ist, Jahrhunderte lang (denn ohne Zweifel hat diese Furcht vor den Schildkröten die Kleinrussen nicht erst vor Kurzem befallen, da sie mit ihnen schon Jahrhunderte lang zusammen leben)

sich unter einem Volksstamme erhalten konnte! Ich habe nicht erfahren, ob die Leute auch für diese Schildkrötenfurcht eine Bibelstelle citiren.

4) Insecten.

Von allen Insecten der Steppe erscheint keines in so großen Massen, und keines tritt deßhalb und wegen seiner ungemein großen Freßgier mit dem Menschen und der Cultur in so gefährliche Berührung wie die **Heuschrecke.** Ich kann mich — leider! für mich, Gott sei Dank! für den fleißigen Steppenbewohner von 1838 — nicht rühmen, viel eigene Beobachtungen über dieses merkwürdige Thier gemacht zu haben. Allein es gelang mir doch, Manches über das Verhältniß, in welchem dasselbe zu diesem Lande, seinen Bewohnern und seinen Pflanzen steht, zu erkundschaften, was zum Theil als neu betrachtet werden und einiges allgemeine Interesse haben könnte, und was ich daher hier mittheile.

Die Heuschrecken sind keinesweges eine alljährliche Plage der südrussischen Steppen. Es giebt Jahre, wo sie ganz ausbleiben, oder wenigstens sich nicht zu jenen verheerenden Wanderungen vergesellschaften, ja, es giebt sogar ganze Perioden von Jahren, in denen sie nicht erscheinen, und dann eben solche Perioden, in denen sie jedes Jahr in größeren oder geringeren Massen zum Vorscheine kommen. Als die deutschen Colonisten vor dreißig Jahren in diese Gegenden kamen, wußte und sprach kein Mensch von Verwüstungen durch Heuschrecken. Man hatte freilich bereits zwei Sorten derselben im Lande, allein diese nährten sich wie andere Insecten und mehrten sich mit Maßen.

Erst in der Mitte der zwanziger Jahre dieses Säculums bemerkten die Leute, daß die Heuschrecken häufiger wurden und in kleinen Trupps umherflogen, die man sonst nicht gesehen hatte. Hier und da richteten dieselben schon 1824 und 1825 kleine Zerstörungen an, doch kamen sie erst 1828 und 1829 in großen Heerden, die die Sonne verfinsterten und die Ernten ganzer Dorfschaften ruinirten. Die deutschen Colonisten wußten nicht, wie ihnen geschah, und geriethen über dieß unerhörte Uebel so in Schrecken, daß Viele vom Untergange der Welt redeten. Die Prediger weissagten, citirten Bibelstellen und sprachen, dieß sei eine neue Strafe Gottes für die Sünden der Menschen. Man sah Züge und Zeichnungen auf den Flügeln der Thiere, die man für Buchstaben hielt, und es traten Propheten auf, welche diese Schrift vom Himmel deuteten. Indeß blieben die Deutschen nicht bei diesem Schrecken stehen, sondern dachten auf Abhilfe der Noth. Sie kamen zu den Russen und Tataren gelaufen und fragten sie über die Heuschrecken und forschten, was man dagegen thun müsse. Diese aber konnten selbst nichts angeben, denn nur die Aeltesten unter ihnen wußten sich zu erinnern, durch ihre Väter von Heuschrecken-Verwüstungen gehört zu haben. Die Deutschen machten sich also selbst ans Werk, jagten, scheuchten, tödteten und schossen, wo sie konnten, erfanden Schleifen und andere Maschinen, um diese Plage los zu werden, und kamen so endlich, da die Heuschrecken auch in den folgenden Jahren wieder erschienen und sie in Thätigkeit und Uebung erhielten, zu einem geregelten Verfahren, welches hier vielleicht dargestellt zu werden verdient, weil doch wohl von allen Nationen, die im Reiche der Heuschrecken wohnen, die deutsche die denkendste und sinnreichste ist. Zuvor in-

deß nur noch dieß, daß in den Jahren 1828 und 1829 die Heuschreckennoth in Beßarabien und Neurußland am größten war; 1830, 1831 und 1832 erschienen die Heuschrecken auch wieder, nahmen indeß schon merklich ab und thaten 1833 nur noch geringen Schaden. Seit 1834 sind sie gar nicht wieder in großen Trupps erschienen, und man findet sie jetzt wieder nur einzeln in den Weingärten und Aeckern, wo sie ihre Eier legen, ohne jedoch sich stark zu mehren.

Wenn Jemand in einer deutschen Colonie auf deren Gebiete oder in ihrer Nachbarschaft ein nahendes Heuschreckenheer entdeckt, so ist er verbunden, dieß so schnell als möglich dem Schulzen der Colonie anzuzeigen. Dieser entbietet alsdann flugs die ganze Gemeinde, und alsbald bewaffnet sich Alles mit Glocken, Kesseln, Flinten, Pistolen, Peitschen, Trommeln und anderen Dingen, welche knallen und schallen, und vor deren starken Tönen die Heuschrecken fliehen. (Als die Kaiserin von Rußland 1828 auf Reynaud's Landgute am schwarzen Meere bei Odessa wohnte, wurden die Heuschrecken mit Trommeln aus den Gärten verscheucht.) Wenn die Heuschrecken schon niedergefallen und nicht gar zu matt sind, so werden sie von den Tönen aufgescheucht, wenn sie aber noch fliegen, vom Niederlassen abgehalten und zum Höherfliegen gezwungen.

Außer diesen klangreichen Dingen schleppen die Leute auch Stroh, trockenen Mist und Alles, was brennend einen starken Rauch macht, mit sich. Denn den Rauch vertragen die Heuschrecken noch weniger als den Lärm, insbesondere fliehen sie den von trockenem Mist und Weinrebenzweigen. So ausgerüstet rücken die Colonisten ins Feld und ergreifen nun verschiedene Maßregeln, je nach der verschiedenen Lage und Stellung, in welcher sie den Schwarm

finden. Hat er sich bereits auf dem Gebiete der Nachbarn niedergelassen und schreitet er nun beständig grasend gegen das Gebiet, das sie schützen wollen, vor, so machen sie schnell an den Gränzen rund herum kleine Feuer, die von besonderer Wirkung sind, wenn der Wind den Heuschrecken den Rauch entgegenführt. Es gelingt ihnen dadurch oft, den fressenden Wanderern eine andere Richtung zu geben, oder sie wenigstens zum Halten zu bringen. Können sie aber nicht schnell und scharf genug feuern, oder ist der Heuschreckenschwarm zu mächtig — sie liegen oft drei bis vier Zoll hoch —, so geschieht es wohl, daß, wenn auch die vordersten halten, doch die hinteren nachflattern, zu Tausenden in's Feuer fallen, dieses mit ihren Leichnamen auslöschen und so dem Reste zum Weiterschreiten Bahn schaffen.

Finden die Leute den Schwarm schon auf ihren eigenen Feldern niedergelassen, so umzingeln sie ihn sogleich und machen rund herum ebenfalls kleine Feuer, um ihn zuvörderst in dieser Feuerkette zu fesseln und zum Anhalten zu bringen. Alsdann zünden sie kleine Strohbündel und andere Feuerbrände an und werfen sie in den eingeschlossenen Haufen hinein, oder schießen und scheuchen darin herum, um ihn so, da er weder vorwärts schreiten, noch sitzen bleiben kann, zum Auffliegen zu zwingen.

Glückt ihnen dieß, oder fanden sie den Schwarm gleich beim ersten Anzuge noch in der Luft, so beginnen sie nun ein Lärmen wie die Jagd des wilden Jägers. Einige haben große Tücher an Stangen gebunden, Andere halten brennende Strohwische an langen Fackelstöcken in die Höhe. Sie wedeln, flaggen, schießen, jauchzen, trommeln, klingeln und bringen die ganze Atmosphäre in Aufruhr. Die erschreckten Heuschrecken, die vielleicht schon im Fallen be-

griffen waren, steigen dann wieder etwas höher, und indem die Leute, im lärmenden Tumulte über Thal und Hügel springend, ihnen beständig folgen, gelingt es ihnen nicht selten, den Schwarm über ihre Aecker und ihr Dorf schwebend hinwegzuführen. Haben sie das Meer oder einen Liman in der Nähe, so suchen sie die Heuschrecken allmälig auf die Seite in's Wasser zu treiben. Führt ein starker Wind dieselben ins Meer hinaus, so ist es merkwürdig, daß sie, darin niederfallend, sich nicht in einer breiten Schicht darauf hinlegen, sondern sich pyramidenweise anhäufen, so daß, wo zuerst einige Millionen niederfielen, sich eben dahin auch die anderen setzen, wie auf einer gleichsam durch die Leiber der anderen gebildeten trockenen Insel. Indem sich dann alle auf solchen einzelnen Inseln anhäufen, bilden sie so verschiedene im Meere schwimmende, anderthalb bis zwei Fuß hohe Berge, die durch alle die sich anklammernden Beinchen und Gebisse fest zusammenhängen und mehre Zoll tief im Wasser gehen. Ist ihnen der vom Lande wehende Wind stark entgegen, so werden diese Heuschreckenkegel immer weiter ins Meer hinausgetrieben und kommen so allmälig um.

Doch dazu muß der Wind stark sein; denn können die Thiere ihm nur einigermaßen entgegenarbeiten, so kehren sie wieder um. Die, welche oben auf dem Trockenen der Insel sitzen, fliegen wieder auf und kommen gegen den Wind ans Land zurück. Die, deren Flügel genäßt sind, suchen sich schwimmend ans Ufer zu arbeiten, und kommen sie dazu — die Heuschrecken haben, so wenig sie das Wasser lieben, doch ein zähes Leben und ertrinken nicht leicht —, so sitzen sie dann zu Millionen auf dem Sande des Ufers, schlagen mit den Flügeln, trocknen sich schnell und schließen sich

dem Zuge der Uebrigen an. Die Ertrunkenen aber werden ebenfalls allmälig an's Ufer getrieben, färben hier den Schaum der Brandung schwarz und bedecken den Rand des Wassers in langen Dämmen wie ausgeworfener Seedünger.

Es sind mir mehre Geschichten von Heuschreckenschwärmen, die auf diese Weise aus dem Meere zurückkehrten, erzählt worden. Ja man sagte mir, daß, wenn sie merken, daß es jenseits kein Ufer giebt, sie, ohne sich auf dem Meere hinzusetzen, Schwenkungen machen und trotz alles Schießens und Scheuchens der Menschen an's Ufer zurückkommen. „Wir jagten," erzählte mir ein deutscher Colonist, „einmal einen großen Heuschreckenschwarm von unserem Gebiete weg. Ein starker Wind half uns, ihn dem Meere zuzutreiben. Sie flogen hier, von dem hohen Rande des Steppenplateaus geschützt, am niedrigen Ufer hin. Wir ließen sie in der Tiefe ziehen und folgten ihnen zur Seite am Rande der hohen Steppe. Wir brachten sie so bis zu der Oeffnung eines Limans, aus dessen Mündung ein starker Wind in's Meer hinbrauste. Dieser Wind faßte den Schwarm und trieb ihn weit in die hohe See hinaus, wo wir die Teufelsbrut bereits in den Wellen geborgen glaubten. Auf ein Mal aber bemerkten wir, daß die Wolke sich auf die Seite schwenkte, und sahen nun zu unserem größten Schrecken sie wie ein rückkehrendes Gewitter wieder geradezu auf das Ufer fliegen. Wir wedelten mit unseren Fahnen, verschossen unser letztes Pulver, setzten alle Kessel und Glöckchen in Bewegung, aber vergebens. Die verzweifelten und matten Heuschrecken waren taub und blind gegen unser Drohen, fielen wie ein Platzregen in Schaaren zwischen und neben uns am hohen und niedrigen Ufer ne-

der und erholten sich von ihrer Reise, indem sie die Früchte unserer Arbeit verzehrten."

Gelingt es nicht, auf die eben angegebene Weise den im Felde liegenden Schwarm in die Höhe zu bringen, was z. B. bei Regen, oder auch nur bei feuchter Luft durchaus unmöglich ist, weil dann die Heuschrecken matt am Boden liegen und kaum dem sie zertretenden Fuße ausweichen, vielweniger den sie blos schreckenden Tönen, so bleibt nichts Anderes übrig, als die von ihnen bereits bedeckten Aecker preiszugeben und so viele als möglich zu verderben, um wenigstens das Uebel zu mindern. In den Gärten zertritt und erschlägt man sie auf alle mögliche Weise. Es ist kein Fuß und keine Hand in der ganzen Steppengegend, die nicht schon viele Tausende dieser Unholde gemordet hätte. Auf den Aeckern gebraucht man dazu großartigere Mordinstrumente, insbesondere Walzen und Dornschleifen. Die Walzen, wenn es nicht sehr schwere steinerne sind, sind von geringem Effect. Die Dornschleifen aber, die sehr practikabel sind, richtet man so ein: Man bindet an einen zehn Fuß langen Baumstamm so viele und so große Dornbüsche, als daran sitzen mögen, beschwert dann den langen Schweif mit Steinen und Balken, spannt zwei Pferde vor, und dann geht's über den Acker hin und her. Die Heuschrecken werden dabei nicht bloß gedrückt, wie bei den Walzen, sondern auch gerollt und geschleift und so um so sicherer umgebracht. Natürlich ist bei diesem Verfahren nicht mehr daran zu denken, die Frucht zu retten. Allein man sorgt doch für den Nachbar und für's nächste Jahr, da die Heuschrecken sich dadurch mindern und am Eierlegen gehindert werden.

Ist es schon spät im Jahre, zu Ende Augusts oder

Anfang Septembers, wo die Thiere mit Eiern schwanger gehen, so pflügt man nach dem Schleifen auch noch den Acker um, um die Eiernester zu zerstören und nach oben zu bringen, wo dann im Winter die Brut von der Kälte getödtet wird.

Die Heuschrecken wissen, daß sich in den Gärten der Dörfer Vieles findet, was ihnen besonders mundet. Sie erkennen dieselben von Weitem und lassen sich daher bei den Dörfern vorzugsweise nieder. Man kann sich denken, in welches Schrecken und in welche Beängstigung ein solches armes, von einem Heuschreckenschwarme überfallenes Dorf geräth. Alles ist wie bei einem Schneeflockengestöber von gierigen kleinen Ungethümen umhüllt und überschwärmt! Himmel und Erde verschwinden! Die Dächer, die Mauern, der Boden sind mit krabbelnden Geschöpfen bedeckt, und die Luft ist unermeßbar tief damit erfüllt! Alles rauscht, klappert, zischt und schnurrt! Man muß alle Thore und Oeffnungen verschließen und verstopfen, denn die Thiere fallen in Massen in die Schornsteine hinein und schlagen wie Hagel an die Thüren und Fenster. Mehre Male stürmte ein solches Heuschreckenheer auf die Stadt Odessa herein und bedeckte Dächer, Straßen und öffentliche Plätze. Da fiel es zappelnd und zuckend in die Töpfe der Küchen, lebendig und zischelnd auf die Kornböden und Hausräume und flatterte in ungethümen Gestalten und schreckhaften Figuren in die eleganten Zimmer der Reichen.

Ist nun ein Heuschreckenschwarm so in das Dorf selbst und seine Gärten eingedrungen, so löst sich die ganze Verbindung der Treiber auf, und Jeder eilt mit seinen Kindern und Knechten in seine Wein- und Gemüsegärten, das Eigene zu retten, jagt und scheucht so viel er kann —

die Kinder führen diesen kleinen Krieg am beßten — und unterhält kleine Feuer um die Beete, Bäume und Pflanzen herum, die man vorzugsweise gern schützen möchte. Vieles wird verjagt oder getödtet, das Meiste aber bleibt, wüthet und frißt.

Dieß also über das Verfahren bei'm Kriege gegen die Heuschrecken. Wir wollen hier nur noch hinzufügen, was wir über die Heuschrecken selbst und ihr Leben bemerkt und erfahren haben. Denn wenn das Meiste davon auch im Allgemeinen schon genugsam bekannt ist, so wird doch Alles wieder durch die Natur des Landes eigenthümlich bedingt, und über Manches berichten die Leute hier wieder in einigen Puncten anders, als es sonst geschieht.

Es giebt in den südrussischen Steppen hauptsächlich zwei Arten von Wanderheuschrecken, eine kleine, anderthalb Zoll lange, und eine große von zwei Zoll Länge. Die kleine nennen die Russen „Russaki“ (Gryllus migratorius), die große aber „Saranni“ (Gryllus vastator).

Beide sind gleich gefräßig und gleich gefürchtet, und beide entstehen, wie bekannt, aus Eiern, welche das Weibchen im August und September mit der schon oft beschriebenen Bohr- und Eierröhre in die lockere Erde legt. Dieses Thier bohrt indeß keineswegs mit dieser äußersten Spitze seines Leibes allein, sondern auch mit dem Leibe selbst. Es dient jene Röhre dem ganzen bohrenden Leibe nur gleichsam als erhärtete Stahlspitze. Es kommt hier Alles auf die Weichheit des Bodens an. Ist dieser sehr hart, so bleibt es bei einem kleinen Loche, das kaum die Eier faßt; ist er aber weich — und gewöhnlich suchen die Thiere sich einen solchen aus — so kommt die Heuschrecke mit dem halben Körper und, wenn er sehr weich

ist, mit dem ganzen in das Loch hinein, so daß sie fast völlig darin versteckt ist, indem sie sich, beständig bohrend und höhlend, in dem Loche herumdreht.

Wenn das Loch endlich so weit ist, als es ihr ihre Kräfte und der Zustand des Bodens zu machen erlauben, so legt sie 50 bis 70 Eier hinein und verwendet zu dieser ganzen emsigen Arbeit zwei bis drei Tage. Alsdann ermattet sie und giebt, wenn sie so ihr Werk vollendet, ihren Geist auf. Konnte sie das Loch groß genug machen, so bleibt sie mit sammt ihren mit Erde etwas verdeckten Eiern darin und deckt und schützt dieselben noch im Tode mit ihrem verwesenden Leibe. Die Eier der Heuschrecke sind weiß, an Form und Größe denen der Ameisen ähnlich und alle mit einer weißen, klebrigen Masse zu einem Haufen oder Neste zierlich verbunden. Zieht man sie aus dem Loche hervor, so bilden sie ein zusammenhängendes Klümpchen, wie die Eiernester einer Spinne. Wenn man sie in ein Glas thut und so einer mäßigen Wärme aussetzt, so kann man in kurzer Zeit die kleinen Heuschrecken hervorkriechen sehen. Draußen geht es nicht so schnell. Die Eier liegen den ganzen Herbst und Winter über bis spät in den Frühling, wo dann zu Ende Aprils oder Anfang Mai's die Jungen hervorkriechen. Selten werden die Eier, auch wenn sie nur wenig mit Schnee bedeckt sind, im Winter vom Froste getödtet, obgleich sie nur einen bis anderthalb Zoll tief unter der Oberfläche des Bodens liegen. Wenn man sie aber umackert, so tödtet sie, wie gesagt, die Kälte leicht.

Im Frühlinge also bei den ersten recht warmen Tagen kriechen die jungen Heuschrecken aus und erscheinen alsbald in Menge. Wie viele Millionen Mütter fielen nicht im Herbste mit

ihrer Eierlast nieder, und diese erscheinen nun alle versechszigfacht! Die Jungen haben anfangs keine Flügel, sogleich aber rasche Füße zum Marschiren. In den ersten Tagen nähren sie sich still in ihrer Nachbarschaft, bald aber gewinnen sie an Stärke und an Zahl, und es stoßen Haufen zu Haufen. Sie fressen ihre Umgebung — vielleicht ein ödes, grasreiches Steppenfeld, wo Niemand sie bemerkte und störte, — kahl, oder sie werden aus den Gärten verscheucht und begeben sich nun auf die Wanderung. Es rafft sich Alles auf und ruschelt über und neben einander weg. Die Thiere gehen immer in einem geraden Striche und lassen sich durch nichts aufhalten. Sie schreiten über die Dächer der Erdwohnungen weg und klimmen über die Zäune und selbst an nicht allzusteilen Mauern hinauf. Sie schreiten mitten durch die Dörfer und durchfluthen die breiten Straßen derselben, sie weichen weder Menschen, noch Thieren, noch Wagen aus. In großen Massen stürzen sie in die Regenschluchten und die steilen Ufer des Meeres hinab.

Denn, indem immer eine die andere drängt, haben sie nicht Zeit zum vorsichtigen Hinabklettern und fallen zu ganzen Regimentern in den Abgrund hinab, wo dann die Last der oberen die unteren erstickt. Der Marsch dieser kriechenden jungen Heuschreckenheere ist noch viel gefürchteter als der Flug der alten. Denn theils ist es nicht möglich, sie aufzuscheuchen, und es giebt kein Mittel, sie zu vertreiben, theils fressen sie weit gieriger noch als die Alten, da sie zu ihrem Wachsthume mehr bedürfen, theils endlich fallen ihre Wanderungen gerade in die schönste Zeit der jungen Frucht und des jungen Grases, das sie ganz mit Stumpf und Stiel wegfressen. Jedoch bleiben sie nur in kleinen Bezirken und kommen nicht weit, denn ein großes

Heer kann in einem Tage kaum mehr als zwei Werste von der Stelle kommen.

In 3 bis 4 Wochen sind die jungen Heuschrecken völlig ausgewachsen, haben nach 4 bis 5 Wochen auch vollkommen ausgebildete Flügel erhalten und fangen alsdann an, sich zu erheben. Sie schwärmen nun durch das Land hin und her, sowohl im Juli als auch im August, ja bis in den halben September hinein. In der Mitte des Septembers, nach einem Leben von etwa 4 Monaten, ist Alles wieder todt und die Vervielfältigung der Brut für's nächste Jahr vorbereitet. Die größten Heere erscheinen in den neurussischen Steppen erst im August, vielleicht weil dann aus südlichen Ländern noch andere kommen und zu den einheimischen hinzustoßen.

Was die Art, Zeit und Schnelligkeit des Fortbewegens dieser alten beflügelten Heuschrecken betrifft, so ist der Flug einer jeden wie der eines unbehilflich fliegenden, flatternden Vogels. Sie machen dabei ein beständiges Geräusch mit den Flügeln, welches, wenn es von der ganzen Masse zugleich geschieht, wie das Rauschen des Windes durch die Pappelbäume klingt. Sie fliegen nicht nur mit dem Winde, sondern auch gegen den Wind, dann aber nicht direct gegen denselben, sondern, wie die Leute sich ausdrücken, um den Wind herum, wie die Schiffe, was wohl eben nichts weiter ist als ein Laviren gegen den Wind. Die Höhe ihres Fluges läßt sich schwer genau ermitteln, auch ist sie nach Wind und Wetter und nach der Dauer des Fluges sehr verschieden. Bei schönem, heiterem Wetter fliegen sie sehr hoch, wohl 20 bis 30 Faden hoch, nämlich die, welche am niedrigsten sind, d. h. auf der hohen Steppe. Von der Tiefe der Thäler, über die sie hinüberfliegen, aus gesehen, sind sie noch weit höher.

Bei trübem Wetter fliegen sie viel niedriger, kaum einen Faden hoch. Aus der großen Höhe, in der sie bei klarem Wetter fliegen, lassen sie sich ganz allmälig herab und neigen sich, wenn sie von fern einen Weideplatz entdecken, langsam zu ihm nieder. Sind sie aber etwa bis auf die Höhe einer Klafter über den Pflanzen und Bäumen gekommen, so lassen sie sich fallen und schießen so heftig herab, daß man glauben möchte, es fielen Steine. Wenn plötzlicher Regen sie überfällt, so schlagen sie sogleich herunter. Gewöhnlich merken sie aber den Regen bereits, wenn er noch im Anzuge ist, und sitzen schon am Boden, wenn er da ist. Sie fliegen nicht nur bei Tage, sondern auch bei Nacht, besonders bei schönen stern- und mondhellen warmen Nächten, wie sie im Juli und August auf den hohen Steppen gewöhnlich sind. Auch in solchen Nächten fliegen sie sehr hoch. Man hat sie selbst noch um 11 und 12 Uhr Nachts flattern gesehen und besonders gehört, später als 12 Uhr aber nicht. Des Morgens erheben sie sich erst um 8 oder 9 Uhr, wenn der Thau vom Grase und von ihren Flügeln abgetrocknet ist, von ihrem Nachtlager. Im Fluge bilden sie immer eine Figur, die einem länglichen Ovale gleicht, und bei einer Breite von ¼ Werst oft 2 bis 3 Werste lang ist. Jedoch sieht man die Schaaren häufig sich theilen und trennen und wieder verbinden, ja das Ablösen und Hinzustoßen verschiedener kleinerer Partieen dauert fast unaufhörlich fort, und es finden in diesem großen Heere beständige Parteiungen und Evolutionen statt. Was die Dimension eines solchen flatternden Haufens von unten nach oben betrifft, so ist sie nicht in bestimmtem Maße zu ermitteln, jedoch ist der Schatten, den eine Heuschreckenwolke wirft, so stark, daß

er an heißen Sommertagen angenehm kühlt. Man sieht nicht eine Spur von Sonne hindurch, und die durch sie hervorgebrachte Verfinsterung am hellen klaren Mittage ist stärker als die von einer schwarzen Regenwolke veranlaßte. Was die Schnelligkeit des Fluges betrifft, so ist auch diese natürlich je nach Wind und Wetter sehr verschieden. Doch ist es ausgemacht, daß ein Heer von mittlerer Größe bei ruhigem Wetter in acht Stunden drei Meilen zurücklegen kann. (Es liegen in der Nähe von Odessa zwei deutsche Colonieen drei Meilen aus einander, und diese Distanz haben sie oft in acht Stunden gemacht). Eigen ist das Zusammenhalten dieser Thiere. Denn wenn auch viele auf mancherlei Weise unterwegs getrennt werden, so bleibt doch immer die Hauptmasse beisammen, und selbst die Nachgebliebenen raffen sich wieder auf und schließen sich ihr von Neuem an. Da ihnen der Wind jedenfalls unangenehm ist, selbst wenn sie vor demselben fliegen, so lassen sie sich überall an windstillen Stellen, hinter Bergen, in Thälern u. s. w. nieder. Können aber nicht alle da sitzen, so heben sich auch die wieder, welche sich schon gesetzt haben, und fliegen den anderen nach. — Eben so schließen sich auch die Nachzügler wieder an, wenn auch nicht an denselben, doch an einen anderen großen Haufen. Es sieht nämlich überall, wo die Heuschrecken einmal Rast und Mittag hielten, nicht anders aus als wie auf einem Schlachtfelde. In dem Geraufe und Gereiße bei'm Fressen, sowie selbst im heftigen Herab- und Nebeneinanderfallen sind viele flügellahm oder auf andere Weise verwundet, ja selbst von anderen Heuschrecken gebissen worden. Andere haben, indem ihnen die Vorgänger Alles weggefressen, keine Speise erhalten und halten nun noch hungrig Nachtisch. Haben diese sich nun

ebenfalls satt gefressen und sich etwas erholt, so schließen sie sich sobald als möglich an einen anderen großen vorüberflatternden oder ihnen begegnenden Haufen an.

Was ihre Anzahl betrifft, so ist sie natürlich sehr verschieden; denn es streifen oft ganz kleine Heere von wenigen Millionen umher, Nachzügler, verschlagene Trupps und unbedeutende Sippschaften, dann aber wieder unsäglich große Armeeen. Die Leute sprachen von 2 bis 4 Werste langen und nahe an eine Werst breiten Streifen, die sie mit Heuschrecken bedeckt gesehen hatten. Letztere liegen stellenweise zwei- und dreifach über einander, sich um das Futter zankend; dabei sind auf solcher Fläche auch alle Bäume zum Brechen voll. Nehmen wir sie aber durchweg nur einfach auf dem Boden liegend an und zählen wir die auf den Gewächsen nicht mit, geben wir dabei jeder Heuschrecke einen Raum von 2 Zoll Länge und 1 Zoll Breite, so giebt dieß für ein mäßiges Heuschreckenheer, das eine Quadratwerst bedeckt, die Werst zu 3500 Fuß Länge angenommen, die Zahl von 600 Millionen. — Man muß erschrecken, wenn man an diese Zahl von Thieren denkt, die, wie mir ein Russe sagte, ein Gebiß wie die Pferde, einen Hunger und eine Freßgier wie die Wölfe und eine Schnelligkeit der Verdauung haben wie kein Zweites auf Erden.

Die Speise der Heuschrecken bilden alle grünen Blätter, welche auf der Flur oder in den Gärten wachsen, und eben so alle grünen, weichen Zweige, die nicht allzu holzig sind, das Gras der Steppe, die Blätter der Bäume, die zarten Zweige aller Pflanzen, das Getreide, das Schilf, die Zwiebeln und selbst die oberen Enden der weichen Wurzeln. Ihre Freßgier verschont gar nichts, macht die Schilfrohre und

Maisstämme zu Stumpfen und die grünenden Sommerbäume zu Winterbaum-Gerippen. Einiges wählen sie als vorzüglich ihnen mundend und fressen es mit besonderer Begierde. — Wenn sie auf der freien Steppe irgend wohin fallen und nichts Anderes finden als Gras, so weiden sie es völlig ab, der Art, daß die Erde vollkommen schwarz wird und nichts übrig bleibt. Sie wandern dabei immer weiter vor, indem alle einander parallel gerichtet sind. Da auf diese Weise aber den letzteren von den vorderen nichts übrig gelassen wird, so flattern jene beständig in die Höhe, fliegen über ihre Vorgänger weg und setzen sich vorn nieder. Zu gleicher Zeit gehen auch einzelne auf die Seite, so daß sich die vorschreitende Colonne, die so niedergefallen war, wie sie flog, mit größerer Länge als Breite, allmälig in eine lange vorschreitende Linie verwandelt mit geringerer Tiefe als Länge. Das Knistern der rasch zerbissenen Halme und das Schütteln der Flügel, das bei'm Fressen nicht aufhört, bringt ein Geräusch hervor, welches ganz dem gleicht, das eine Heerde rupfender Schafe macht.

Auf der Steppe machen die Heuschrecken oft das Vieh wild. Denn sowohl die Heuschrecken fürchten die Pferde und Rinder, als auch diese die Heuschrecken. Merken nun die letzteren, daß sie auf Vieh herabfielen, oder treten die Thiere mitten zwischen sie, so flattern sie auf, sind aber bei ihrer Menge dumm und benommen, stoßen gegen die Pferde an und fliegen ihnen in's Gesicht; diese, die den Boden so voll großer Ungeziefer sehen, werden ungeduldig, schlagen aus und laufen davon. Wenn sie auf einem Flecke stehen blieben, so wäre es besser. Denn durch jene Bewegungen erregen sie nur ganze Wolken von Insecten um sich herum, und es schwirrt und schlägt von allen Seiten an sie hinan.

Der ganze Tabun wird am Ende in diesem unsinnigen und erfolglosen Kampfe mit den Heuschrecken ganz närrisch, bis endlich der Tabuntschik (Pferdehirt) und seine Peitsche glücklich genug sind, ihn durchzubringen.

Fallen die Heuschrecken auf Kornfelder, und sind diese noch nicht gelb und hart, so fressen sie Alles mit Stumpf und Stiel, Aehren und Halm rein weg. Die Leute haben in solchen Fällen wohl schon schnell das Korn umgehauen, um noch etwas zu retten. Aber die Heuschrecken fraßen auch die auf dem Boden liegenden Halme fast unter der Sense weg, und diese schwanden so schnell, daß es unmöglich war, auch nur das Allergeringste heimzubringen. — Wenn die Frucht schon fast reif ist, so thun sie ihr wenig Schaden. Da sie, wie gesagt, am häufigsten zu Ende des Juli und August kommen, so finden sie auch die meisten Fruchtarten schon reif und eingeerntet. Es stehen dann gewöhnlich nur noch Mais, Hirse, Buchweizen und einige andere Früchte. — Früher fanden sie auch noch den Hafer. Man hat aber jetzt hier und da der Heuschrecken wegen eine Art frühzeitigen Hafers eingeführt, der schon in der Mitte des Juli geerntet werden kann.

Den Mais fressen die Heuschrecken mit gesteigerter Gier, und es ist ein merkwürdiger Anblick, ein Maisfeld unter den Heuschrecken umstürzen und hinschwinden zu sehen. Man kennt die großen schönen Maispflanzen, die hier aber noch weit größer werden als bei uns und fast prächtig mit weit ausgebreiteten, schweifig gebogenen Blättern dastehen. Die Heuschrecken, welche nun gerade auf eine Pflanze herabfallen, setzen sogleich den Zahn ein und beginnen in demselben Momente den Fraß, und man sieht in zwei Augenblicken alle Blätter durchlöchert und zerrissen.

Die, welche auf den Boden fielen, kriechen und flattern schnell zu dem Fuße der Stauden heran, drängen sich in verwirrten Haufen um sie herum, klettern daran hinauf und zerbeißen das Piedestal der ganzen Staude. Hier hilft den Leuten kein Herbeieilen und Scheuchen, denn die Verwüstung geht zu schnell. In wenigen Minuten stürzt ein Maisbusch nach dem anderen um, mit sammt den Tausenden von Heuschrecken, die darauf saßen. Hunderte flattern bei jedem Sturze auf, und es entsteht ein neues Gewirr und Geschwirr um jedes Blatt. Nur wenn die Maisstauden schon sehr reif sind, bleiben dem armen Landmanne auf dem Felde kurze, traurige Stumpfe übrig.

Was die Gärten betrifft, so sind von ihnen die Baschtans am meisten gefährdet. Die Heuschrecken scheinen die weichen, dicken Geschlinge und die großen Blätter der Arbusen, Melonen und Gurken sehr zu lieben und lassen gar nichts davon übrig als die Wurzeln und die Früchte; diese allein sieht man alsdann unreif und angenagt auf dem Boden zwischen den todten und halbtodten Marodeurs herumliegen.

Mit den Weingärten ging es sonderbar. Im ersten Jahre ihrer Anwesenheit fraßen die Heuschrecken die Reben ganz kahl. In den zwei folgenden Jahren rührten sie die Blätter der Reben nicht an. In allen folgenden Jahren aber fraßen sie sie wieder. Von den Trauben nagen sie nur die Stiele ab, die Beeren aber findet man im Grase.

Das Schilf lieben die Heuschrecken ebenfalls sehr und fressen sowohl die scharfen Schilfblätter, als auch die Rohrstengel bis auf den unteren allzuharten Theil. Sie hausen daher beständig in den großen Schilfdickichten der Flüsse, besonders des Dniestr und Dniepr, in denen sie vielfach auf-

und abwandern, und aus denen, wie aus Magazinen, die benachbarten Gegenden mit diesem unerwünschten Producte versehen werden.

Fällt ein Heuschreckenheer in einen Obstgarten, so entblößt es die jungen Zweige der Büsche und Bäume auf der Stelle von ihrer Rinde. Die Aeste der Bäume, mit fressenden Thieren beladen, neigen sich herab. Dieses Rupfen, Knistern und Knacken und dieses beständige Schütteln der Unzahl von Flügeln klingt gerade wie der Lärm in einer Werkstatt, in der gebohrt, gehobelt, gehackt und geschabt wird, und fliegen die Insecten wieder auf, so entdeckt sich ein Zustand des Gartens, ein so gründlicher und abscheulicher Ruin, wie ihn kaum ein zweites Thier zu Stande bringen kann. Die Heuschrecken ersetzen den angerichteten Schaden durch nichts. Denn selbst die Excremente, die sie hinterlassen und die bei ihrer ungemein raschen Verdauung oft den ganzen Boden bedecken, düngen nicht, sondern enthalten vielmehr giftige Schärfen, die den Rest der Vegetation vollends vernichten. Das Vieh will auch lange Zeit nachher noch das auf solchen Stellen Gewachsene nicht fressen.

Zwiebeln, weiche Wurzeln, Rüben u. s. w. werden von den Heuschrecken so weit abgefressen, als sie aus dem Boden hervorragen, und Vieles holen die Thiere selbst noch aus der Erde heraus. Den hohen Grad ihrer Freßgier bezeichnet es, daß sie selbst das alte faule Schilf der Dächer völlig verzehren. Ja einige im Felde liegen gebliebene Kleider, sowohl baumwollene und leinene, als auch wollene, hat man, wie einige Kleinrussen mir versicherten, halbverzehrt wiedergefunden.

Wenn die Heuschrecken satt sind, so ist es leicht, sie zum Auffliegen zu bewegen. Zu Anfang, wenn ihr Appetit noch frisch ist, fliegen sie freilich auch auf, wo man den

Fuß hinsetzt, oder wo man einen Busch schüttelt, aber sie fallen dann sogleich wieder nieder. Wenn darauf ein Wagen durch sie hinfährt, so raschelt es überall, wo die Pferdehufen und Wagenräder hinkommen, in die Höhe, und Wagen und Pferde werden beständig in eine sie völlig verdeckende, stets wechselnde und weiter schreitende Wolke flatternder Insecten gehüllt.

Die Fähigkeit, ohne Speise lange zu existiren, ist bei diesen Insecten sehr stark. Wir machten darüber folgenden Versuch. Wir thaten drei Heuschrecken in eine leere Weinflasche und ließen sie darin 11 Tage ohne Nahrung. Als am elften Tage andere Heuschrecken vorüberzogen, öffneten wir die Flasche und fanden die unsrigen noch völlig lebendig und gesund. Sie hatten sich unter einander keinen Schaden gethan, und als wir sie los ließen, flogen sie sogleich frisch davon, und zwar nicht etwa auf den Boden, um zu fressen, sondern in die Höhe, um sich den vorüberziehenden Brüdern anzuschließen und mit ihnen weiter zu ziehen.

So viel Wildheit, so große Gedankenlosigkeit, so heftige Gier in der Heuschrecke ist, die Alles vernichtet und nichts schafft, die keine Speise verschmäht und Hartes und Weiches zerarbeitet, die Hunger und Durst leidet wie der Wolf und dann frißt wie der Vielfraß, die nur wilde Horden bildet wie die gesetzlosen Nomaden, die ohne Wohnung und Ansiedelung nur da weilt, wo sich Atzung bildet, — so viel Planmäßigkeit, so viel Gedanke, so viel Wahl und Vorsorge in der arbeitsamen Biene, die nichts zerstört, dagegen Schönes formt, die sich ein bewundernswerthes Haus baut und still und schaffend an einem Platze weilt, die an die Zukunft denkt und für den Winter sorgt, die

einen geordneten Staat bildet und der Weisheit einer Königin gehorcht.

Freie Bienen wie in den polnischen Wäldern giebt es nicht in der Steppe, auch nicht einmal Erdbienen. Das Klima hier ist zu hart, zu heiß und zu kalt, und des Schutzes sowie der Nahrung zu wenig, als daß sie sich halten könnten. Dieselben Ursachen, der Baum- und Wassermangel und die Armuth an duft- und wasserreichen Pflanzen, sind wohl Schuld daran, daß auch die Zucht der zahmen Bienen fast nirgend in den Steppen gedeiht. Die Deutschen haben in mehren Colonieen Bienen angeschafft und anfangs sogar sehr viele gehalten. Es sind aber allmälig alle Stöcke wieder eingegangen. In Odessa befinden sich allerdings einige Bienenliebhaber, deren Anzahl aber mit der Dürftigkeit der Gärten dieser Stadt in Proportion bleibt. In den Steppenvorländern, in der buschigen Ukraine, in Kleinrußland und in Podolien, wo Wälder Schutz verleihen und viele Flüsse auch selbst im Sommer in ihren Thälern Feuchtigkeit und Blumenblüthe unterhalten, ist die Bienenzucht dagegen sehr bedeutend. In diesen Provinzen hat fast jeder Bauer Bienen, und selbst Leibeigene besitzen zuweilen 500 Stöcke und mehr. Dort kann man selbst auf den kleinsten Basars den Honig centnerweise kaufen, den die Kleinrussen und die naschhaften Kosacken sehr lieben und, wenn sie Gäste haben, mit Löffeln essen. Von dort kommt auch aller Honig, der von Odessa aus verschifft wird, und diese Gegenden liefern einen großen Theil des Wachses zur Erleuchtung der russischen Kirchen.

In dem eigentlichen Steppenbezirke sind nur einige große, stark bewohnte Flußthäler zu gleicher Zeit auch die Sitze einer bedeutenden Bienenzucht. Insbesondere ist

in dieser Hinsicht das Dniestr=Thal ausgezeichnet, welches nicht nur die Städte Dubossary, Bender, Tiraspol, Gregoriopol, mehre deutsche Colonieen und eine unzählige Menge moldauischer und kleinrussischer Ortschaften, die zu beiden Seiten des Flusses liegen, mit vielen Anpflanzungen und Gärten erfüllen, sondern auch von Podolien herabziehende Gebüsche und Waldungen mit Bäumen versehen. Es beschäftigen sich daher dort nicht nur die Landleute neben ihrem Ackerbaue mit Bienenzucht, sondern es wird dieselbe auch — besonders von Armeniern — auf sehr großartige Weise als Hauptgeschäft betrieben. Das Wenige, was wir über die eigentliche Bienenzucht der dniestr'schen Armenier in Erfahrung bringen konnten, ist Folgendes.

Diese Leute besitzen mitunter 500 bis 1000 Bienenstöcke, von denen ihnen ein jeder jährlich 30 bis 40 Pfund Honig giebt. Die stärksten Stöcke haben 30,000 bis 40,000 Bienen, gewöhnliche 20,000 bis 30,000. Es regiert also ein solcher armenischer Bienenvater mit Hilfe seiner 1000 Königinnen leicht 30 Millionen Unterthanen, so viel als der Kaiser von Oesterreich. Auf mehr als 1000 Stöcke läßt man selten eine als ein Ganzes betrachtete Colonie anwachsen, 300 bis 400 bilden aber die gewöhnliche Stärke einer Colonie, die ein einziger Mann mit Hilfe zweier Burschen hütet, weidet, füttert, weiter transportirt, kurz in allen nöthigen Rücksichten beaufsichtigt, bedient und regiert *).

Wenn nun im Frühlinge die Blumen und Obstbäume in den Gärten blühen, so rücken die armenischen Bienenväter

*) Das Höchste, was man in Deutschland einem Aufseher allein anvertraut, sollen 30 bis 40 Stöcke sein.

mit ihren Untergebenen aus den Winterwohnungen hervor und stellen sie anfangs in der Nähe der Gärten auf. Haben sich nachher die Frühlingsstürme auf der hohen Steppe völlig beruhigt, und fächeln die Zephyre das Feuer der Steppenblumen, so begeben sich die Bienenzüchter auf die Wanderung und beginnen auf den weiten Grasflächen zu nomadisiren, wie es die Schaf- und Pferdehirten schon lange thaten. Sie wählen sich in der Steppe Stellen aus, die ihnen dienen können, einigen Schutz gewähren, nicht ohne Wasser sind und viele Blumen zeigen. Da lassen sie sich unter Zelten nieder und stellen ihre Bienenstöcke in langen parallelen Reihen neben einander, so daß sie ein längliches Parallelogramm bilden. Diese Stöcke sind ausgehöhlte, nicht allzudicke, 2 bis 3 Fuß hohe Stücke junger Lindenstämme, in denen inwendig mehre kleine Querstäbe in verschiedenen Richtungen zum Festhalten der Honigwaben angebracht sind. Oben sind sie mit Lindenbast, auf welchem ein Stein liegt, bedeckt, und unten dient ihnen ein Holzblock als Piedestal. Das Ganze gewährt den Anblick eines Kirchhofes mit vielen Monumenten. Die Bienen trinken nun rund umher alle Kelche leer und arbeiten fleißig in ihren Häusern.

Findet der Bienenvater, daß die Gegend abgeweidet oder daß die Hauptblume derselben verschwunden ist, so spricht er wie der Schafhirt: Laßt uns weiter ziehen. Er sucht in der Entfernung einiger Werste einen anderen passenden Platz, wo vielleicht eine später blühende Blumengattung in Fülle wächst, und transportirt seine Colonie dahin, die dann auch hier alle Honigkammern durchsucht.

Das Einfangen der schwärmenden jungen Colonieen macht den Bienen-Nomaden der Steppe weit weniger Um-

stände als unseren Bienenvätern, unter Anderem schon deßwegen, weil sie dieselben nie aus Bäumen herauszufangen nöthig haben, da es deren in der Steppe keine giebt. Wenn die Zeit des Schwärmens gekommen ist, so stellen sie vor und zwischen den Reihen der Bienenstöcke kleine Holzblöcke auf und legen auf diese andere, leere Stöcke schief an, der Art, daß die untere große Oeffnung des hohlen Baumstammes den Zuglöchern der stehenden vollen Stöcke zugewandt ist. Die Ränder dieser Oeffnung würzen sie mit einer wohlriechenden Salbe aus Pfeffermünzkraut, Melissenblättern u. s. w. und stellen vor je fünf oder sechs volle Stöcke einen solchen gewürzten leeren. Alsdann setzt sich der Bienenvater, ruhig sein Pfeifchen rauchend, als Flügelmann an das eine Ende der Reihe und beobachtet die Bienen. Bemerkt er, daß ein Stock schwärmt und daß bereits eine ziemliche Portion junger Thierchen in dem neuen Stocke sich angesammelt hat, so stülpt er ihn um, stellt ihn in die Reihe der anderen und versieht so auf sehr einfache Weise seine Colonie, von der im Winter vielleicht manche alte Stämme ausstarben, mit neuer junger Mannschaft.

Haben die Bienen nun auf den Grasfeldern Alles abgenossen und in Honig verwandelt, was sie Süßes bieten, und ist die Zeit gekommen, wo auf der Steppe Alles verdorrt, so begeben sich die Colonieen wiederum in die Nähe der Gärten, Städte und Flüsse, wo eine Menge anderer Blüthen ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Erscheint endlich der Herbst mit seinen Stürmen, vor deren Rauhheit fast alles in den Steppen Lebende Schutz im mütterlichen Schooße der Erde sucht, so verkriecht auch der Bienenvater sich mit seinen Zöglingen in die Erde.

Der Mann gräbt ein mehre Klaftern tiefes, cylinderförmiges Loch, in welchem er die Bienenstöcke radial und mit dem Boden parallel der Länge nach aufschichtet, so daß die unteren Oeffnungen nach innen kommen, wo ein enger Raum bleibt, in den er eine Leiter hinabläßt. Das Ganze wird mit Schilf verdeckt, und die Wächter steigen nur von Zeit zu Zeit hinab, um die Bienen zu beobachten und nachzusehen, ob nicht etwa irgendwo ein Erdhäschen einen Canal gegraben, durch den Wasser läuft, oder ob nicht sonst ein Stock leide und herauszuschaffen sei. Sie halten das Ohr an die Stöcke, und hören sie, daß ihre Bienen Antwort geben und noch alle am Leben sind, so steigen sie zufrieden wieder hinauf.

Weil die Luft aber in diesen Löchern leicht verdirbt und besonders Feuchtigkeit in ihnen mitunter viel Schaden thut, so ziehen es Viele vor, blos einfach auf der Oberfläche des Bodens ihre Bienenstöcke nach der Art unserer Kohlenmeiler zu konischen Haufen aufzuschichten und rund herum mit Stroh und Schilf zu bedecken. In der Mitte bleibt dann ebenfalls ein Loch zum Hinabsteigen und Inspiciren.

Wie es gekommen ist, daß gerade die Armenier, die doch sonst in ganz Beßarabien und Neurußland meistens nur Gastwirthe, Kaufleute und Barbiere sind, vorzugsweise sich dieser Bienenpflege am Dniestr angenommen haben, habe ich nicht erfahren können.

Das Leben der übrigen kleinen Insecten, die nicht gerade in solchen Massen erscheinen wie die Heuschrecken, oder nicht eine so wichtige Rolle im menschlichen Haushalte spielen wie die Bienen, entgeht häufig dem gewöhnlichen reisenden Beobachter, und es gehört mehr Zeit und

Aufmerksamkeit dazu, in ihr verstecktes interessantes Wirken einzudringen, als ein Nicht-Entomolog ihnen widmen kann. Ueber die Kolopteren, Orthopteren und Hymenopteren, so wie über die Phalänen und Sphinxe der Steppe und über ihre eigenthümlichen, von der Natur des Landes bedingten Verhältnisse wüßte ich daher am wenigsten zu sagen.

Von den Käfern sind keine häufiger als die Mistkäfer (besonders Sisyphus Schaeferi). Man sieht sie überall ihre Strohhälmchen und gesammelten Mistballen rückwärts in ihre kleinen Höhlen zerren, wo sie Kugel an Kugel sorgsam aufspeichern. Es ist nichts natürlicher, da ja die ganze Steppe ein beständiger Tummelplatz des Viehes ist. Die Namen aller übrigen in den Steppen vorkommenden Käferfamilien würden allein 40 Reihen hinnehmen, selbst wenn man in jede der Reihen 6 Namen rückte. Man kann daraus auf ihre große Menge schließen.

An fliegenden Insecten giebt es ebenfalls zu Zeiten gewaltige Individuen-Massen, wenn auch die Zahl der Familien und Arten nicht groß ist. Auffallend war mir insbesondere die große und allgemeine Verbreitung der Stubenfliege. Nicht nur die Wohnungen der deutschen Colonisten, sondern auch die Erdhäuser der Kleinrussen sind voll von diesem Insecte. Ja man müßte selbst die luftigen Zeltwohnungen aller der hier noch nomadisirenden Leute, der Hirten, der Zigeuner u. s. w., für die schönsten Stuben halten, wenn die Menge der Stubenfliegen etwas darüber entscheiden sollte. Denn ihre Filzdecken sind immer mit einer großen Schaar von Fliegen bedeckt. Wie weit mag die Stubenfliege wohl bei den Nomaden in Asien verbreitet sein?

Die Schaaren der Mücken sind in den Schilfrohrdickichten der Flüsse außerordentlich groß, in denen sie zu Zeiten wie Nebel aus dem feuchten Grunde emporsteigen, die benachbarten Steppen überschwemmend, wo sie mitunter das arme Vieh so plagen, daß zu den gewöhnlichsten Veranlassungen des Wildwerdens der Ochsen die unerträglichen Schmerzen gezählt werden, die ihnen die Mücken verursachen. Die Eintagsfliegen, die im Norden über jedem Sumpfe in so unzähligen Schaaren ihr kurzes Leben vertanzen, sieht man nicht in den Steppen.

Die kleinen Weinmücken, die sich im Keller an die Weinfässer setzen und, selbst bis zum Tode Wein saufend, in die Hähne der Fässer hinaufkriechen, als wollten sie, nicht zufrieden mit den Quellen, zu den verborgenen Bassins der Quellen selber gelangen, haben sich, auf unerforschten Wegen sich verbreitend, mit dem Weine ebenfalls schon in diesen Ländern eingefunden, und wenn einmal die hiesigen Würtemberger ein König fragen sollte, was ihnen noch zu ihrem Glücke fehle, so könnten sie nicht, wie der Hofnarr eines würtembergischen Herzogs auf eine ähnliche Frage, antworten: „Herr, Zweierlei, „Weinmücken in unserem Keller und Holzwürmer im Holzstalle"; denn jene haben sie in ihren Kellern schon genug, Holzwürmer aber werden sie wohl nie in ihre Stallungen bekommen, da es kein Holz in ihren Steppen giebt.

In den reinlichen Chaten und Semlanken der Kleinrussen der Steppen findet man kein Insect, das einigermaßen interessiren könnte, und welches dieses Volk und Land besonders charakterisirte. Selbst die langbeinigen, ekelhaft schnellen, braungelben Tarakanen, die doch sonst

bei so vielen Völkern Rußlands, bei den Polen, Letten, Esthen und Großrussen, sich finden und bei den letzteren sogar Pflege und Schutz genießen, die man im Inneren von Rußland selbst in den Häusern der Großen gewahrt, sieht man bei den Kleinrussen nie. Es wäre diesen Thieren bei dem so häufig wiederholten Ausweißen und Ueberschmieren, das in den kleinrussischen Häusern stattfindet, unmöglich, sich daselbst zu halten. Die Heimchen sind aber auch hier heimisch, wenigstens in den gedielten Häusern der deutschen Colonisten.

Hirten- und Heerdenleben.

„Wie? tausend Pferde und kein Reiter?
„Nie bissen einen Zaum die Zähne,
„Nie stachen Sporen ihre Seiten,
„Nie schuht' ein Eisen ihren Huf;
„So kommen sie herangebraus't
„Und eilen jagend uns entgegen".

„Wot! ettot nastajaschtschaja tschabanskaja semlja!" (Seht da! Da sind wir im ächten Tschabanenlande!) sagte zu mir jener mein russischer Reisegefährte in der Ukraine, mit dem ich den südlichen Steppen zueilte und der in diesem Fache ein Kenner war. Wir hatten eben die reizenden, mit Eichenwäldern geschmückten Ufer der Worskla verlassen, waren bei'm Schlachtfelde von Poltawa vorübergestreift und flogen auf unserer raschen Troika aus dem letzten niedrigen Gebüsche hervor in die kahle, ihren grünen Teppich unabsehbar vor uns ausbreitenden Steppe hinaus. In seine braune Swita (einen Mantel mit Capot) wie ein Bär in sein Fell gehüllt, trieb ein friedlicher Tschaban (Schafhirt) seine Fettschwänze vorüber, mit einem langen Spazierstocke geschmückt wie der heilige Christophorus. Große Schafheerden klebten noch hier und da grasend an den Steppenhügeln, und wo man bei weiten Aussichten in unseren

deutschen Gefilden ein Gehöfte oder Dorf in der Ferne erblickt, da zeigten sich uns die rauchenden Feuer der schafhütenden Hamaxobiten, oder dunkle Flecke, die unter dem Fernrohre in Ochsen und Pferde zerfielen. Alles, was uns Lebendiges und Todtes begegnete, war Gras, Kraut und Heu, oder Vieh, Hirt und Hirtenhund. Bald waren es 2000 Merinos des Fürsten K., der ihrer in Summa 100,000 Stück südrussisches Gras fressen läßt, bald eine „Otara" (Schafheerde) walachischer Fettschwänze eines reichen bulgarischen Colonisten, der, wie alle seine Landsleute, großen Handel mit lebendigem Fleische treibt, bald eine Heerde silbergrauer Ochsen, welche die Grashalme nicht zu eigenem Vergnügen, sondern für die großen Talgsiedereien in Fett umsetzen, dann wieder ein Tabun, d. h. eine Pferdeheerde, von 800 schnaubenden Rossen, ein wildes republikanisches Getümmel, mit dem gemeinen Volke der Stuten und Walachen und den edlen aristokratischen Hengsten. „Sehen Sie doch, wie die Tabuntschiks (Pferdehirten) dort das Pferd jagen und es mit der Schlinge haschen. Sie haben es. Nein, der Wurf traf fehl! Die Jagd geht weiter! Vielleicht hat ihnen die Gutsherrschaft den Befehl gegeben, es einzuliefern, oder sie haben sonst etwas mit ihm zu schaffen, wollen ihm eine Medicin eingeben oder ihm einen Sattel auflegen, damit es sich allmälig an den Dienst gewöhne. Das ist eine Jagd! Wie sich das tummelt! Da, da sitzt die Schlinge, und im Momente liegt es auch zu Boden, das arme zappelnde Vierbein!" — Interessant war es, die übrigen Pferde der Heerde bei diesem Vorfalle zu beobachten. Die Walachen und Stuten gras'ten ruhig fort. Brod! Brod! schreit der Pöbel und läßt die Welt im Uebrigen gehen, wie sie will. Die Hengste aber waren

alle aufmerksam. Einige galoppirten mit den hübschesten Capriolen hinter den Jägern her, als verfolgten sie dieselben. Ein schöner schwarzer Hengst stand in der malerischesten Attitude auf einem Grashügel und blickte mit gespitzten Ohren dem Treiben eine Weile zu. Dann stieß er ein pfeifendes Sausen durch die Nüstern, streckte seinen Hals aus, wie ein bissiger Schwan, wobei sich ihm die rauhen Haare glatt an die Haut legten, als wäre er ein erboster Tiger, und trieb dann seine Stuten, die ihn sogleich verstanden, auf die Seite, um sie vor der Schlinge der Tabuntschiks zu schützen.

Damals war ich noch ein Neuling in der Steppe und verstand Vieles nicht von den Bildern und Erscheinungen, die sie uns vorführt. Allein später hatte ich Gelegenheit, sie noch häufiger an der Hand kundiger Lehrer zu durchkreuzen und meine Vorstellungen von dem Geiste und Leben ihrer Heerden und Hirten deutlicher zu machen. Ich kann es daher wagen, meine über das behufte, gehörnte und wollige Vieh der Steppen gesammelten Bemerkungen mitzutheilen, und hoffe dabei auf ein großes Publicum. Auf jeden Fall müssen diese Mittheilung die Poeten und Aesthetiker wünschen, die unsere Notizen als Erläuterungen zu Byron's Mazeppa betrachten mögen, sowie die Maler, welche manche Anmerkungen zu Vernet's Steppenritt darin finden können. Auch die Viehhändler von Olmütz, Brünn und Wien müssen für uns sein, die alljährlich so viele dieser grauen Ochsen aus dritter Hand empfangen, ohne daß es ihnen gelang, recht zu ergründen, wie so ein Thier entstand und welche Schicksale und Leiden es hatte, bevor es unter ihren österreichischen Schlachtmessern seinen Geist verhauchte. Alle Gourmands von

Petersburg müssen auf diese Schilderung hungrig sein, die nichts davon wissen, wie diese schönen täglich von ihnen gespeis'ten Braten zwischen ihre Zähne kommen. Ja am Ende haben wir in Bezug auf die Rinder und Schafe halb Europa für uns, weil halb Europa bekanntlich Talglichter brennt, die unter dem Grase der russischen Steppen wuchsen.

Unter Allem, was auf der Bühne der Steppenplateaus fußstampfend agirt, ist das Pferd das Edelste, und wir beginnen daher mit Recht mit ihm, seiner Zucht und Lebensordnung.

1) Die Pferde.

Es lassen sich im Ganzen drei Hauptclassen der in den Steppen lebenden Pferde unterscheiden, die alle auf verschiedene Weise gehalten und gezogen werden, nämlich die Haus- und Arbeitspferde, die Pferde der Gestüte und die der halbwilden Tabunen (Zuchtheerden). Ueber die beiden ersten Classen, die nicht viel Eigenthümliches haben, nur ein Wort.

Die Haus- und Arbeitspferde, die alltäglichen Genossen des Menschen und seiner Mühe und Arbeit, deren die Edelleute und deutschen Colonisten der Steppe immer eine Menge halten zum Spazierenfahren, Reiten, Ackern, zu Reisen und Waarentransporten, deren aber der kosackische und bulgarische Bauer immer nur eins besitzt, das ihm bei kleinen Fahrten dient, wo er nicht gerade sein weitläufiges Ochsen-Zweigespann in Gang setzen will, leben in den Steppen so wie in ganz Rußland, und des Eigenthümlichen ist bei ihnen nur wenig.

Eben so ist es auch mit den Pferden der Gestüte, Sawodi*). Denn weder sind sie ausschließlich Kinder der Steppe, vielmehr von den verschiedensten englischen, arabischen, türkischen und deutschen Racen, noch ist ihre künstlich angeordnete Lebensweise so sehr durch die Steppennatur bedingt, daß man sie in einer eigenen Betrachtung von denen der übrigen russischen Gestüte sondern dürfte.

Dazu kommt noch, daß diese Haus- und Gestütpferde für sich allein, wenn auch wohl in Hinsicht auf Ackerbau und Statistik, doch nicht in Hinsicht auf Aesthetik und Psychologie ein großes Interesse gewähren. Sie leben ein zu gewöhnliches und vernünftiges, vom Menschen geregeltes Alltagsleben, haben beständig eine volle Krippe und leiden wenig von Durst, Hitze und Kälte. Sie sind keinen besonderen Leidenschaften, keiner Verzweiflung und Furcht und keiner ausgelassenen Freude unterworfen. Sie genießen eines nur sehr geringen Grades von Freiheit, und daher entwickelt sich bei ihnen kein Gefühl von Uebermuth und Kraftfülle, keine Streit- und Kampflust. Es verstreicht ihnen die Zeit theils in träger Pflege ihres Leibes, theils unter Schweiß und Arbeit, wie den Sclaven. Will man sie zäumen, so kennen sie ihre Kette; wie die Hunde hören sie auf ihre Namen und traben auf dem Pfade der Gewohnheit geduldig zum Stalle wie zum Pfluge. Keine Revolten, keine Kämpfe, keine tiefen Schmerzen,

---

*) Der Russe nennt „Sawod" ein jedes Etablissement, das zur Hervorbringung irgend eines Products, sei es auf künstlichem oder natürlichem Wege, bestimmt ist. So spricht er von einem „Gewehr-Sawod," einen „Baumwollengarn-Sawod" und ebenso auch von einem „Pferde-Sawod."

keine ausgelassenen Freuden. Jeder Schritt geschieht nach der Vorschrift und dem Gesetze der Menschen, welches ihnen so tief eingeprägt ist, daß ihr eigener Wille und das Gesetz ihrer eigenen Natur völlig davor verschwindet.

Anders ist es mit den halbwilden Pferden der frei in den Steppen schweifenden Tabunen (Zuchtheerden). Freilich stehen auch sie noch eine Stufe niedriger als die Republiken der völlig wilden und vollkommen freien Pferde. Die Zeit der letzteren ist längst schon in den südrussischen Steppen vorüber*). Sie kommen noch in der Kirgisen-Steppe und am Aral-See vor, wo allein noch die großen unbewohnten Wüsten vorhanden sind, die dieses Thier zu seiner Wanderung bedarf. Allein jedenfalls stehen doch diese Tabunenpferde der Natur unendlich viel näher als die Gestüt- und Hauspferde, sind viel größeren Schwankungen ihres Zustandes ausgesetzt, denen die Klugheit und Vorsorge des Menschen jene enthob, und machen daher in dieser Hinsicht eine höchst interessante Mittelstufe zwischen ihnen und den völlig wilden Pferden aus.

Die Herren der Steppe, die großen Gutsbesitzer nämlich, die Potockis, Orlows, Rasumowskys, Skarshinskis, Malachowskis, Woronzows u. s. w., besitzen des Bodens so

*) Genauere Angaben über die Zeit des Verschwindens des wilden Pferdes aus den südrussischen Steppen hat man nicht. Auch bei Pallas findet sich nichts darüber. Die Sache liegt so im Dunkeln, daß Einige sogar daran zweifeln, daß dieses Thier je in jenen Gegenden existirt habe. Viele Reisende wollen nicht einmal in der Kirgisensteppe davon gehört haben. Vor einigen Jahren soll in Odessa ein langhaariges Thier als ein wildes Pferd gezeigt worden sein, das einige Kosacken am asow'schen Meere aus der Wildniß eingefangen hatten. Allein Kenner haben es nur als ein von einem Tabun entlaufenes, versprengtes und verwildertes Pferd gelten lassen wollen.

viel, daß sie wegen Mangels an Mannschaft nur den geringsten Theil davon bearbeiten können; sie hielten daher seit alten Zeiten neben ihren Schaf- und Kuhheerden auch eben so große weitschweifende Heerden leichtfüßiger Pferde, die sie überall auf die entferntesten Wiesen und die schlechtesten Weiden schicken konnten, um doch das sonst nutzlose Gras in nutzbare Kräfte zu verwandeln und sich so auf billige Weise in der Wildniß einen kräftigen Schlag von Pferden aufwachsen zu lassen.

Zu diesem Zwecke acquiriren die Steppenherren eine Anzahl Stuten und Hengste, die den Stamm des Tabuns ausmachen und welche unter Aufsicht von Hirten in die Steppen geschickt werden, um sich da zu nähren und zu mehren. Der junge Nachwuchs wird immer bei den Müttern und Vätern gelassen, bis mit der Zeit die Zahl der Thiere auf die Summe gestiegen ist, welche das Gut allenfalls ernähren kann, ohne den übrigen Zweigen der Oekonomie zu schaden. Die Summe beträgt natürlich je nach der Größe des Guts viel oder wenig: 100, 200, 800 bis 1000 Pferde. Ueber 1000 steigt sie aber nicht leicht, womit denn freilich nicht gesagt ist, daß ein Gutsbesitzer nicht mehr als 1000 Pferde haben könne. Nur in einer und derselben Oekonomie hegt er in der Regel keine größere Anzahl. Nimmt man aber die Tabunen der verschiedenen Oekonomieen zusammen, so mag mancher Gutsherr 10,000 und noch mehr Tabunen-Pferde besitzen.

Hat der Tabun nun die Größe erreicht, welche die Oekonomie zuläßt, so sagt man, „der Tabun sei vollständig," und nun erst beginnt die Benutzung desselben, während bisher die Pferde auf der Steppe lebten und starben, ohne den geringsten Vortheil zu gewähren. Diese Benutzung

besteht darin, daß man theils die dem Gute selber nöthigen Arbeitspferde aus dem jungen vier= bis sechsjährigen Nachwuchse nimmt, theils auch von diesen in der Freiheit der Steppen erstarkten, muthigen und unverwüstlichen Thieren entweder auf den Märkten des Landes oder sonst an Pferdeliebhaber, herumreisende Remonteurs u. s. w. verkauft.

Man könnte also, um das Wesen und den Zweck dieser Tabunen in ein Wort zu fassen, sie „nomadisirende Gestüte" nennen. Die Russen heißen sie „Tabuni dikich loschadei" (d. h. Heerden wilder Pferde), oder auch schlechtweg „wilde Pferde," aber nur im Gegensatze zu den schon geschulten Stallpferden, nicht um damit anzudeuten, daß es wirklich wilde Pferde seien*).

Es ist nicht wahr, was Manche in Deutschland fabeln daß diese Pferdeheerden völlig frei und ohne Aufsicht wie die Hirsche in den Steppen leben, und daß nur dann und wann auf sie Jagd**) gemacht wird, wenn man ihrer bedarf. Weder jetzt befindet sich die Pferdezucht der Steppen in diesem Zustande, noch hat sie sich aller Wahrscheinlichkeit nach je darin befunden. Es lehrt dieses ein bloßer Blick auf den Zustand des Landes. Wenn dasselbe so beschaffen wäre wie Deutschland, so ließe sich etwas Aehnliches als möglich denken. Man könnte meinen, daß die Pferde, wenn sie in's Freie hinausgelassen würden, sich in

---

*) Der Reisende läßt sich anfangs leicht irre führen, wenn er immer von den „dikije loschadi" hört, und meint anfangs, das ganze Land stecke voll wilder Pferde. In ebendemselben Sinne sprechen die Russen von den wilden Ochsen, wie wir später sehen werden, obgleich kein einziger wilder Ochse in der Steppe vorhanden ist.

**) Allerdings kommen solche Jagden auf Pferde vor, allein in einem anderen Sinne, wie wir weiter unten sehen werden.

einem gewissen, zum Gute gehörigen Wiesen-Terrain ansiedelten und sich darin von selbst, an einem Berge oder einem Walde u. s. w. klebend, zusammenhielten, wie man bei den Hirschen und anderen Thieren findet, daß sie sich einen gewissen Standort wählen, wo man sicher ist, sie zu finden, wo man sie dann zählen und sonst einer gewissen Aufsicht unterwerfen und sogar ein gewisses Eigenthumsrecht an ihnen ausüben kann. Aber in der Steppe, wo es weder Wälder, noch Berge, noch Felsen, noch sonstige Verschiedenheiten des Terrains giebt, wo ein Fleck so aussieht wie der andere, und wo Futter auf 50 Meilen in der Runde zu finden ist, wäre das gar nicht möglich. Welcher Gutsherr, der 1000 Pferde besitzt, würde wohl so unklug sein, sie in's Freie unbewacht hinauszulassen und ihnen einen Freipaß für diese ganze große Weide zu geben. Die tollen Kerls würden hinausbrausen wie der Wind, und der Gutsbesitzer würde nicht so viele Hufe wieder in seinen Stall bekommen, als nöthig wären, um seinen Stubenkehricht hinauszuschaffen. Dieß leuchtet ein, besonders wenn man noch dazu nimmt, daß der meiste Grund und Boden der Steppen jetzt einen Herrn hat, der alle fremden Grasliebhaber pfändet oder erschießt, und endlich daß die Steppe eben so voll von Pferden als von Pferdeliebhabern ist, die jedes unbewachte Roß als gute Prise betrachten.

Wenn die Pferde unbewacht bleiben könnten, wie froh würde mancher arme Tabuntschik sein. So heißen nämlich die Leute, die dazu bestellt werden, die Zöglinge des Tabuns vor dem Verlaufen von dem Gutsgebiete zu wahren, sie den Pferdedieben abzujagen und Acker, Feld und Garten anderer Leute vor ihnen zu hüten. — Diese Tabuntschiks sind ein so eigenthümliches Erzeug-

niß der Steppen wie die wilden Pferden selbst und werden durch ihre Lebensweise eine so von allem übrigen Menschlichen abweichende Race von Kerlen, daß man in ganz Europa vergebens ihres Gleichen sucht und nur bei ihren Antipoden in den Pampas von Südamerika ein Stück von ihrer Brüderschaft wiederfindet.

In der That erfordert das Geschäft eines Tabuntschiks eine Leibes-Constitution, die ihr Blut bei 20 Grad Kälte eben so flüssig und munter erhält als bei freundlichem Frühlingswetter, und deren Muskeln und Nerven auch bei zweimonatlicher Trockenheit eines Backofens, ohne in der Feuergluth der Sonne auch nur des Schattens eines Fliederbusches theilhaftig zu werden, dennoch so elastisch und markig bleiben, als wären sie so eben im kühlen Salz der Meereswellen gebadet worden. Es gehört dazu eine Lunge, die den nächtlichen Thauhauch des Grases und den glühenden Athem des Sirocco gleich erquicklich findet, und eine Haut, die bei Regengüssen, wo kein Tropfen sie verfehlt, so philosophisch den Wasserabfluß duldet, wie ein Diogenes, d. h. ein aus Marmor gemeißelter; denn der in Sinope geborene wäre gewiß mit seiner Philosophie zu Schanden geworden, wenn er bei den Scythen als Tabuntschik hätte leben sollen, und wenn er scythische Witterungs-Phänomene auf einer Terrain-Gestaltung, wie die Steppen sie bieten, Jahr aus, Jahr ein über sein Haupt hätte hingehen lassen müssen.

Die Schaf- und Ochsenhirten führen auf ihren Wanderungen gewöhnlich Wagen mit sich herum, mit denen sie sich hier und da für eine kurze Zeit ansiedeln. Diese kleine Bequemlichkeit darf sich der Tabuntschik nicht gönnen; denn die Beweglichkeit und Wildheit seiner Rosse

nöthigen ihn, beständig beritten zu sein, und er ist weder Fußgänger, noch Hamaxobit, sondern einzig und allein Hippobit. Das unruhige Temperament seiner Pflegebefohlenen gestattet ihm nicht einen Augenblick zu ruhen. Die tausend Pferde seines Tabuns halten sich nicht zusammen wie die eines Dragonerregiments, und um ihnen die gehörigen Winke und Ordres zu geben, hat er vor seiner Fronte Tag für Tag mehr Ritte zu machen als ein Adjutant in der Schlacht. Er haus't Tag und Nacht auf seinem Pferde, welches nicht blos sein Stuhl, sondern auch sein Speisetisch, sein Divan und seine Bettstelle ist, und ein solcher Pferdehirt erlangt eine bewundernswürdige Geschicklichkeit darin, alle Geschäfte, zu denen wir anderen Menschen allerlei Vorrichtungen nöthig haben, auf seinem Pferde abzumachen, von dessen vier Beinen er so unzertrennlich ist wie die Centauren von den ihrigen. Wenn andere Menschen am liebsten die Ruhe suchen, muß der Tabuntschik sie am meisten verschmerzen. In der Nacht, wo die Pferde am weitesten wandern und weiden, muß er vorzugsweise bei der Hand sein, mit aufmerksamen Zurufe die Runde um seine Heerde zu machen. Denn dann eben sind auch alle Gefahren, die von Wölfen, Dieben, Gewittern u. s. w. drohen, am dringendsten. Bei Regen- und Schneestürmen hat er es schlimmer als seine Pferde selbst. Denn wenn diese sich von der Windseite abwenden dürfen, so muß er gerade den Stürmen Front machen, um die Heerde, die bei starkem Unwetter unbewacht gewöhnlich blindlings über die kahle Steppe dahinstreicht, zu überschauen und zurückzuhalten, und er hat dabei noch ärger sich zu tummeln als Pferde und Windgötter zusammengenommen.

Wahrlich, die Seele dieser Pferdehirten muß zäh wie

Leder sein! Ihre Kleidung ist es vom Kopfe bis zu den Zehen gleichfalls. In der Regel tragen sie Pantalons von behaartem Füllen- oder Kalbsleder, und ein Collet von demselben Stoffe mit einwärts gekehrten Haaren, unter denen früher ein Pferdeherz schlug, wärmt ihnen die Brust. Beides hält ein lederner Riemen zusammen, den sie sich drei- bis viermal um den Leib winden und auf dem sie gewöhnlich allerlei kleine Raritäten, Metallstückchen, Münzen, Antiquitäten, Bernstein und was sonst noch ihren Krähenaugen auffiel, angereiht haben. Da sie zugleich die Aerzte ihres Tabuns und als solche im Besitze von einem Dutzend altherkömmlicher Mittel sind, so hängt ihnen auch gewöhnlich ihr ganzer chirurgischer und medicinischer Apparat am Gürtel, was ihnen das Aussehen von Schamanen und Zauberern giebt. Ihren Kopf stecken sie wie alle zehn Millionen Kleinrussen und Tataren unter die hohe Cylindermütze von schwarzen Lämmerfellen. Ueber dieß Alles werfen sie dann noch die bei allen Hirten gebräuchliche „Swita,“ einen aus brauner Schafwolle gewebten Mantel. An diese Swita ist oben eine weite Capuze genäht, die über Mütze, Kopf und Gesicht gezogen wird, und in der, wie bei den alten Ritterhelmen, blos für Augen, Nase und Mund eine Oeffnung bleibt. Bei gutem Wetter hängt sie auf dem Rücken wie ein Sack herunter und wird dann in der Regel als Tasche benutzt.

Auch klirrt sonst noch Manches an einem solchen Rossebändiger herum, zunächst und vor Allem sein großer Harabnik, eine drei Klaftern lange Peitsche*) mit kurzem

*) Nur die eigenthümliche Peitsche des Tabuntschik heißt „Harabnik.“ Für andere Peitschenarten giebt es wieder andere Namen.

dicken Stiele. Diese Peitsche ist gewöhnlich aus Lederstreifen sehr künstlich geflochten. Sie ist das weit reichende Scepter des Tabuntschik, das sich selten von seiner Hand trennt, so daß es scheint, als wäre sie damit verwachsen. Er läßt sie seinen Rossen tapfer um die Ohren sausen, wenn ein Kampf unter ihnen ausbrach, oder wenn etwa ein Hengst gegen seine Herrschaft rebellirte und abtrünnig ein besonderes Reich stiften wollte.

Hierzu kommt die Schlinge, ein fünfzehn bis zwanzig Ellen langer Strick, an dessen einem Ende ein eiserner Ring zum Durchziehen des anderen Endes befestigt ist. Für gewöhnlich hängt diese Schlinge, in vielen Reifen zusammengewickelt, am Sattel; wenn der Tabuntschik sie aber zum Einfangen der Pferde gebrauchen will, so verfährt er dabei folgendermaßen: Er wickelt das eine Ende des Strickes um den Arm, jedoch ohne es weiter zu befestigen, damit er es nach Belieben nachschießen oder auch ganz fahren lassen kann, macht alsdann die Schlinge vorn recht weit, schwingt sie, zu dem Pferde, das er sich auserwählt hat, heransprengend, ein paar Mal um's Haupt, schleudert sie, nie fehlend, demselben um den Hals, zieht sie ein wenig an und wirft dann mit einem tüchtigen Rucke den Gefangenen zu Boden.

Der Harabnik zum Regieren, die Schlinge zum Arretiren und endlich die Wolfskeule zum Vertheidigen, das sind eines jeden guten Pferdehirten Waffen. Diese Keule ist drei bis vier Fuß lang, vorn

---

Wahrscheinlich ist das Wort wie die Sache unter diesen Hirtenvölkern sehr alt, denn es findet sich gleichmäßig bei den Kleinrussen, bei den Tataren, wie bei den Moldauern in Beßarabien.

mit einem dicken eisernen Knopfe versehen und hängt gewöhnlich am Sattel. Er springt mit dieser Keule seinen Pferden zu Hilfe, wenn sie nicht allein mit den Wölfen fertig werden können. Je nach Umständen schlägt er damit oder schleudert sie aus der Ferne und weiß ihren eisernen Knopf den armen Wölfen so geschickt durch den Kopf zu jagen, wie ein tyroler Schütze seine Büchsenkugel.

Außer diesen Dingen und außer seinem Wasserfäßchen, — denn selbst seinen Brunnen muß er mit herumschleppen, weil es oft keine Quellen in den Steppen giebt, — außer seinem Brodsacke und seinem Branntweinfläschchen hat der Tabuntschik noch manche andere Kleinigkeiten an sich herumhängen, wie man sich denken kann, wenn man erwägt, daß sein Pferd seine Waffen-, Schlaf- und Vorrathskammer ist, die Alles, was seine Lebensbedürfnisse befriedigen kann, in sausendem Galopp mit sich fortnehmen muß.

Mit bewundernswürdiger Ausdauer und Geschicklichkeit wissen diese so behängten, umschanzten, bekeulten Schleuderschwinger, mit ihrem sausenden Harabnik arbeitend, die tausend unbändigen Rosse ihres Tabuns zu leiten und zusammenzuhalten, ihre Streitigkeiten zu schlichten, sie Nacht und Tag in Sturm und Wetter zu regieren und vor den Wölfen zu schützen. Am meisten machen ihnen die Hengste zu schaffen, die immer ihr eigenes Regiment über die anderen Pferde exerciren wollen und mit denen sie daher beständig in Hader liegen. Diese bösen und eigensinnigen Herren, von denen einige fünfzehn bis zwanzig Jahre im Tabun und in der Wildniß lebten, ohne nur ein einziges Mal dumpfige Stallluft gerochen zu haben, machen dem Tabuntschik oft das Leben so bitter, daß er sein ganzes Handwerk

verwünscht, und daß er dann vor seinen Herrn tritt und erklärt, er könne und wolle mit diesem oder jenem Hengste nicht länger dienen, und entweder müsse der Hengst den Tabun verlassen, oder er werde selber seinen Abschied nehmen. In solchen Fällen wird der störrische Hengst verkauft oder muß eine Zeit lang ins Gefängniß des Stalles wandern, um seinen Uebermuth zu büßen.

Natürlich ist es, daß solche außerordentliche Anstrengungen auch außergewöhnlich belohnt werden. Denn in der Regel sind die Tabuntschiks freie Leute, da bei Leibeigenen die Furcht vor Strafe nicht stark genug sein würde, sie zu der stets nöthigen Wachsamkeit anzutreiben, bei den Freien aber ein stärkerer Hebel als die Peitsche in Anwendung gebracht werden kann, die Furcht vor Verlust und die Aussicht auf Gewinn. Denn in ihrem Contracte ist es eine wesentliche Bedingung, daß sie für die auf irgend eine Weise abhanden gekommenen Pferde haften und ein jedes zu einem festgesetzten Preise bezahlen müssen. Für ein Pferd bekommen sie gewöhnlich fünf bis sechs Rubel jährlich und folglich für 800 bis 1000 Pferde 4000 bis 6000 Rubel. Dieß wäre nun eine schöne Revenue für den Hirten, wenn er sie so rein einstecken könnte. Allein er hat davon zunächst die ihm abhandengekommenen Pferde zu bezahlen, alsdann seine Gehilfen, deren er bei einem Tabun von 1000 Pferden immer zwei bis drei nöthig hat, zu besolden und endlich auch noch seine eigenen Reitpferde zu halten. Da die Viehdiebstähle in den Steppen auf eine großartige Weise getrieben werden, so kann es sich ereignen, daß so ein armer Schelm von Pferdehirten seine 2000 bis 3000 Rubel auf einem Brete blechen muß. Sind die Tabuntschiks aber

Glücksritter, sind sie überall schnell bei der Hand, und machen sie sich bei Dieben und Wölfen gefürchtet, so können sie sich auch in ein paar Jahren aus dem Tabun ein appetitliches Capitälchen herausholen und sich damit zu einem friedlicheren Geschäfte etabliren. Dieß geschieht aber höchst selten; denn wenn ihre Gewinnsucht einmal geweckt ist, so wissen sie nicht zur rechten Zeit das Spiel zu enden, und Regel ist, was sie im Tabun gewinnen, das muß auf der Steppe wieder zerrinnen.

Beides, sowohl der hohe Lohn als das harte Leben, macht die Classe der Tabuntschiks zu den wildesten und rohesten Wagehälsen, deren Thun und Treiben so hart und zugleich so verführerisch ist, daß allgemein in der Steppe angenommen wird, wer nur drei bis vier Jahre dieß Geschäft treibe, der sei dadurch zu jedem anderen zahmen Dienste zu wild geworden. Die Härte des Hirtenlebens hält nicht nur die Weichlichen davon ab, sich diesem Dienste zu widmen, sondern auch Die, welche etwas auf sich halten und sich besser dünken als eine Wetterfahne am Thurme oder als ein verschlagenes Wrack auf den Meereswogen. Da aber weiter keine besondere Kunstfertigkeit zum Pferdehirten gehört, dessen Thätigkeit weniger ein Arbeiten als nur ein Aushalten in Feuer, Wasser und Eis ist, so reizt dieß wiederum die Ungeschickten und Trägen, während die Kunstfleißigen und Arbeitsamen sich anderen Wirkungskreisen hingeben. Die Höhe des Gewinnes lockt den Geldgierigen, die Größe der Verantwortlichkeit aber hält den Berechnenden und Verständigen zurück. Man kann sich daher schon denken, welche Classe von Wagehälsen und Spielern die Recruten für die Pferdehirten hergiebt.

Allein wenn auch wirklich einmal durch Zufall eine ganz ehrliche Haut zu diesem Geschäfte kommt, so muß sie doch bald in den Ton dieser verwilderten Teufel einstimmen. Die unsäglichen Strapazen, denen sie sich unterziehen müssen, machen sie zunächst alle zu bedeutenden Liebhabern jenes Feuer- und Lebenswassers, das den erschlafften Leib vorübergehend so angenehm stimmt, den kalten mit einer lieblichen Wärme durchglüht, bei Hitze die Ausstoßung derselben befördert, bei Trockenheit anfeuchtet und bei Nässe austrocknet, den Magen stärkt und das Blut belebt. „Der Himmel selbst,“ sagen sie, „verführt uns zum Garelka*)“. Geld klimpert ihnen ja immer in Händen und Taschen, und so hält ihnen der Jude den Hahn der Tonne stets offen. Freilich dürften sie wohl eigentlich nie das Auge vom Tabun abwenden, allein sie wetten und wagen, verjubeln ganze Nächte in den einsamen Steppenkrügen mit ihren Freunden und Genossen und schlagen sich auf eine Weile die Sorgen um die Pferde aus dem Kopfe. Morgens, wenn die Sonne sie zur Besinnung bringt, eilen sie dann auf raschen Rennern der Heerde nach, deren Wege und Spuren sie kennen, und treiben sie bald wieder zusammen. Finden sie, daß die Unbewachten indeß bei nächtlicher Weile Schaden anrichteten, etwa in Kornfelder oder Gärten einbrachen, so wissen sie sich auf hunderterlei Weise der Entdeckung und Verantwortlichkeit zu entziehen. Geht es nicht anders, so lassen sie den Tabun das angefangene Werk der Zerstörung vollenden, treiben ihn auf den Kornfeldern hin und her, so daß nachher kein Mensch entdecken kann, woher die Zerstörung kam und wohin sie ging, und führen

*) Kleinrussisch für „Wodka,“ Branntwein.

darauf die Heerde rasch querfeldein, dreißig bis vierzig Werste weit auf das entgegengesetzte Ende ihres Steppengebietes, wo sie dann den Nachspürern so unschuldig entgegenweiden, als hätten sie sich nicht vom Flecke gerührt.

Nichts aber lieben sie mehr als die Pferde, was sehr natürlich ist, denn es sind ja ihre Pflegebefohlenen. Nur gehen sie darin etwas zu weit und lassen ihre Liebhaberei für die Pferde oft die Oberhand bekommen über ihre Liebe zur Redlichkeit. Wenn so ein pferdeliebender Tabuntschik mit seinem Tabun heranzieht, dann nehme nur jeder an der Landstraße weilende Reisende seine Pferde in Acht; denn ganz mit ihrem Tabun beschäftigt und immer ihn hütend und treibend, als dächten sie an nichts Arges, kommen sie herangezogen und weiden ihre Rosse in der Nähe der Straße, wo es immer etwas zu fischen giebt. Wenn aber die Sonne sich zum Untergange neigt und die Dämmerung herabfällt, dann schärfen sich ihre Blicke wie die der Eulen, und wo sie ein paar Pferdchen weiden sehen, sei es, daß Reisende sie zum Grasen ausspannten, oder daß die Dorfbewohner sie ein Bißchen zu weit verlaufen ließen, husch! haben sie sie mit ihrer Schlinge erschnappt, koppeln sie zusammen, und flugs geht es mit ihnen und dem ganzen Tabun in's Innere der Steppe. „Dort," sprechen sie zu den Pferden, „haben wir bessere Weide für euch als hier an der kümmerlich begras'ten Landstraße." Sie hüten sich aber wohl, das gestohlene Gut selber zu behalten, sondern suchen ihre Freunde und Nachbarn von der anderen Seite auf, mit denen sie immer nächtliche Rendezvous verabreden, und übergeben ihnen die Gefangenen zur Weiterbeförderung. Diese Nachbarn nun übernehmen entweder das Risico, dieselben anderswo unter-

zubringen, und bezahlen sie mit baarem Gelde, oder, was gewöhnlicher ist, sie geben Waare dafür, die von Osten nach Westen wandern soll, wie jene von Westen nach Osten. Der zweite Empfänger nimmt sich in Acht, die Pferde in der Nähe zu verkaufen, vielmehr schlägt er sich mit ihnen wieder weiter nach Osten und schanzt sie einem dortigen Freunde zu. Denn alle Tabuntschiks bilden über die ganze Steppe hin, von den Karpathen bis zur Wolga, ein ununterbrochenes Netz verschworener Schelme, die mit großer Taschenspieler-Gewandtheit ein Dutzend Pferde von Hand zu Hand gehen lassen. Der arme reisende Rasnoschtschik (Krämer), oder der Obosen- (Karawanen-) Führer, oder wer es sonst ist, dem die Pferde gestohlen wurden, greift alsdann zum Wanderstabe und begiebt sich zu Fuß auf die Verfolgung seiner Pferde. Er geht von Dorf zu Dorf, von Gehöft zu Gehöft, und fragt nach seinen Pferden, sie genau beschreibend; „es seien so und so viele," sagt er, „von der und der Farbe, dem einen fehle ein Auge, eins habe weiße Vorder-, das andere weiße Hinterfüße, das eine schwarze sei ein schönes, großes Thier, das ihm noch nie entlaufen, und der Grauschimmel habe ihm immer für zwei andere gezogen." Ja, was hilft aber alle Schilderung, die der Bestohlene so beredt zu entwerfen weiß. Die „Golowas" (Schulzen) in den Dörfern, denen immer alle zugelaufenen Pferde übergeben werden, haben die beschriebenen nicht gesehen, und die Tabunen, ach, wo bekommt man diese flüchtigen fest! Träfe man auch den rechten, wo die gesuchten Pferde noch mitten drin wären, man könnte ja nicht hinzukommen zu dieser unbändigen Gesellschaft, um das Vermißte herauszusuchen. Gewöhnlich aber sind die gestohlenen Pferde schon längst vom Dniepr zum Bug und

Dniestr oder noch weiter gewandert und weiden wohl gar schon an der Donau, unter dem schützenden Scepter des Padischah. Die Zeit dieses Handels und Wandels ist die Nacht. Da machen die diebischen Hirten Ritte hinüber und herüber, vierzig und fünfzig Werste weit, von denen man so wenig erfährt wie von den nächtlichen Reisen der wilden Thiere in der Wüste. Die mongolischen Grabhügel sind dabei die Versammlungsplätze, die Höhlenkrüge die Börsen und die weiten Steppen der Markt.

In solchen Kniffen und Pfiffen belehrt, an ein so ungebundenes Leben auf dem Sattel gewöhnt, Geld in der Tasche, großen Gewinn in Erwartung, Hagel und Regen auf's Haupt, die pfeifenden Stürme beständig um die Ohren, mit allen Kindern der Nacht vertraut, den Tag verschlafend, kann der Tabuntschik zu anderen bürgerlichen Gewerben nicht tauglicher sein als ein neapolitanischer Bandit. Dabei wird aber der Lebensmuth dieser Leute keineswegs gebrochen, vielmehr durch Alles, was sie überwinden und ausführen, bedeutend erhöht und ihr Stolz gehoben, wie der der Seeleute, wie der der Beduinen und wie überhaupt aller der Menschen, die nicht in den Ketten des alltäglichen Lebens und der städtischen Bequemlichkeit liegen. Mit Verachtung sehen daher die Tabuntschiks auf die Ackerbauer und selbst auf die friedlicheren und ehrlicheren Tschabans (Schafhirten) und Tscheredniks (Ochsenhirten) herab. Auch beklagt der Pferdehirt seine Lebensweise keineswegs, vielmehr thut er sich etwas darauf zu Gute. „Hoho! ich arbeite nicht, ich tummele mich wie der Wind. Es fehlt mir nie an Karbowenetz (Silberrubeln), und ich gebe draußen auf meiner Steppe Niemandem ein gutes Wort. Meine Freundschaft geht viele hundert Werste weit in die

Runde, und verderben kann ich gar nicht, denn vor des Himmels und der Menschen Blitzen fürchte ich mich nicht." Diese Leute sind in der That alle große Processirer und hartnäckige Disputirhähne, die stets bereit sind, selbst mit den Großen ihres Landes anzubinden, und ihnen vielen Aerger bereiten.

Da die Tabuntschiks immer in der Wildniß leben und blos mit ihren Pferden umgehen, und diese daher ihr einziges Studium ausmachen, so kennen sie auch gewöhnlich alle einzelnen Mitglieder ihrer Heerde sehr genau, besonders die Hengste, welche ihnen so viel zu schaffen machen und die sie immer im Sinne haben, ihr Alter, ihre Lebensgeschichte, ihren Charakter und ihre guten und schlechten Eigenschaften. Ein guter und erfahrener Tabuntschik wird daher natürlich seinem Herrn unentbehrlich und unschätzbar, da in Bezug auf Pferde sein Gedächtniß gewöhnlich so nervig ist wie seine Muskeln. Bei Krankheiten, bei Auswahl der Thiere, die zu Markte getrieben oder beibehalten werden sollen, und bei vielen anderen Gelegenheiten kann man natürlich bei Niemandem besseren Rath holen als bei ihm. Er bezeichnet die guten Stuten, die alle Jahre ihre Füllen geben, und die man daher nicht verkaufen darf; er kennt die Pferde, welche, wie man sich ausdrückt, „den Tabun nicht halten," d. h. die als seltene Ausnahmen den merkwürdigen Trieb, der die Pferde sich stets zu ihres Gleichen halten lehrt, gar nicht haben und immer wild vom Tabun sich sondern; er räth, diesen oder jenen alten Hengst, der nichts mehr taugt, an den Mann zu bringen; er kennt das Wetter im Winter und weiß, ob man austreiben dürfe oder nicht; er versteht es am beßten, ob man die Zahl der Pferde noch höher hinauftreiben könne, oder ob es besser sei, sie zu beschränken,

weil nur er das angewiesene Steppengebiet und seine Ergiebigkeit genau beurtheilen kann.

Auf den Pferdemärkten insbesondere spielen die Tabuntschiks eine große Rolle, und in Balta, Berditschew und anderen solchen Marktplätzen ist es eben so interessant, den Tabuntschik als den wilden Tabun zu beobachten. Die Pferde werden hier eben so frei und ungebunden zu Markte getrieben, wie sie auf der Steppe lebten, da sie in gefesseltem Zustande gar nicht zu lenken und fortzubringen sein würden. Die Städte und Ortschaften, die sie zuweilen durchtraben müssen, machen ihnen freilich mitunter etwas Schrecken, doch kommt hierbei den Hirten die Natur der Pferde zu Statten, die, wenn sie etwas in Schrecken setzt, nicht auseinandersprengen, sondern vielmehr recht dicht zusammenhalten. Nahe bei einander hintrappelnd, mit dem Rücken sich an einander reibend und scheu zur Seite blickend, hinten von dem Harabnik des Tabuntschik gejagt, vorn von seinen Gehilfen zurückgehalten, passiren sie die Städte und Dörfer.

Auf den Marktplätzen hat man mit Holz oder Stricken ein Quarree umzäunt, welches den Tabun aufnimmt. Daneben sitzt der Herr oder dessen Verwalter, welcher verkauft, rund herum gehen die Liebhaber und Käufer und wählen sich aus, und drinnen tummelt sich der Tabuntschik mitten zwischen den Rossen herum. Die Auswahl wird aber den Käufern in nichts erleichtert. Man kann vom Verkäufer nicht wie bei uns verlangen, er möge einmal dieses Pferd zeigen oder jenes vorführen lassen. „Es sind ja wilde Pferde, die ich habe,“ heißt es da. „Beschauen Sie sich alle, so viel Sie wollen. Jenes Pferd dort ist fünf Jahre alt, dafür bürge ich; es ist auf meiner Steppe aufge-

wachsen. Weiter weiß ich selbst nichts davon. Es kostet 100 Rubel; wollen Sie mir diese zahlen, so nehmen Sie es. Vordem kann ich es Ihnen aber nicht einfangen lassen, denn das kostet zu viel Mühe, und das Pferd leidet mir wohl gar noch Schaden dabei. Geben Sie aber auch dem Tabuntschik ein gutes Trinkgeld, damit er Ihnen das Pferd vorsichtig einfange." — Den letzten Rath darf man durchaus nicht in den Wind schlagen; denn giebt man dem Tabuntschik, der immer auf Silber erpicht ist wie ein Bär auf Honig, nicht ein ordentliches Stück Geld, das seinen Augen wohlgefallen kann, und fängt er das Pferd blos auf Ordre seines Herrn ein, so wird er ärgerlich, macht die Sache kurz ab, wirft dem Pferde die Schlinge um den Hals, zieht sie ihm mit einem Rucke zu und wirft es auf die Kniee nieder, daß es noch lange an dem Stoße leidet und vielleicht gar einen Schaden nimmt, den nicht der Verkäufer, sondern der Käufer zu tragen hat, der das Risico des Einfangens übernimmt; denn, wie der Tabunenherr sagte, er hat nichts als wilde Pferde, und wenn ein Käufer einem davon eine Schlinge umlegen läßt, so wird es zahm und ist das seine.

Zahlt man aber dem Herrn sein Geld ordentlich aus, und gewinnt das gegebene Trinkgeld der Seele des Tabuntschik ein freundliches Lächeln ab, so geht das Einfangen auf andere Weise vor sich. Letzterer giebt sich alsdann viele Mühe, schleudert dem Pferde die Schlinge geschickt um den Hals, zieht sie nur ein wenig an und galoppirt eine Zeit lang neben dem sogleich Reißaus nehmenden Pferde her. Geräth dasselbe über die ungewohnte Schlinge aber zu sehr außer sich, so läßt er es auch wohl mit diesem Schmucke allein hinauslaufen und spricht zum Käufer:

„Sie haben ja wohl ein wenig Zeit. Es wird sich bald beruhigen, und ich liefere es Ihnen dann zahm in die Hände." Das wilde Pferd nun schnaubt, beißt und schlägt um sich, beständig nach dem ihm so fürchterlichen Stricke blickend, der sich ihm lebendig wie eine Schlange zur Seite windet, bis es sich endlich ausgetobt hat, da es bemerkt, daß der Strick weder weicht, noch auch würgt und schadet. Es wird allmälig ruhig und weidet zuletzt still wie die anderen, den Strick neben sich herschleifend, dessen Ende dann der Tabuntschik aufnimmt und dem Käufer übergiebt. Dieser bindet das Pferd hierauf hinter seinen Wagen und läßt es dort von Neuem so viel wüthen, als es mag, bringt es in seinen Stall, kommt aber doch erst nach einem Jahre und nach vielem Aerger und Verdruß dazu, ihm alle seine wilden Unarten abzugewöhnen. Der Käufer kann nur in dem einen Falle sein Pferd zurückgeben, wenn es nicht das angegebene Alter hat. Entdeckt er aber andere Mängel, so hilft ihm dieß nichts mehr. Indeß viel Risico ist nicht dabei, denn im Ganzen sind die Tabunenpferde alle so ziemlich gleich gut und gleich schlecht, im Frühlinge alle fett, im Sommer alle mager, gleich wild, gleich stark, gleich böse und tückisch, und endlich auch alle gleich billig.

Man kann sich denken, wie viele Pferde bei allen diesen tumultuarischen Geschäften unter des Tabuntschik Sattel darauf gehen. Er hält sich allerdings immer zwei aus eigenen Mitteln bei'm Tabun; diese reichen aber nie aus, und wenn es heiß hergeht, so macht er wohl oft zwei bis drei Pferde an einem Tage lahm. Er spart daher, wenn er unbeobachtet ist, die seinigen und fängt sich wilde aus dem Tabun. Durch dieses beständige Reiten der

verschiedensten wilden Pferdenaturen bekommen nun diese Leute natürlich eine bedeutende Sicherheit im Sattel, auf dem sie in der Regel so fest sitzen wie der Vordertheil eines Centauren auf seinem Hintertheile. Die Herren, die dann und wann ein Pferd in der Wirthschaft brauchen, geben ihnen daher zuweilen den Auftrag, dieses oder jenes Pferd auf der Steppe zuzureiten. Freilich werden den Pferden auf diese Weise nun eben nicht die feinsten Reiterkünste beigebracht. „Meistens reiten wir sie nur auf den Lauf zu,“ sagte mir ein Tabuntschik, das heißt so, daß sie Den, der festzusitzen weiß, nicht abwerfen, und daß sie rechts eine Werst weit in die Steppe hinausschießen, wenn man sie rechts zog, und links eine Werst weit, wenn man sie links lenkte.

Dieß ungefähr sind die Arbeiten und Beschäftigungen der Hirten der stampfenden Rosse.

Was nun das Thun und Treiben dieser letzteren selbst betrifft, das voll ganz eigenthümlicher und bei uns unbekannter Erscheinungen ist, so versteht es sich von selbst, daß es in den verschiedenen Zeiten des Jahres außerordentlich variirt. Im Ganzen gestaltet sich ihr Leben so. In der guten Jahreszeit, die hier nur sechs Monate, von Ostern bis October, dauert, streifen sie unter Anführung ihres Tabuntschik frei in den Steppen und gehen Tag und Nacht ihre grasigen Wege. In den sechs Monaten der schlechten Jahreszeit werden sie ebenfalls ausgetrieben, jedoch nur bei Tage, wo sie sich ihr Futter unter dem Schnee hervorscharren müssen, und in der Nacht kommen sie nach Hause. An ganz besonders stürmischen Tagen behält man sie aber bei schmaler Kost ganz zu Hause.

Der Winter ist natürlich für die armen Thiere die

schlimmste Jahreszeit und voll von Leiden, Hunger, Kälte, Krankheit und Tod. Die Stallung, welche die Herren für sie bereiten, ist das erbärmlichste Ding von der Welt, weiter nichts als ein mit Graben und Erdwall umzogener Raum, dem dann und wann barmherzige Herren wohl noch eine Art von Wetterdach gegen Norden hinzufügen. Hinter so einer jämmerlichen Festung müssen dann die armen Thiere sich gegen einen so unbarmherzigen Feind, wie es der Steppenboreas ist, vertheidigen, so gut sie können. Eine solche Stallung nennt man den „Sabor dla Tabun“ (Zaun für den Tabun), und weiter ist sie auch nichts. Es ist ein Jammer, die edlen Thiere in dieser Verzäunung bei hartem Unwetter zu sehen. Nur die Hengste und Starken kommen unter den Schoppen, und die Schüchternen und Schwachen stehen in kleinen Trupps am Wall herum und stecken die Köpfe traurig zusammen, um sich einander ein wenig zu wärmen.

Doch haben die Thiere noch einen weit schlimmeren Feind als die Kälte, die sich bei vollem Magen allenfalls noch ertragen ließe. Allein wie friert nicht ein hungriger Magen! Im Anfange des Winters, wo draußen unter dem Schnee noch einiges Herbstgras grünt, und wo ihnen die Tabuntschiks dann und wann noch einige Heu- und Strohhaufen im Stalle zurecht legen, an denen sie die Nacht über naschen können, geht es allenfalls noch gut. Allein vom Januar an wird der Mangel fühlbarer. Die Gutsherrschaft hat gedacht, wie die Russen meistens denken: „Gott wird helfen, man schlägt sich schon durch,“ und hat sich daher nur knapp mit Heu und Stroh versehen. Verlängert sich nun die schlechte Witterung etwas über die Gebühr, so schmelzen die Vorräthe rasch. Die

herrschaftlichen Kutscher legen die Hand auf den Rest, und der arme Tabun muß Brennstroh und Schilf speisen. Dagegen protestiren aber bald alle Köche und Ofenheizer, und in der Verzweiflung greift man endlich zum Schilfe der Dächer. Es kommen Zeiten von Futtermangel vor, wo kein Dachstrohhalm unverfüttert bleibt.

Es ist nichts befremdender, als daß gerade in diesen Gegenden, welche die Natur fast einzig und allein für das Vieh hervorgebracht zu haben scheint, und wo sie fast in jedem Winkel mit der größten Freigebigkeit für die Grasfresser gesorgt hat, so erstaunlich viel von Zeiten der schrecklichsten Hungersnoth zu hören ist. Aus jedem Winter gehen die Tabunen mehr oder weniger mager und krank hervor wie eine Heerde von Pferdegespenstern, auf denen die Geister des Erebos geritten zu haben scheinen. Doch glücklich, wenn sie überhaupt daraus hervorgehen. Es giebt Winter, denen sie gar nicht, oder doch nur in so schwachen Resten entkommen, daß lange Jahre dazu gehören, bis die Stämme ihre alte Stärke wieder erlangen. So wurde namentlich das an allen Dingen so magere Jahr 1833 nicht verschmerzt, welches die Tabunen der Art decimirte, daß von vielen kaum die Hälfte blieb.

In solchen Jahren der Noth passiren unerhörte Dinge, und die Herren, die Theil an dem Schicksale ihres Viehes nehmen und aus Liebe und Interesse Alles für sie hingeben, sehen sich zu den größten Opfern genöthigt. Den Wucherern, deren es immer eine Menge giebt, und die in der Hoffnung auf solche Zeiten ihre Futterkräuter Jahre lang aufhäuften, werden die enormsten Preise bezahlt. Alles, was für einen Pferdezahn Beißbares in und an den Wohnungen ist, wirft man den Heerden vor, um nur ein wenig

den Jammer, der unter ihnen herrscht, zu mindern. Alte Kornvorräthe, die man für gute Conjuncturen aufspeicherte, werden den Thieren geöffnet; denn der Geiz lös't sich in Erbarmen. Kartoffeln, Rüben, Mais, ihr Brod theilen die Menschen endlich mit den Thieren. Allein die Portionen sind zu klein, um so vieles Leben zu fristen. Manche, die nicht zu weit wohnen und in den nördlichen Gränzländern der Steppen Verbindungen haben, lassen ihre Heerden nach Polen und der Ukraine wandern, um sie dort, wo es gewöhnlich größere Vorräthe giebt, weil die Heerden daselbst geringer sind, in Fütterung zu geben.

Es ist natürlich, daß nur eine sehr mangelhafte Wirthschaft an dieser häufig wiederkehrenden Noth bei so großem Ueberflusse, wie ihn die Natur gewöhnlich bietet, Schuld sein kann. Es ist wohl nur ein sehr geringer Anschlag, wenn man annimmt, daß die Hälfte von dem in jedem Jahre aufgewachsenen Grase in den Steppen wieder zu Staub wird, ohne von Menschen oder Vieh auf irgend eine Weise benutzt worden zu sein. Wären die Menschen bei dem Ueberflusse, in dem sie sich gewöhnlich in der guten Jahreszeit befinden, etwas weniger verschwenderisch, und sorgten sie immer wenigstens auf ein Jahr für einige Vorräthe, so würden sie mit ihren Heerden nicht so oft aus der üppigsten Fülle in die bitterste Dürftigkeit geschleudert werden. Aber so sind Einige gierige Wucherer, Viele sorgenlose Verschwender, die Wenigsten sinnige Wirthschafter. Da die Meisten immer so viel als möglich gleich baares Geld haben wollen, so wird dann schnell versilbert, was die Erde bringt, und sie denken nicht daran, daß der Verzicht auf kleine gegenwärtige Gewinnste ihnen vielleicht große zukünftige Verluste ersparen würde. Vor den Sorgen

für die Zukunft schützt sie ihre Trägheit mit der Redensart: „Gott wird helfen,“ bis dann der Erfolg ihnen zu spät lehrt: „Ja wenn ihr selber klug wart.“

Man kann sich nach dem Allen vorstellen, daß die im Sommer so ausgelassenen und wilden Tabunen am Ende des Winters das zahmste Ding von der Welt sind. Die unbändigsten Rosse, die im Sommer, scheuer als die Wölfe, keinen Menschen auf 100 Schritt Entfernung heranlassen, ohne einen Lärm und eine Flucht zu beginnen, als hätten sie den leibhaftigen Bösen selber gesehen, kann man jetzt am Schwanze festhalten, das heißt, wenn sie dann überhaupt noch einen Schwanz haben. Denn mitunter fressen sie in hungervollen Wintern sich unter einander Schwanz und Mähnen bis auf den letzten Stumpf ab. Wenn auch die Haare sie nicht sättigen können, so geben sie doch ihren unruhigen Zähnen etwas zu schaffen. So ein armseliges Tabunenpferd ohne Mähnen, ohne Schweif, ohne Fleisch und gänzlich ohne Muth, lahmen Schritts und mit trüben Augen, wie es im März aus seinem Sabor hervorschleicht, bildet alsdann eine noch traurigere Figur als das mit Stroh ausgestopfte Pferd Peter's des Großen im Arsenale zu Petersburg.

Jedoch ist in der höchsten Noth die freundlichste Rettung am nächsten. Auf das betrübteste Ende des Winters folgt der lieblichste Beginn des Frühlings. Die Tulpen und Krokus blühen hervor, und dem Schönen folgt bald das Nützliche, die Schaar der zarten saftgrünen Spitzen des aufsprießenden Grases. Nun erholen sich die Heerden und schlagen bald mit rascherem Hufe den Rasen. Der trübe Himmel in ihren Augen klärt sich auf. Die Gräser wachsen und wachsen; Eins treibt das Andere, und die

Zeit der Fülle, des Uebermuths, des Streits und der Liebe ist nun da für Alles, was auf der Steppe lebt. Alles ist Aufruhr, Muth und Lust auf der ganzen Steppe, und das Jauchzen nimmt kein Ende von der Gränze des Türkenreiches bis tief in die Mongolei hinein. Jetzt springen die Füllen, die im Winter kümmerlich und krüppelhaft, in den Schnee fallend, zur Welt kamen, leicht aus der Wiege des Mutterleibes ins hohe Gras. Nun bilden sich Parteiungen im Tabun, und die Hengste formiren ihre Serails. Immer flüchtiger werden die Walachen und haben wieder Athem zum Wiehern und Rennen.

Es giebt gewöhnlich in einem Tabun von 1000 Pferden 15 bis 20 Hengste, etwa 400 bis 500 Zuchtstuten und 500 bis 600 junge Thiere und Walachen. Die Hengste sehen sich natürlich als die eigentlichen Herren des Tabuns an, und unter ihnen insbesondere die alten, die das junge aufstrebende Volk nicht leiden können. Sie halten daher nicht nur streng auf Zucht und Ordnung unter den Walachen und Stuten, sondern liefern sich auch beständig unter einander wüthende Schlachten, in denen gewiß ein jeder Hieb ein Leben tödtete, wenn es nicht blos Pferde wären, die sie austheilten, und Pferde, die sie empfingen. Im Frühlinge aber macht sich oft ein junger, seit dem letzten Jahre nachgewachsener Hengst mit so kraftvollen Muskeln geltend, daß er alle alten aus dem Felde schlägt und sich zum gefürchtetsten im ganzen Tabun erhebt, und alle übrigen weiden dann in respectvoller Entfernung von ihm. Auch sonst haben diese Herren ihre Abneigungen und Zuneigungen, ihre Verschwörungen und Conventikel wie die Menschen in einem Staate. Zuweilen nun ist einer bei den übrigen verhaßt, und sie haben ihm

schon längst etwas Böses zugedacht. Eines Tages geräth er mit einem seiner Feinde in Streit, die anderen springen herzu und schlagen ihn der Art aus dem Felde, daß er's lange nicht vergißt und immer entfernt vom Tabun sein kleines Trüppchen Stuten auf die Seite treibt. In jedem Tabun giebt es ein paar solcher Ausgestoßener, die nebenher hinken, und in jedem ist gewöhnlich einer, der über alle dominirt.

Nie aber wird der Streit größer, als wenn, wie es wohl zuweilen geschieht, zwei fremde Tabunen sich einander begegnen. Freilich weichen in der Regel die Hirten schon von Weitem vor einander aus, wenn sie sich sehen. Aber zuweilen sind sie nicht bei der Hand, oder sie gehen auch wohl eben so bös wie ihre Pferde auf einander los, wenn jede Partei meint, sie habe allein das Recht an einem Ort zu weiden, und die andere müsse von der Steppe weichen. In solchen Fällen strittigen Rechts machen denn auch die Tabunen mit einander Bekanntschaft, die aber nicht zwei Minuten lang Freundschaft bleibt. In der Regel kämpfen sie dann wie die Hellenen und Trojaner vor Ilium. Das junge Volk und die Mütter stehen von Weitem, sorglos Brod speisend. Aber die Starken treten heraus in die Arena und kämpfen so ausdauernd mit einander, als wenn auf dem einen ein unsichtbarer Hector, auf dem anderen der Geist des Achilles säße. Sie schütteln die gesträubten Mähnen dabei wie die Löwen, und ihre hörnernen Hufe klatschen in der Luft zusammen wie Schilder. Dabei geben sie pfeifende, gellende und brüllende Töne von sich, die wir bei unseren Sclavenpferden gar nicht kennen, und die man eher mit dem Heulen wilder Thiere als mit dem Wiehern unserer Pferde

vergleichen könnte. Auch bedienen sie sich in diesem Kampfe eben so häufig ihres Gebisses als ihrer Hinterhufen und setzen tapfer auf einander ein wie die Tiger, bis endlich Hector vor dem Achilles die Flucht ergreift und sich mit seinen Angehörigen zurückzieht. Zuweilen aber entführt auch der Sieger dem Besiegten einen Theil der Stuten, deren Auswechselung dann wieder die Hirten aneinander bringt.

Doch ist auch diese Zeit der größten Steppenfreuden und des ausgelassensten Uebermuths nicht ohne Schmerzen und Leiden. Sie ist nämlich zugleich auch die Zeit der größten Plage von Seiten der Wölfe. Auch diese haben nach dem hungervollen Winter im April und Mai den meisten Appetit. Dazu kommt, daß nun gerade die zartesten Braten, die jungen Füllen, im Tabun zu haben sind, deren Fleisch die Wölfe selbst noch den Schafen und Kälbern vorziehen sollen. Die Frühjahrskämpfe der Tabunenpferde mit den Wölfen sind sowohl durch die Listigkeit und hungerige Gier der letzteren als auch durch den Tumult und den Kampfesmuth der ersteren ausgezeichnet und interessant.

Die Wölfe als die schwächere Partei müssen natürlich hauptsächlich auf Ueberlistung und Schleichwege bauen, die Pferde aber als die Angegriffenen und beständig Umschlichenen und Umstellten auf ihre Gemeinschaft und gegenseitige Hilfeleistung. Es hat sich daher, wie bei den Wölfen eine große Schlauheit und Gewandtheit, so bei den Pferden ein großer und edler Gemeinsinn entwickelt, der sie und ihre Kinder meistens rettet. — Daß ein oder mehre Wölfe sich bei helllichtem Tage mitten unter den Tabun machen, um sich dort zu sättigen, kommt nicht vor. Nie sind Wölfe so wahnsinnig hungerig, daß sie dieß Wagestück unternähmen und es vergäßen, daß sie alle Mal in solchem

Falle ohne Rettung verloren sein und von den Pferden dem platten Rasen gleich getreten werden würden. Aber bei Nacht und unter besonderen Umständen, wie z. B., wenn die Wölfe sehr zahlreich sind und der attaquirte Theil des Tabuns schwach ist, geschieht es doch wohl, daß eine Schaar von Wölfen mitten unter den Tabun geräth, und der Kampf entwickelt sich nun folgendermaßen. Die zunächst angegriffenen Pferde, welche die Wölfe rochen oder ihre leuchtenden Augen auf der Steppe funkeln sahen, spitzen die Ohren, brausen und wiehern und stoßen Töne durch die Nüstern, die man durch die Nacht weithin pfeifen hört. Auf den ersten Lärm springen sogleich alle nahen Hengste, Walachen und Stuten — denn bei der Wolfsgefahr macht das Geschlecht keinen Unterschied und Aller Muth ist gleich — herbei und setzen geradezu auf die Wölfe ein. Diese werden dann durch den ersten wüthenden Angriff der Pferde, den sie aufregten, erschreckt und ziehen sich leise ein wenig zurück. Indeß geht das Geschrei unter den Pferden fort, und der ganze Tabun, weit gefehlt, daß er sich zersprengen sollte, drängt sich im Sturmlaufe der gefährdeten Stelle zu. Die Mütter schreien nach ihren Jungen, und diese traben hinter den Alten her, im dicken Haufen Schutz suchend. Fühlen sich die Wölfe an Zahl und Hunger stark, so weichen sie nicht völlig, nähern sich hier und da zum Theil wieder und erhaschen vielleicht ein Junges, das täppisch und schreiend mit der Mutter herbeiläuft, die selber noch nicht recht wußte, wo eigentlich die Gefahr drohe. Die Mutter geräth außer sich und springt mitten unter die Wölfe, ihr Kind zu retten. Allein sie verfehlt es. Bald sitzen auch ihr ein paar hungerige Rachen an der Kehle und legen sie in den Rasen. Aber nun fackeln die

Pferde auch nicht länger. Sie nehmen ihre Jungen in die Mitte, und die Stuten und Walachen bilden einen Kreis, der aber nicht so starr, mit eingewurzelten Vorderfüßen und gehobenen Hinterfüßen dasteht, wie dieß auf unseren Bildern dargestellt wird. Auf diesen haben es die Wölfe ziemlich bequem. Sie hüten sich vor den Hinterfüßen der Pferde, und das Schlimmste, was ihnen begegnen kann, ist, daß sie sich den Gedanken an Füllenfleisch aus dem Sinne schlagen müssen. In der Wirklichkeit büßen sie ihre Lust gewöhnlich schwerer. Die Pferde setzen wie ein beweglicher Phalanx scharf in die Wölfe ein und machen manchem von ihnen das verwünschte Augenleuchten vergehen, denn sie wollen sich nicht blos vertheidigen, sondern auch ihren Feind vernichten. Die Hengste gehen nicht mit in jenes Quarree, sondern bleiben draußen und umtoben es schnaubend mit wallender Mähne und mit bäumendem Schweife, als Feldherren, Fahnenträger und Schlachttrompeter. Wo sie den Wolf im Grase schleichen sehen, da springen sie Maul auf Maul gegen ihn ein und schlagen ihn mit den Vorderhufen nieder. Auch hierin ist man bei uns, glaube ich, falscher Meinung und denkt, daß die Pferde Alles nur in den Hinterfüßen haben. Dieß ist aber hier keineswegs der Fall. Vielmehr gebrauchen sie allemal zum Angriff die Vorderfüße und nur im Fall der Noth und Vertheidigung auch jene. Ja, wie gesagt, selbst ihre Zähne lassen sie nicht ungenutzt, und es ist ungewiß, ob der tausendzähnige Drache von Rhodos hitziger auf die Rinder herabschoß, als ein Tabunenhengst es auf einen Wolf zu thun pflegt. Zuweilen versetzt er ihm mit den Vorderfüßen sogleich den ersten und letzten Schlag, zuweilen betäubt er ihn nur, packt ihn alsdann ohne Umstände mit den Zähnen

im Nacken und schleudert ihn durch's Gras den Stuten zu, die ihm dann den Pelz so gerben, daß auch nicht ein mikroskopisches Stäubchen darin bleibt. So machen es die muthigen Hengste, und in der Regel sind dieß fast alle. Natürlich aber giebt es auch feige, die nur aus dem großen Haufen hervorwüthen. Ebenso fehlt es nicht an ungeschickten, die den Wolf bei'm Einspringen verfehlen, und die dann in weniger Zeit, als ein Pferdewiehern dauert, mit herausgebissener Kehle auf dem Boden liegen und das letzte Gräschen riechen. Denn wenn die Pferde geschickt sind, so ist es der Wolf nicht weniger und weiß seine Zeit abzupassen wie der Blitz. Zum Zerlegen und Speisen gelangt er aber dann noch nicht, wenn der Kampf einmal so weit gediehen ist. Denn der Tabun läßt seine Todten nicht ungerächt, giebt den Wölfen nicht eine Minute Ruhe und hört nicht eher auf, zu toben und zu lärmen, als bis ihr fataler Geruch ganz und gar von der Steppe, die doch ihm gehört, gewichen ist. Es heißt daher bald unter den Wölfen: „sauve qui peut". Der Appetit ist ihnen, wenn es so von allen Seiten heranschnaubt und stampft, längst vergangen, und sie beißen nun nicht mehr ihres Magens, sondern der Erhaltung ihres Gebisses selber wegen. Da wird denn freilich noch manche Pferdelende für immer gezeichnet, ja manches Vierbein zum hinkenden Dreifuße verkrüppelt, aber auch einigen Wölfen macht dieser letzte Kampf noch Kopfschmerz, und der Rest muß dann doch noch heulenden Reißaus nehmen.

Diese großen Schlachten der Wölfe und Pferde entspinnen sich jedoch nur selten und wohl immer nur wider Willen der ersteren. Denn die Kampfführung des Wolfes besteht mehr in einem Kosackenkriege, in einem immer-

währenden Plänkeln. Ein allgemeiner Angriff liegt nie in seinem Plane, und Ueberlistung isolirter Posten ist seine Hauptkunst. Er verfährt dabei nicht weniger schlau als Meister Reinecke. Ganz leise und vorsichtig kommt er durch's hohe Gras herangeschlichen, und zwar gegen den Wind; denn er weiß recht gut, wie unangenehm den Pferden sein Geruch ist. Er spionirt die Stellung des Tabuns aus. Bald entdeckt er nun eine Stute, die mit ihrem jungen delicaten Füllen etwas abgesondert weidet. Sehr wohl hütet er sich nun, sogleich spornstreichs hervorzubrechen. Er weiß, wie unartig es ist, so mit der Thür in's Haus zu fallen. Leise und allmälig nähert er sich dem Füllen. Er scheint ein großer Liebhaber der Unschuld zu sein und das liebe Thierchen, das er wie dessen Mutter stets scharf beobachtet, fast mit bewundernden Augen anzusehen, ja wohl sogar in seinen Manieren nachzuahmen. Wenn sich das müde Junge in's Gras legt, so streckt er sich auch nieder und thut ganz unbefangen. Indessen bemerkt doch die Mutter etwas Unheimliches im Grase, erschrickt und springt auf. Der Wolf nun legt wie ein Hund die Schnauze auf die Vorderfüße, macht die freundlichsten Augen von der Welt und schlägt mit dem Schwanze in's Gras. Der Erfolg dieses Rencontres ist verschieden. Ist die Alte täppisch und läuft sie unvorsichtig darauf los, so springt er ihr im Nu an den Hals, reißt ihr die Schreigurgel aus der Kehle und läuft mit dem Füllen davon. Dieß ist ein Experiment von eins, zwei, drei, auf das er besser eingeübt ist als der Henker auf's Köpfen. Zuweilen aber ist die Alte eben so vorsichtig als wüthend, macht Lärm und schlägt den Wolf mit einigen herbeieilenden Schwestern auf der Stelle in die Flucht. Manchmal jedoch ist die

Alte weder wüthend, noch täppisch, sondern blos dumm und denkt, wenn sie den schwänzwedelnden Wolf angesehen hat, es sei nur eine friedliche Hundeseele, wie ihrer eben so viele als der Wölfe in den Steppen herumschweifen*), weidet ein Bißchen mit dem Füllen auf der Seite und macht kein Aufhebens davon. In diesem Falle siegt der Wolf wieder auf andere Weise. Will die Stute sich nicht gleich vollkommen beruhigen, so zieht er sich ein wenig zurück, als wolle er nichts mit ihr zu thun haben und ihr das freieste Feld lassen, kommt aber auf Umwegen wieder näher und legt sich an einer Stelle nieder, wo ein directer Weg zum Füllen führt, das indeß müde geworden ist und wie ein Osterlämmchen schlafend im Grase liegt. Der Wolf wacht indeß bedeutend. Er hätte es schon längst erschnappen können. Allein es ist ihm nicht blos daran, sondern auch am ruhigen Verzehren und Heimbringen gelegen, und dazu hört er immer noch die Tritte der Alten zu nahe. So unabgewendet er also auf's Junge blickt, so scharf horcht er auch auf die Alte, die er vor den vielen Wermuth- und Königskerzen-Stauden schon längst nicht mehr sehen kann. Denn sie ging indeß weidend und milchreiche Kräuter suchend immer weiter und weiter. — Auf ein Mal aber, horch! horch! welch' Gestrampel und Geschnaube! Ach, der Wolf an der Kehle des kleinen niedlichen Füllens! — Man muß dabei gewesen sein, um zu wissen, wie schnell er ein solches Thierchen zerlegt. Oft bekommt es nicht einmal Zeit zum Strampeln und Schreien, und der Wolf verzehrt es theils im Stillen, theils schleppt

---

*) Die Hunde der Steppen sehen, wie bereits erwähnt, den Wölfen gewöhnlich so ähnlich, daß man sie nicht davon unterscheiden kann.

er es in sein Lager, um dort Mutterpflichten zu erfüllen, welche die Pferdemutter versäumte. — Gewöhnlich aber geht's, wie gesagt, „huhu! der Wolf! der Wolf!" im ganzen Tabun herum, wenn die Mutter das Geschrei begann, und wehe dem Wolfe, wenn dann etwa auch der Tabuntschik in der Nähe schlief. Denn der hat sich schnell die Augen gerieben, fährt in den Sattel wie ein Säbel aus der Scheide und ist wie ein Blitz mitten unter dem Getümmel. Der Wolf mit seiner Beute wie der Wind davon, aber der Tabuntschik mit seiner Keule wie ein Sturm ihm nach. „Hundsfott von Wolf", schreit er, „lauf, wenn du willst, davon, aber dein dickes Wolfsfell laß auf dem Platze! Denn es ist mein, wie die 10 Rubel, die mir Jeder dafür zahlt. — Hui! Paff! Jetzt kennst du meinen Eisenknopf!" — Der Wolf stürzt in diesem Falle allemal darnieder, denn der Tabuntschik verfehlt sein Ziel nie. Nur einen Fall giebt's, wo der Wolf seinen Brüdern verrathen kann, wie scharf die Tabuntschiks zusetzen, wenn er nämlich zu den schroffen Abhängen einer Regenschlucht gelangt. Hier steckt er dann sogleich seine Schnauze zwischen die Vorderfüße, zieht sich zusammen und kugelt hinab. Dieß kann ihm der Tabuntschik nicht nachmachen, und er schleudert ihm dann wohl vergeblich seine Keule nach. Doch ist dieß selten. Gewöhnlich schnappt der Wolf bald die letzte Luft ihm zu Füßen. Die Pferde kommen gleichfalls heran und beschnuppern das erlegte Thier, aber der Tabuntschik hält sie mit seinem Harabnik aus einander, zieht dem Wolfe auf der Stelle das Fell ab und legt es auf sein Pferd zu den anderen, die schon da hängen. Die Wölfe müssen wohl die Häute ihrer gefallenen Brüder auf dem hohen Reitpferde hinter dem Sattel des Tabuntschik zuweilen prangen sehen; denn

es giebt kein giftiges Kraut, kein wildes Thier und keinen bösen Geist auf der Steppe, den sie so sehr fürchteten als den Tabuntschik mit seiner Keule.

So also tummelt sich das unbändige Volk der Rosse mit den Wölfen, mit seines Gleichen und mit seinen Herren im Frühlinge über die blumige Steppe. Allein die Blumen verblühen, der schöne Frühling verschwindet. Die Gräser welken hin, die grüne Steppe wird staubig und schwärzlich, und Alles verdorrt und vertrocknet unter der Gluth des Sommers, der wieder eine Periode neuer Leiden für die armen geplagten Heerden herbeiführt.

So wie der Winter die Zeit des Hungers, so ist der Sommer die des Durstes. Im Winter stillt ein Schluck Wasser den letzteren erquicklicher, als im Sommer ein Eimer voll. Auch giebt es im Winter überall Schnee, den die Pferde beständig benaschen, so wie im Sommer überall Staub, welcher ihr Inneres noch mehr austrocknet. Die unbarmherzige Hitze des Steppensommers ist den hitzigen Pferden unerträglich. Sie weiden dann nur in der Nacht in den kühlen, noch etwas feuchten Thälern und Regenschluchten. Schon des Morgens früh aber verlieren sie den Appetit und fressen den Tag über keinen Halm mehr. Bei der Hitze stellen sie sich dann auf die hohe Steppe, die doch noch zuweilen etwas Luftzug hat, während die Thäler und Schluchten, die in der Nacht kühlende Keller waren, am Tage erhitzten Glühöfen gleichen. Da es in der Steppe für kein Wesen einen anderen Schatten giebt als den, welchen ein Jedes sich selber macht, so stellen sich die Pferde immer mit den Köpfen in Kreisen zusammen, sich gegenseitig dürftigen Schatten gewährend. So sieht man sie dann, in eine Menge kleiner Trupps vertheilt,

stundenlang angenagelt wie Bildsäulen beisammen stehen. Nur den Kopf bewegen sie auf und ab, um sich ein wenig Luft zum Athmen zuzufächeln. Die armen halbversengten Hirten liegen gewöhnlich mitten in dem Kreise, weil auch sie von keinem anderen Schatten profitiren können als von dem ihrer Pferde. Doch kann diese komische Scene zuweilen durch noch komischere unterbrochen werden. Es reicht oft eine Kleinigkeit hin, diesen Frieden in das kriegerischeste Getümmel zu verwandeln. Vielleicht hat das eine Pferd dem anderen auf den Fuß getreten oder in seinem unaufhörlichen heftigen Fächern ihm mit dem Fächer seiner Schnauze einen Schlag auf's Maul gegeben. Dieses, das keineswegs aus Langmuth geduldig stand, sondern weil seine Ungeduld unter der Last der Mittagsschwüle niedergedrückt war, denkt in einem Anfalle von Leidenschaft, das andere habe es mit Fleiß gethan, dieß sei nicht mehr zu ertragen, macht von hinten Front und verweist dem Nachbar etwas derb seine Grobheit. Die anderen des Kreises, die dadurch gestört werden, wollen drein reden und sagen: „haltet doch Ordnung!" sprechen dieß aber ebenfalls mit den Hinterfüßen. Nun wird der Trupp zersprengt, und die einen fliehen hierhin, die anderen dorthin, vor Apollo's Pfeilen bei diesem oder jenem anderen Kreise Schutz suchend. Diese aber wollen die sich Eindrängenden nicht annehmen und schreien: „bleibt doch bei euch zu Hause und stört uns Friedliebende nicht!" — schlagen aber ebenfalls, ganz außer sich, dabei hintenaus. Wie die Anrede, so die Erwiderung, und so geht der Tumult von Trupp zu Trupp, bis kein Vierbein mehr ruhig steht und jedes vor Aerger, Verdruß und Ungeduld mit dazwischen schlägt. Endlich besteigt auch der Hirt sein Schlachtroß,

läßt seinen Harabnik schalten und walten und decimirt die Compagnieen, und diese, jedoch von Apollo mehr als vom Tabuntschik gebändigt, begeben sich allmälig wieder zur alten Ruhe, indem sie sich nur ein wenig anders mischen und sich das zusammenfindet, was sich verträgt und duldet.

Nach des Sommers Durst und Hitze folgt endlich noch ein angenehmes Spätjahr, in welchem die Steppe sich von Neuem lieblich begrünt, und auch die Brunnen reicher fließen. Alsdann erholen sich die Tabunen wieder und wappnen sich mit frischer Kraft, um des Winters Dürftigkeit zu ertragen. In diese Herbstzeit fällt dann auch die einzige Arbeit, die der Tabun verrichtet, die ihm aber nicht mehr Schweiß verursacht als sein wildes Herumtraben in den Steppen, da sie eben in nichts Anderem besteht als in Trampeln und Springen. Es ist dieß nämlich das Ausdreschen des Getreides. Diese merkwürdige Dreschweise der Steppen ist ohne Zweifel die großartigste und sonderbarste, die irgendwo in der Welt vorkommt, und verdient hier eine Erwähnung. Man hat zu diesem Zweck einen Dreschplatz von mehren hundert Ellen Länge und Breite geebnet, darauf mit Schaufeln den Rasen beseitigt und den Boden angeschlagen und das Ganze mit einem Geländer umgeben, in welchem ein weites Thor gelassen ist, um die Pferde zum Austreten des Getreides einlassen zu können. Fünfzig bis sechszig Arbeiter machen sich nun über die Getreide-Skirden her und breiten die Garben auf dem Dreschplatze aus, zwei Schichten über einander legend. Bei kleinen Dreschplätzen, wo nur mit 4 bis 10 Pferden gedroschen wird, rechnet man ½ bis 2 Gib (Schock Garben), bei großen Dreschplätzen aber, wo man die Hälfte eines ganzen Tabuns dreschen läßt, kaum ein

Gib auf ein Pferd. Zählt nun der Tabun 1000 Pferde, so besteht die Anlage zuweilen aus nahe an 500 Schock Garben oder 100 bis 150 Fudern, die alle auf ein Mal gedroschen werden. Sind diese also nach der Ordnung angelegt, so theilt man den Tabun in zwei gleiche Theile. Der Tabuntschik setzt sich mit seinen Gesellen zu Pferde und treibt 500 Rosse durch das Thor des Geländers in den Dreschplatz ein, Junge und Alte, Stuten und Hengste; je unbändiger sie sind, desto besser. Das Thor wird geschlossen, und man kann sich vorstellen, welcher Tanz nun auf dem Strohe aufgeführt wird. Die Hirten sind mit drin und klatschen den Rossen einen Tact vor, daß sie, die schon ohnedieß alle fünfhundert geborene Tanzmeister sind, in beständigem Carrière-Walzer von einem Ende des Platzes zum anderen fliegen. Da spritzen Millionen von Körnern in die Lüfte, und tausend Garben bekommen Schwung und fliegen empor wie die Kugeln bei'm Ballspiele. Bei'm ersten Einlaß des Morgens, wenn der Tabun noch ganz frisch ist und über das Strohgeknister und den von ihm selbst erregten Lärm erschrickt, ist er außer sich, und die Pferde machen Sätze, als hätten sie ein Publicum zu amusiren, das ein theueres Entree bezahlt hätte. Es stehen aber blos die 60 Arbeiter mit ihren Holzgabeln herum und schaffen wieder hinein, was herausgeschleudert worden. Nach einer Stunde läßt man die Pferde wieder los, um das Getreide zu wenden, und so wird bis Mittag der halbe Tabun dreimal ein- und ausgelassen. Dann sind 1000 Scheffel gedroschen auf eine Weise, die weniger eine schwere Arbeit als ein brillantes Schauspiel zu sein scheint. Die andere Hälfte des Tages dreschen die anderen 500 Pferde wieder eine solche Portion.

Eigentlich sollten mit dem Anfange Octobers alle Heerden von den Steppen heimkommen oder doch nur am Tage ausgetrieben werden. Allein, wenn lange schönes Wetter bleibt, so läßt man sich verführen, den festgesetzten Termin zu überschreiten, um die Frische des Futters noch zu benutzen, bis dann auf einmal nach ein paar warmen Tagen ein Schneesturm eine etwas wilde Ouverture zu dem nachfolgenden Sturmconcert des Winters macht. Man hört alsdann von dieser Seite, ein anderer habe seinen halben Tabun in einer Regenschlucht verloren. Da ruft man denn schnell alle Tabunen heim und treibt, durch Anderer Unglück gewarnt, nach der Wintersitte nur noch des Tages aus.

Außer diesen Wjugen sind das Allerschlimmste im Herbste die dichten Nebel, in denen man oft nicht 10 Schritte weit sieht. Dann ziehen die Hirten den Tabun in einen so engen Kreis als möglich zusammen und umreiten ihn beständig. Oft aber kommen die Nebel so schnell und so dicht, daß sich die Pferde nicht gleich alle zusammenfinden; „dann hilft nichts, Herr," sagte mir ein Tabuntschik, „als das Kreuz machen und sich in Gottes Hand übergeben. Kommen da böse Menschen oder trifft einen sonst ein Unglück, so kann man schnell genug um sein ganzes Capital von Geld- und Lebenskraft kommen."

Auf den Märkten, von denen wir sprachen, werden im Ganzen nur kleine Geschäfte gemacht. Die größten Geschäfte finden im Tabun selber statt. Die Remonteurs und andere Leute, die im Großen Pferde aufkaufen wollen, pflegen nämlich von Tabun zu Tabun umherzureisen und nachzufragen, wie viele vier- oder fünfjährige, schwarze, braune oder graue Pferde, von welchem Alter und welcher

Farbe sie diese nun eben wollen*), vorhanden seien, bemerken sich auf jedem Tabun die Anzahl, welche sie erhalten können, und wenn sie die ihnen aufgegebene Zahl voll haben, so lassen sie sich die Pferde übergeben und spediren sie an den Ort ihrer Bestimmung. Von einer genauen Taxirung des Werthes jedes Stückes ist dabei natürlich noch weniger die Rede als bei dem Marktverkaufe. Bei'm Empfange sieht man den Pferden nur nach den Zähnen, um sich zu überzeugen, ob sie die angegebenen Jahre richtig zeigen, und übrigens weiß man wohl, daß diese wilde Waare so ziemlich durchweg denselben Werth hat, und daß das Meiste sich erst bei der Erziehung zeigen kann, welche die unter der Wildheit verborgenen guten und schlechten Eigenschaften erst aufdeckt und offenbar macht.

Eigenthümlich ist noch die Sitte der Tabunenherren, vornehmen Beschauern oder sonst guten Freunden bei besonderen Gelegenheiten einige Pferde aus dem Tabun als Geschenk zu präsentiren. Wie wir, wenn wir Jemanden in unseren Weingarten führen, der voll Trauben hängt, wohl sagen: „langen Sie doch gefälligst zu", so spricht auch der Tabunenherr zu seinem vornehmen Gast oder Freunde: „ist's Ihnen nicht gefällig, sich einige von meinen jungen Pferden auszuwählen und einfangen zu lassen?" — Geschenke von Pferden sind in diesem Weidelande etwas sehr Gewöhnliches.

Jedoch muß bemerkt werden, daß diese Pferdegeschenke, wie überhaupt die ganze Tabunenwirthschaft, immer mehr in Abnahme kommen, je bevölkerter das Land wird, je mehr der Anbau der großen Steppen sich vermehrt

*) Pferde von den genannten Farben sind die häufigsten, so wie die seltensten: reinweiße, isabellfarbige und scheckige.

und je kleiner die Güter werden. Insbesondere aber werden die Tabunen auch geringer im Verhältniß der Zunahme der ordentlichen Gestüte, die sich beständig mehren.

Die Race der Tabunenpferde ist natürlich nicht völlig gleich. Vielmehr findet darin eine große Verschiedenheit statt, und es giebt Zuchtheerden, welche sehr berühmt, andere, welche wenig gelobt sind. Auch haben sich wohl in neuerer Zeit die Landespferde hier und da mit fremden Arten gemischt. Jedoch im Ganzen ist es wohl noch immer dieselbe wilde Race, die den Mazeppa auf seinem Ritte in diesen Gegenden begleitete.

2) Die Schafheerden.

„Siehe da das ächte Tschabanen-Land!“ hatte mein Reisegefährte gesagt. Warum nicht „das ächte Tabunen-Land?“ Wahrscheinlich weil die Schafzucht in den Steppen noch von weit größerer Wichtigkeit ist als die Pferdezucht, und es ist dieß ohne Zweifel so. Denn wenn auch das Leben und Treiben der edlen Wildfänge einen weit größeren Theil der Aufmerksamkeit eines neugierigen Reisenden fesselt, so muß er doch bekennen, daß die Heerden der stillen und unbeachteten Wolleträger weit häufiger seinem Blicke begegnen, und daß er vielleicht zehn Heerden von Schafen sieht, ehe es ihm gelingt, auch nur einen einzigen Tabun zu entdecken, daß daher das Auge des Gutsbesitzers mit noch weit größerem Interesse auf diesen friedlichen Thieren ruht als auf jenen wilden Bodenstampfern. In der That hört man, wenn vom Reichthume eines Mannes die Rede ist, immer seine Schafe und Rinder und selten nur seine Pferde in Anschlag bringen. Der und der Fürst hat seine 60,000 bis 80,000 Schafe,

heißt es, oder der und der Bulgar besitzt 7000 Rinder, oder der Colonist Meier in der Molotschna hat seine 20,000 verfeinerte Schafe. Es wird auch sehr natürlich der Besitz von Pferden in allen den Ländern, wo man ihr Fell nicht trägt und ihr Fleisch nicht ißt, wie bei den Kirgisen, nicht gut als Maßstab des Reichthums dienen können, weit eher der von Schafen und Rindern, deren Milch wir trinken, deren Fleisch wir genießen, deren Haut wir gerben und deren Haar wir weben. Vor allen Dingen aber sind die Schafe in neuerer Zeit, wo ihre Zucht sich so veredelt und so ungeheuer vermehrt hat, eine breite Basis großen Reichthums geworden. Auf jedem Steppengute, wo man einen Tabun von 800 bis 1000 Pferden findet, kann man dagegen 4 bis 5 Schafheerden von 2000 bis 3000 Stück rechnen. Es wurde uns eine Schafheerde bekannt, die sich in den letzten 30 Jahren von 1500 auf 97,000 Stück erhoben hatte. Es ist dieß vielleicht die Progression, in welcher das ganze Land in dem genannten Zeitraume in diesem Zweige der Viehwirthschaft vorgeschritten ist.

Am allgemeinsten im Lande verbreitet ist die Race des sogenannten „walachischen Schafes". Dieß ist ein großes, langhaariges Thier mit einem Fettschwanze*), in dem es gewöhnlich 6 bis 10, aber auch bis 20 Pfund

*) Es giebt in Südrußland zwei Arten von Fettschwänzen, erstlich die genannten, mehr im Westen heimischen, welche das Fett wirklich im Schwanze tragen, der dabei eine birn- oder herzförmige Gestalt hat, d. h. zu beiden Seiten dick anschwillt und am Ende sich in eine Spitze verliert, alsdann die bei den Kalmücken und Kirgisen häufigeren Schafe, die das Fett hinten in zwei ungemein dicken und oft 30 bis 40 Pfund schweren Polstern tragen und damit an die hottentottische Venus erinnern. Man bekommt die letzteren nur selten im Westen zu sehen.

Fett trägt. Seit 25 bis 30 Jahren ist aber diese Race bedeutend im Abnehmen, da man seit dieser Zeit Merinos in's Land rief, die nun, so wie auch ihre Mischlinge mit der Landesrace („Zigai" genannt), auf den Gütern der Edelleute, bei den deutschen Colonisten u. s. w. verbreitet sind.

Indem wir auf statistische Nachweisungen von der Anzahl, den Preisen, den Revenueen u. s. w. dieser Schafheerden, deren nur langsam und auf mühseligem Wege sicher zu erlangende Resultate in anderen Werken als einem bloßen Reiseskizzenbuche niedergelegt zu werden verdienen, natürlich verzichten, tragen wir hier nur die Beobachtungen und Nachrichten zusammen, die wir als Reisender über die Natur der Schafe und ihre Lebensweise in diesem Lande zu machen im Stande waren. Da wir hier nicht für Agronomen schreiben wollen, sondern nur Beiträge zur allgemeinen Charakteristik des Landes zu geben wünschen, so schließen wir auch eben so die großen Merinoschäfereien aus, von denen sich Aehnliches behaupten läßt wie das, was wir oben von den Gestüten bemerkten, wenden uns daher mehr an die Landeskinder und deren mit dem Volksleben seit alten Zeiten verschwisterte Lebensweise und beginnen mit der Terminologie dieser Branche.

Unter „Tschabans" also versteht man diese gutmüthigen, friedlichen Leute, die den Leib nicht wie die Tabuntschiks in Pferdeleder, sondern in das weiche Vließ ihrer Zöglinge hüllen und deren Seele eben so wenig in Wolfsfell gekleidet erscheint. Das Wort „Tschaban" ist so alt und so weit verbreitet wie die Sache selbst. In Kleinrußland, in der Moldau, bei den Tataren, überall nennt man die Schafhirten „Tschabani."

„Irlik" heißt der große, fast zwei Klaftern lange,

mit Kunst gearbeitete, am oberen Ende mit einem eisernen Haken versehene hölzerne Stab, welcher dem Tschaban Keule, Schlinge und Harabnik ist. Mit dem eisernen Haken entert er am Hinterbeine die Schafe, die er einfangen will. Zugleich stößt er sie mit dem Stecken, wo es nöthig ist, vorwärts und weiß mit dem schweren Ende den Wolf auf den Rücken zu treffen und ihn niederzustrecken.

„Swita" ist der auch dem Tabuntschik eigene, schon oben erwähnte Mantel mit der barbarischen, schreckhaften Kapuze, den der Tschaban bei Regen sich so arrangirt, als sollte er in der Zauberflöte den Bären spielen.

„Otara" heißt die Heerde der dummen Vließträger selbst, die zu 2000 bis 3000 an der Zahl unter der Leitung der Zauberflöte solcher friedlichen Bären stehen.

„Oftscharki" endlich ist der den Wölfen schreckliche Name der zottigen großen Hunde, die zu 10 bis 15 eine Heerde der genannten Stärke bewachen.

Außer dem Genannten führen nun die Tschabans noch einen oder zwei Wagen bei sich, die, mit Ochsen bespannt, immer alle Lebensmittel, Medicamente, Kochgeräthschaften, die Felle der gefallenen Schafe, die gewonnenen Käse, die Pelze der erlegten Wölfe u. s. w. hinter der Heerde herführen. Es ist dieß eine sehr alte, wahrscheinlich schon seit der Herodotischen Scythen-Zeit im Lande übliche Wagenart, die sich von den Acker-, so wie von den Transport- und Reisewagen des Landes durch ihre Größe, ihre Schwerfälligkeit und ihr hohes Dach unterscheidet und den „Madjaren" (Reisewagen) der Tataren sehr ähnlich ist.

Mit diesen Dingen also und mit noch einigen an-

deren ausgerüstet, rückt der Tschaban um Ostern in's Feld, zu derselben Zeit, wo auch die Tabunen ihren Sabor verlassen, nomadisirt den ganzen Sommer über mit seiner Otara in den Steppen und kommt erst im Herbste wieder heim. Ein Tschaban ist natürlich zu Fuß, denn seine Otara zerstreut sich nicht so bedeutend wie die Tabunen. Die Schafe nähren sich auf kleinerem Raume, sie sind nicht so wählerisch wie die Pferde, fressen eifrig Alles hinunter, was ihnen vorkommt, und legen sich dann ruhig zum Wiederkäuen hin, während die Pferde im Tabun nie still liegen und selbst ihren Schlaf stehend abmachen, wie ihr Hirt im Steigbügel. Weit um sich greifend, wogen die Roßheerden mit ihren Hirten hier und dort umher, während der tägliche Marsch einer Schafheerde und ihres Tschabans kaum einige Werste beträgt.

Die Marschordnung dabei ist diese. Zunächst postiren die Tschabans ihren Wagen als Centrum, Vereinigungspunct und ephemere Residenz. Von ihr ausgehend, weiden sie alsdann, immer um sie herumkreisend, in der Umgegend umher. Der Platz wird natürlich mit Klugheit gewählt. Es müssen gute Steppen in der Nähe sein, und wo möglich auch ein Brunnen oder Quell. Finden sie, daß die Stellung für mehre Tage haltbar ist, so arrangiren sie sich auch noch weitläufiger, graben einen Herd und kleine kühle Keller zum Aufbewahren ihrer Lebensmittel in die Erde und schlagen sich auch wohl ein Zelt auf. Ist aber die Gegend unergiebig oder abgeweidet, so ziehen sie am anderen Morgen weiter. Der Wagen geht quiekend und knarrend voran, und die Heerde folgt nach, jedoch nicht früher, als bis der Nachtthau abgetrocknet ist, denn die Schafe verschmähen es, in der Nacht, der Zeit

der lebhaftesten Pferdegelage, Speise zu sich zu nehmen, und lieben nicht den frischen Morgenthau, vielmehr liegen sie die Nacht über ganz still, mit steter Repetition der vorigen Tageslection beschäftigt. Bei gutem Wetter ist das Leiten der Schafe ein leichtes Geschäft. Ein Führer zieht mit dem Wagen der Heerde voran, der Haupttschaban folgt hinterdrein, und zur Seite gehen wieder zwei bis drei mit ihren langen Irliks. Sie rufen sich von Zeit zu Zeit unter einander zu und geben sich Zeichen mit ihren langen Stäben. Die Quintessenz ihrer ganzen Unterhaltung mit den Schafen reducirt sich aber auf die zwei Worte: „No kudi? kudi?“ (Nun wohin? wohin?), die sie fast so oft ausschreien, als sie einathmen, aus denen aber die Schafe so viel zu entnehmen wissen, als ihnen zu erfahren nöthig ist.

In schlechtem Wetter aber und insbesondere bei den in der Steppe so gefährlichen Stürmen, welche mit den ihnen oftmals ganz überlassenen Schafen davon gehen und ganze Heerden in Flüsse oder Regenschluchten treiben, sind die Schafe nicht leicht zu lenken. Aber auch ohne schlechtes Wetter giebt es eine Menge von Ereignissen, bei denen die Schafe wegen ihrer unglaublichen Tölpelhaftigkeit das Regiment sehr erschweren. Da man hier nun weder den Gebrauch des westlichen Europa, mit kleinen eisernen Schaufeln den Schafen Befehle auf einem Erdklumpen zuzusenden, kennt, noch auch Hunde hat, die ihrem Herrn als treue Adjutanten dienen könnten, entweder weil die Menschen zu ungeschickt oder die Hunde der Steppen zu wild dazu sind, so mischt man allen Schafheerden einige lebhafte, muthige und kluge Ziegen bei, die dann den unbeholfenen und täppischen Schafen als Lenker und Führer

dienen. Auf hundert Schafe rechnet man gewöhnlich zwei bis drei Ziegen, und ohne sie, versichern die Hirten, wäre es ihnen unmöglich, bei allen Vorfällen in den Steppen gut durchzukommen. Die Schafe schrecken oft ohne Ursache zusammen, gerathen gleich außer sich, drängen sich bei'm Bellen des geringsten Hündchens, wollen oft nicht die Regenschluchten hinab und verirren sich leicht in den Schilf- und Rohrgebüschen. Sie halten im Winde schlecht Stand, und es ist unmöglich, sie, wie dieß doch zuweilen nöthig ist, zu einem Marsche gegen den Wind zu vermögen. In allen diesen und vielen anderen Fällen streicht nun die vorwitzige und kluge Ziege den Schafen muthig voran, führt die Otara rasch an den steilen Abhängen der Regenschluchten und Thäler hin, leitet sie sicher durch die sumpfigen Schilfgebüsche, durch welche sich ohne sie nie ein Tschaban mit der Heerde hindurchwagen würde, springt auf nicht allzu überlegene Hunde ein, geht gegen den Wind, wenn er nicht allzu kalt ist, und dient auch sonst noch vielfach den Schafen als Haltepunct und ihrer tauben Dummheit als Salz und Reiz.

Ist nun der Wagen an der Stelle des folgenden Nachtlagers postirt, und sind die Schafe glücklich bei ihm angekommen, so beginnen, während diese vom Marsche ruhen und wiederkäuen, für die Tschabans mancherlei Geschäfte, wie sie natürlich bei Ansiedelungen mit einer Bevölkerung von 3000 Wiederkäuern, 15 Hunden und 5 bis 6 Menschen vorfallen müssen. Vor allen Dingen spielt einer der Tschabans den Koch. Er zieht die Kessel hervor, einen für die Menschen und einen für die Hunde, und hängt sie an zwei lange Stäbe, die am Wagen befestigt sind, den Kessel für die Menschen auf die eine und

den für die Hunde auf die andere Seite. Mit dem Wasser und der Feuerung geht der Koch sparsam um, wenn man nicht einen solchen Stand erlangt hat, daß Beides nicht allzufern zu finden ist. Er sucht trockenen Mist, verdorrtes Gras und Schilf zusammen, holt Wasser herbei, wenn das Faß leer ist, und läßt dann zur Freude der Hunde, die sich so viel als möglich in seiner Nähe halten und mit denen er sich immer herumschlagen muß, bald eine lange Flamme aufflackern. Die meisten Tschabans am Dniestr herum sind Moldawaner, am Dniepr Kleinrussen und in der Krim Tataren, jedesmal Kinder des Landes, und man findet keine anderen Nationen Angehörige unter ihnen wie unter den Tabuntschiks, die sich immer aus allerlei Volk recrutiren. In ihren Kesseln giebt es daher auch keine anderen Gerichte als die „Mamaliga" der Moldawaner und den „Borscht" der Kleinrussen. Da nun die Tschabanköche diese Gerichte alle Tage ein paar Mal bereiten, so wissen sie das Recept dazu vortrefflich. Wie sich's gehört, thun sie das Wasser, die nöthigen Kräuter, die Hirse und den Kwas hinein, Alles ohne Uhr zur rechten Zeit, und schlagen dann, wenn Alles fertig ist, zum Zeichen für die anderen Hirten an den Kessel, so daß es weit hinschallt, oder sie stecken auch, wenn diese vielleicht sich zu weit entfernten, eine Fahne an den Wagen, nach deren Erscheinen Jene schon lange schielten.

Die übrigen Tschabans haben mittlerweile vielfach anderweitige Beschäftigung gefunden. Der Eine hat ein paar Schafe, die sich krank erklärten, gefangen und ihnen nach Berathung mit den Anderen Heilmittel eingegeben; der Andere hat einem gefallenen Schafe das Fell abgezogen, es gereinigt und gesalzen; Einige wiederum haben die Mut-

terschafe und die Ziegen gemolken, die Milch herbeigetragen und bereiten scharfe Schafkäse. Da sie oft 500 bis 600 Schafe und noch mehr zu melken haben, so waren sie natürlich darauf bedacht, einen kurzen Melkproceß zu erfinden. Sie nehmen nämlich das ganze Euter zwischen beide Hände und gewinnen dann die Milch auf dieselbe Weise wie Bacchus seinen goldenen Saft aus der Traube. Die so gewonnene Milch stellen sie in hölzernen Gefäßen in die Sonne und lassen sie bis zum Abend gerinnen. Alsdann gießen sie dieselbe, Mageres und Fettes durcheinander, in Säcke und reihen diese rund um ihre Wagen herum, um das Wasser ablaufen zu lassen. Den so gebildeten Käse, der im ganzen Lande weit und breit unter dem Namen des „Brinse" bekannt ist, schütten sie nun in die Felle junger Ziegen, die so zusammengenäht sind, daß bei der Anfüllung die Form einer Ziege fast wieder richtig herauskommt. Da jedoch das Fell mit dem Pelze nach innen gekehrt ist, so nimmt freilich der Käse einen eigenthümlichen Geschmack an, der aber eben als sehr piquant gelobt wird. Bei'm Anfüllen der Felle wird immer auf eine Schicht geronnener Milch eine Lage Salz gestreut, wodurch denn der Käse sehr scharf wird. Es wird diese Käsebereitung bei den Schafheerden, selbst bei den Merinos, als eine Nebenrevenue betrachtet, die bei großen Heerden selbst bis auf einige Tausend Rubel steigt. In Odessa sind immer solche Käsezicklein in allen Kramläden zu kaufen, und der Brinse geht weit und breit umher.

Als Intermezzo haben die anderen Tschabans auch wohl einmal eine Jagd auf einen Wolf gemacht und bringen triumphirend sein Fell heran, das ihm leider die Hunde weidlich zerrissen haben. Dann haben sie verlaufene Schafe

heimgeholt, an dem Wagen etwas reparirt, oder genäht, geflickt, den Koch zur Eile gereizt, einen Hasen erlegt, geschlafen, gewitzelt, und sonst etwas auf der kurzweiligen Steppe getrieben, bis endlich der Kesselruf des Koches erklingt, und die ehrlichen alten braunen Kerls sich zu ihrem frugalen Mahle hinsetzen, von dem sie auch gastfrei gern Jedem mittheilen, der etwa auf ihrer Steppe bei ihnen einspricht.

Für die treuen Hunde giebt es in der Regel nichts als einen großen Kessel voll Grützbrei. Doch wissen sich diese flinken Jäger noch sonst allerlei auf der Steppe zu haschen und stellen den Vögeln und Erdhäschen nach. Eben so machen sich denn auch die Hirten zuweilen einen Festtag, entweder wenn der Wolf ein Schaf anriß, das sie ihm noch zur rechten Zeit abjagten und für ihre Wanderung einsalzten, oder wenn sich zwischen die Schafe Hasen verliefen, die auf der Steppe, fern von den menschlichen Wohnungen, weder sehr selten, noch sehr scheu sind. Auch Trappen erlegen sie mitunter, womit sie sich, wie noch durch manches Eßbare der Gräser, ihr Leben und ihre Tafel so angenehm als möglich machen.

Am heißen Mittage fressen die Schafe eben so wenig wie die Pferde, stehen immer auf demselben Flecke und schnaufen so leidenschaftlich, als hätte sie eben der Wolf gejagt, wenn sie auch schon den halben Tag so standen. Wenn aber die Sonne anfängt, vom höchsten Gipfel ihrer Gluth herabzusteigen, dann fangen sie wieder an, ihrem liebsten Geschäfte, dem Kräutersuchen, obzuliegen. Die Schäfer lassen sie dabei bis spät Abends nach Sonnenuntergang gewähren, wo sich dann Alles zur Wagenheimath wendet. Haben sie ihren Wagen, wie dieß zuweilen ge-

schieht, nicht fern von einer Heerstraße aufgestellt, so treffen sie fast regelmäßig Gesellschaft bei'm Koche und bei der freundlichen Mamaliga-Flamme, arme „Kossetzi" (Mäher) aus dem Kiew'schen oder Podolien, die aus ihren bevölkerten Ländern in die Steppe ziehen, um sich mit Arbeit ein reichlicheres Stückchen Brod zu verdienen, als es ihr Vaterland ihnen gewährt, oder geplagte Soldaten, die auf Urlaub aus den Marine-Häfen des schwarzen Meeres kommen, ihre Verwandten zu besuchen, oder wohl gar scheue Flüchtlinge, von denen die Steppe immer voll ist, desertirte Recruten oder entlaufene Sclaven aus Polen und dem inneren Rußland. Die Tschabans sind gastfrei wie alle Nomaden, fragen nicht, wer ihr Gast ist, und wissen ihre Mamaliga und ihren Brinse mit Manier anzubieten. „Iswoltje kuschit s'nami" (beliebe es Euch, mit uns zu speisen), sprechen sie zum Armen, und eben so zum Vornehmen, der bei ihnen einspricht: „Sdälaitje milost, kuschit s'nami" (thut uns die Gnade, mit uns zu speisen). Sie lassen auch den armen Reisenden, der weit und breit keine andere Ansiedelung finden würde, unter dem Schutze der Hunde die Nacht bei sich schlafen, geben ihm den beßten Platz im Wagen, stecken ihm am Morgen ein paar Schafkäse zu und sprechen: „Bog s'tebae!" (Gott mit Dir!). Am Abende nun speisen sie so Alle bei'm lodernden Feuer, von ihren zwanzig wachsamen Hunden umgeben, und besprechen, was am Tage passirte oder was die Gäste Neues brachten, oder auch endlich, was am folgenden Tage zu beginnen, und zwar vor allen Dingen — was der beständige Gegenstand ihrer Abend-Discussionen ist — ob man morgen weiter ziehen solle oder nicht, ob der Platz Futter genug gewähre oder ob man einen neuen suchen

müsse und welchen. Die Greise unter ihnen haben dabei natürlich die Hauptstimmen, denn unter den Tschabans, denen das friedliche Temperament der Schafe mehr Ruhe läßt als den Tabuntschiks die Pferde, giebt es immer solche Alte, die ein halbes, ja ein ganzes Jahrhundert so Tag für Tag mit ihren Schafen still auf der Steppe dahinwanderten.

Sind die Hirten mit der Berathung zu Ende, bei der sie so beredt sind, als man es bei einem so einfachen Gegenstande sein kann, so legen sie sich zur nächtlichen Ruhe nieder, und zwar in folgender Ordnung. Der alte Oberhirte (der Ataman) und die Gäste wählen die Wagen selbst zum Bette, die anderen Tschabans aber treiben die Schafe in einen dichten Kreis um die Wagen herum und ziehen mit den Hunden einen Cordon um die Heerde. Jeder Hirt legt sich seinen Pelz und seine Swita, die den ganzen Sommer und Winter sein Ober- und Unterbette bilden, in's Gras der Steppe, und alle placiren sich in gleichen Entfernungen von einander. Zwischen je zwei Hirten legen sich drei bis vier Hunde, ebenfalls in gleichen Zwischenräumen. Man klebt diese treuen Thiere mit einem Stücke eines alten zerrissenen Mantels oder Schaffelles an den Boden. Für jeden Hund befindet sich ein solcher, besonders für ihn bestimmter Flicken im Wagen, und da nun jeder seinen eigenen Geruch am beßten kennt, so legt er sich alle Mal da nieder, wo er seinen Flicken findet. Die so garnirte Festung zu stürmen, würde nun so leicht kein Wolf wagen. Großer Gott, wie würden die starken Oftscharki blaffend auf seinen Pelz einsetzen! Allein dennoch giebt es fast jede Nacht eine kleine Affaire, denn der lüsterne Wolf umschleicht beständig den lieblichen Geruch

aller der gefangenen Schäfchen und läßt sich die vergebliche Arbeit mancher Nachtwache nicht verdrießen, bis er doch einmal einen schwachen Augenblick abpaßt, wo etwa die Hunde und Hirten, auf der einen Seite attaquirt, die andere schwächer besetzt hielten, oder wo die Schafe, etwa von einem Sturme aufgeregt, in Unordnung geriethen und den Cordon durchbrachen.

Ist aber die Nacht glücklich verbracht, und rüstet die Sonne ihren glorreichen Aufgang, so rüsten sich auch die Tschabans zum Weiterziehen, und mit Gemüthsruhe und Verständigkeit, in Frieden und Langmuth verbringen sie auch die folgenden Tage und treiben es so zwischen Wölfen, Hunden, Schafen und Gräsern an fünfzig bis sechszig Jahre hindurch, ja, wie gesagt, oft die vollen 36,500 Tage eines ganzen Säculums.

Die Hauptplagen des Tschabanlebens sind im Herbste die unbarmherzigen Schneestürme, die oft ganze Heerden mit sich fortführen und im Schnee begraben, und dann im Frühlinge die Wölfe, die hier, besonders in den Gebüsch-Steppen der Ukraine, fast so zahlreich sind wie das Ungeziefer.

Man nennt, wie wir oben bemerkten, jene in Rußland bekannten Schneestürme „Wjugas." Sie sind überall gefährlich, besonders aber in den Steppen verderblich, wo die ganze Natur so ohne Schutz, so dach- und fachlos ist. Sie dauern in der Regel drei volle Tage und Nächte. Es herrscht dabei eine sibirische Kälte. Die Luft ist mit Eisnadeln gefüllt, die wie Schaaren kleiner Pfeile dahersausen und überall eindringen. Es ist, als wenn der eisige Boreas selbst mit seinem ganzen wilden Heere Einem in's Gesicht schlüge. Der gefallene Schnee erhebt sich beständig

wieder in Wolken vom Boden, Erde und Himmel vermischen sich, und alle Spuren von Weg und Steg verschwinden. Es ist durchaus keine Möglichkeit, in solchem Aufruhre der Natur einen Schritt weiter vorzudringen, und zieht ein solches Unwetter auf, so sucht Thier und Mensch den ersten beßten Zufluchtsort. Wehe dann den armen Tschabans und Schafheerden, die sich von einer solchen Wjuga überraschen ließen! Sie gehen zu Tausenden zu Grunde, erstarren in der Kälte, werden in Regenschluchten und Abgründe gejagt und vom Schnee begraben, oder stürzen vom Uferrande der hohen Steppe in die Brandung des Meeres hinab. Alle Jahre stiften die Wjugen großes Unglück an, und die Tschabans wissen immer davon allerlei Geschichten.

„Wir weideten einmal," erzählte mir ein alter Tschaban, zu dem ich mich gesellt hatte, „in der Steppe von Otschákow die Heerde eines reichen Bulgaren, unserer sieben an 2000 Schafe und dabei 150 Ziegen. Es war gerade zum ersten Male, daß wir austrieben, im März. Das Wetter war freundlich, und es gab schon frisches Futter auf der Steppe, so daß wir nichts Arges befürchteten. Gegen Abend aber fing es an zu regnen, und es erhob sich ein kalter Wind. Bald verwandelte sich der Regen in Schnee, es wurde kälter, unsere Kleider erstarrten, und einige Stunden nach Sonnenuntergang stürmte und braus'te eine ächte sibirische Wjuga aus Nordosten, so daß uns Hören und Sehen verging. Wir befanden uns nur in geringer Entfernung von Stall und Wohnung und versuchten es, mit einer Seitenschwenkung die Behausung zu erreichen. Der Wind hatte jedoch die Schafe bereits in Bewegung gesetzt und trieb sie immer mehr von der

Wohnung ab. Wir wollten nun die Geisböcke, denen die Heerde zu folgen gewohnt ist, zunächst zum Wenden bringen; aber so muthig diese Thiere bei allen anderen Ereignissen sind, so sehr fürchten sie die Kälte der Wjugen. Auch dem Proviantwagen, welcher der Heerde sonst als Wahrzeichen und Haltpunct dient, wollten sie nicht mehr folgen. Wir rannten auf und ab, schlugen und trieben zurück und stemmten uns gegen Sturm und Heerde; aber die Schafe drängten und drückten auf einander, und wir mußten zuweilen den vorderen Raum geben, um sie vor den hinteren zu schützen. So wälzte sich der Knäuel unaufhaltsam die ganze Nacht weiter und weiter vor. Als der Morgen kam, entdeckten wir nichts als rund um uns her lauter Schnee und finstere Sturmwüste. Am Tage blies die Wjuga nicht minder wüthend, und die Heerde ging fast noch rascher als in der Nacht, wo sie von der dicken Finsterniß doch mitunter noch gehemmt ward. Zuweilen verloren auch wir den Muth, kehrten uns um und überließen uns und Alles unserem Schicksale; dann wieder ging es im Geschwindschritte vor, wir selber voran, das Schafgetrappel blökend und schreiend, die Ochsen mit dem Proviantwagen im Trabe und die Rotte unserer heulenden Hunde hinterdrein. Die Ziegen erfroren und verschwanden uns schon an diesem Tage, an dem wir vielleicht fünfzig bis sechszig Werste vorwärts machten, überall unseren Weg mit dem todt zurückbleibenden Viehe bestreuend. Gegen Abend ging es etwas gemacher, denn die wahnsinnigen Schafe wurden vom Hungern und Laufen matter. Allein leider sanken auch zugleich unsere Kräfte. Zwei von uns erklärten sich krank und verkrochen sich im Proviantwagen unter den Matten und Pelzen. Wir anderen erhielten

durch etwas Brot und Schneewasser den Rest unseres Lebensfeuers wach. Es wurde Nacht, und wir entdeckten noch immer nirgends ein rettendes Gehöft oder ein Dorf, denn die Steppe von Otschákow gehört zu den unbewohntesten Gegenden der Welt. In dieser Nacht erging es uns noch schlimmer als in der vorigen, und da wir wußten, daß der Sturm uns gerade auf die schroffe Küste des Meeres zutrieb, so erwarteten wir alle Augenblicke, mit sammt unserem dummen Vieh ins Meer hinabzustürzen. Es erkrankte noch einer von unseren Leuten, und wir packten ihn zu den vorigen in den Pelzwagen. Unsere Heerde hatte nun schon viele Schafe verloren, uns selber war aller Muth entsunken, und wir glaubten bestimmt, dieß sei unsere letzte Nacht. Gegen Morgen schien es uns aber, als wenn der Sturm seine Richtung etwas ändere. Dieß war unser Glück, denn als es Tag wurde, sahen wir einige Häuser uns zur Seite aus dem gejagten Schneenebel hervorblicken. Allein obgleich sie uns ganz nahe waren, höchstens dreißig Schritte vom äußersten Flügel unserer Heerde entfernt, so kehrten sich doch unsere dummen Thiere an gar nichts, rochen, sahen und hörten nichts und hielten immer den ihnen vom Winde vorgezeichneten Strich, und wenn wir einige mit unseren verzweifelten Kräften zum Wenden gebracht hatten, so wurden sie immer wieder von den anderen herumgerissen. Mit den Schafen ringend, verloren wir endlich selber die Gelegenheit, zu den Häusern zu gelangen, und ganz waren wir in der Gewalt des wüthenden Sturmes. Wir sahen die Häuser verschwinden und wären, so nahe der Rettung, doch noch verloren gewesen, wenn nicht das Geheul unserer Hunde die Leute aufmerksam gemacht hätte. Es waren deutsche Colonisten, und Der,

welcher unsere Noth zuerst entdeckte, schlug sogleich bei seinen Nachbarn und Knechten Alarm. Diese warfen sich nun, fünfzehn Mann an der Zahl, mit frischer Gewalt unseren Schafen entgegen und zogen und schleppten sie, uns und unsere Kranken allmälig in ihre Häuser und Höfe. Unterwegs hatten wir alle Ziegen und noch 500 Schafe verloren. Aber in dem Gehöfte selber gingen auch noch viele zu Grunde; denn sowie die Thiere den Schutz gewahrten, den ihnen die Häuser und Strohhaufen gewährten, so krochen sie überall, wo sie Windstille merkten, mit wahnsinniger Wuth zusammen, drängten, drückten und klebten sich in erstickenden Haufen aneinander, als wenn der Wjuga-Teufel noch hinter ihnen säße. Wir selber dankten Gott und den guten Deutschen für unsere Rettung; denn kaum eine halbe Werst hinter dem gastfreundlichen Hause ging es zwanzig Klaftern tief zum Meere hinab. Wir pflegten uns in den warmen Zimmern und an der warmen Aetzung unserer Wirthe und riefen auch unsere Kranken in's Leben zurück, von denen aber mancher noch die Strapazen dieser Tage nicht sogleich überwand. Ja, das Tschabanenleben ist hart! denn wir erleben oft so etwas."

Gegen die Plage der Wölfe giebt es freilich bessere Mittel als gegen die Wjugen, doch ist auch sie oft groß genug. In der That, die Menge der Wölfe in diesen Gegenden ist erstaunlich. Selten begegnet man in der Ukraine einem Schäfer, der, wenn man ihn nach Wölfen fragt, nicht sagte: „So eben verjagten meine Hunde ein paar," oder „seht dort das Fell, gestern erschlug ich einen." — Scheu sind diese Herren dort nicht im Mindesten, sie spazieren vielmehr mitten im Sommer am hellen Tage

unter den hübschen Eichengebüschen umher, als wenn sie ihr Eigenthum wären. Begegnet man ihnen selbst zu Wagen oder zu Pferde, so bleiben sie so nahe stehen, daß es ihnen ein Leichtes wäre, Einem in die Waden zu beißen, schauen sich den Vorüberfahrenden eine Weile an, drehen ihm dann langsam den Rücken zu und wandern gähnend in ihr Gebüsch zurück. In der Nähe der Schafheerden haben sie eben so wenig Furcht, kommen am hellen Mittage hervor und umschleichen dieselben, traben auch nur langsam zum Gebüsche zurück, wenn sie die Hunde schon im Anzuge sehen. Sie wissen sehr wohl, daß der Schäfer diese am Rande des Gebüsches immer wieder zurückruft. Erst wenn sie merken, daß die Hunde ihnen nahe sind, oder einige sie vielleicht gar schon umgangen haben und von vorn drohen, fahren ihnen auf ein Mal Todesschauer durch Mark und Bein. Hatten sie etwa schon ein Schaf aufgeladen, so lassen sie es jetzt sogleich fahren und suchen da durchzusetzen, wo sie die größte Lücke der Hundekette bemerken. Haben sie es aber einmal so weit kommen lassen, so geht es nicht mehr ohne Blutvergießen ab. Die Ostscharki, die den Wolfsgeruch nicht im Geringsten scheuen, packen sie auf der Stelle frisch an, und der Wolf ist bald geliefert. Ist es aber ein alter Wolf, ein erfahrener Kämpfer, welcher so ins Netz ging, so zieht er Schwanz und Füße wie eine Natter zusammen und haut um sich, daß die Zähne klappern. Verloren ist er indeß allemal in diesem Falle, und es bleibt ihm nur die Ehre, noch einen oder den anderen Hund mit in's Grab zu reißen, denn die Ostscharki zaudern auch nicht eine Secunde, ihm in die Seiten einzusetzen. Die Affaire dauert nie lange, und selten bleibt auf dem Schlachtfelde ein Hund, fast

jedesmal aber — es sei denn, daß er noch zur rechten Zeit durchgebrochen — der Wolf.

Jene merkwürdige Hunderace, die in den Steppen bei allen Schafheerden verbreitet ist und die, von ächter Art, nur auf der Steppe geboren und von den Schäfern zum eigenen Gebrauche und zum Verkaufe erzogen wird, besteht aus großen zottigen Thieren, die dem Wolfe im Aeußeren sehr ähnlich sehen. Sie sind außerordentlich wild und kennen nichts als die Tschabans und ihre Schafe. Gegen diese sind sie sanft wie Lämmer, aber gegen alles Andere — nicht blos gegen den Wolf — kehren sie die ganze wilde Seite ihres Charakters. Es ist gefährlich und unmöglich, sich den Schafheerden zu nähern, wenn man nicht vorher einen Hirten anrufen kann, der den Fremden seinen Hunden als Gastfreund vorstellt, und es ist nicht selten, daß Reisende von ihnen zerrissen werden. Durch die Straßen der Städte, welche sie passiren müssen, führen die Hirten diese Hunde immer an kurzen Ketten, wie wilde Thiere, und halten die Mitte der Straße vorsichtiger als die Leute mit den Tanzbären. Es giebt in jeder Heerde immer einige, die ein so unschätzbar wildes Gemüth haben, daß ihre Herren sie nicht um vieles Geld weggeben und daß ihre Sprößlinge theuer bezahlt werden, weil man hofft, daß von dem edlen Feuer der Mutter etwas auf die Kinder übergegangen sei.

Der Wolf gelangt am meisten mit List zu seinem Zwecke, besonders durch jenes Manoeuvre, das sonderbarer Weise in allen den weiten Wolfsländern Rußlands alle Wölfe sehr fleißig üben und wobei sich zwei bis drei zu gemeinschaftlichem Angriffe verbinden. Der eine von ihnen macht dabei auf der einen Seite eine blinde Attake, flieht

und zieht die ihn verfolgenden Schäfer und Hunde hinter sich her, während die anderen die unbewachte Heerde von hinten, wo sie im Versteck lagen, anfallen und ungestört decimiren.

Sehr charakteristisch dumm betragen sich die über alle Begriffe einfältigen Schafe bei solchen Gelegenheiten. So wie der Wolf eins von ihnen ergriffen hat, springen alle anderen, sowohl die, welche ihn bemerkt, als die, welche ihn nicht bemerkt haben, auf und hüpfen spornstreichs davon, aber nur zwei- bis dreihundert Schritte weit, dann bleiben sie stehen und drücken und drängen sich auf einen Haufen und gaffen mit den dummsten Augen von der Welt zum Wolfe und ihren unglücklichen Gefährten unter seinen Zähnen zurück. Der Wolf hält sich nicht lange bei dem einen Schafe auf, wenn er noch andere lebendig sieht, und tödtet so viele, als er kann. Er springt sogleich wieder in die Heerde ein und holt sich ein zweites und drittes, indem dabei die blödsinnigen Schafe wieder ein wenig zurückspringen und dann wie Blinde oder Bezauberte stehen bleiben und sich geduldig um's Leben bringen lassen, bis endlich Schäfer und Hunde herbeieilen.

Die Winterstallung der Schafe ist eben so nomadisch wie die der Pferde. Dieselben Gebüsche und Schilfrohre, aus denen ihnen im Sommer so mancher Wolfszahn entgegenblitzte, werden ihnen von den Tschabans im Herbste zum Schutze gegen Schnee und Wolf zu hohen Zäunen zusammengeflochten, hinter denen sie sich verkriechen müssen, wie sie können. Eine Art von Schoppen deckt die nördliche Seite der Stallung ein wenig. Die an Thalabhängen wohnenden Troglodyten graben für ihre Schafe ähnliche Löcher in die Erde wie für sich selbst, indem sie horizontal in den Berg hineinarbeiten, wo denn der Berg selbst einigen Schutz

gewährt. Auf den großen Gütern hat man freilich wohl ordentliche Stallungen für die Schafe, doch sind auch sie meistens nur geflochten und gewähren der frischesten Luft überall freien Einzug. Die Schafmeister brauchen hier daher nie, wie bei uns wohl, zu fürchten, daß wegen zu großer Hitze und stickender Stallluft die Wolle zu geil und üppig wachsen und zu sehr in's Haar schießen möchte, wie sie sich auszudrücken pflegen.

3) Die Heerden des Hornviehs.

Die großen Steppenweiden und ihre einförmige Wüstennatur machen fast Alles, was auf ihnen wandelt und weilt, halbwild. Die Menschen waren hier von jeher Barbaren, die Pferde werden daselbst Wildfänge, die Schafe und selbst die Bienen nomadisiren, ja auch der Ackerbau ist nicht frei von einem nomadischen Anstriche. Es ist daher natürlich auch von wilder Ochsenzucht in den Steppen zu hören. Wie die Pferde sich in Wirthschafts- und Tabunenpferde theilen, so muß man ebenfalls bei den Rindern die Haus- und die Steppenrinder unterscheiden.

In jeder Wirthschaft befinden sich einige Ochsen, die bei den täglichen Arbeiten dienen und vom Hause unzertrennlich sind, die im Stall und Hofe gefüttert werden und nur in der Nachbarschaft der Wohnungen weiden. Wie sie, so leben auch die milchgebenden Kühe, die wie bei uns des Morgens aus- und des Abends heimgetrieben werden und ihre süße Flüssigkeit in die Milchkammern der Wirthschaft schütten. Da die den Steppen eigenthümliche Race von Rindern nur sehr wenig, obgleich sehr gute Milch giebt, so haben sich auf allen großen Gütern und

bei den deutschen Colonisten der Steppen deutsche Rinderracen verbreitet, die theils aus Mähren, besonders aus dem dortigen viehreichen „Kuhländl" bezogen werden, theils von den deutschen Colonieen am Asow'schen Meere, die einen weit verzweigten Handel mit deutschem Viehe betreiben, herkommen. Diese deutschen Kühe sind meistens braun oder gefleckt, doch ist ihre Anzahl im Ganzen, im Vergleich mit den großen Viehmassen, welche auf den Steppen leben, nur gering.

Diese den südrussischen Steppen eigenthümliche Rinderrace ist groß, hochbeinig, langohrig und durchweg silbergrau oder weiß gefärbt. Sie hat sich mit dem kleinrussischen Völkerstamme von den Karpathen bis zur unteren Wolga und von Kiew und der Ukraine bis zum schwarzen Meere und der Donau ausgebreitet. Sie gränzt im Norden mit dem kleinen polnischen, lithauischen und nordrussischen Viehe, im Westen mit dem noch größeren und stärkeren ungarischen Rindergeschlechte und im Süden mit den kleineren Ochsen der Bergtataren und den Fischen des schwarzen Meeres, so wie im Osten mit dem kalmückischen und kirgisischen Viehe, das wieder anderer Art ist. Es umfaßt diese in Farbe, Gestalt, Sitte, kurz in Allem durchweg sich gleiche Viehrace Beßarabien und einen Theil der Moldau, die Bukowina, Neurußland, das vorzugsweise sogenannte Kleinrußland, Podolien, die Ukraine, das Land der donischen Kosacken und zum Theil auch die Gouvernements Kursk, Orel, Woronesch und Saratow, in welchen Ländern allen auch die Benutzungs- und Erziehungsweise dieselbe ist. Von diesem viehreichen Süden gehen nach Norden und Westen beständig große Schaaren jener grauen Fußschleifer aus, um viehärmere Länder mit Fleisch, Leder und

Talg zu versorgen. Die beiden Hauptstraßen, die hierbei mehr als alle anderen betreten werden, sind die, welche sich auf der einen Seite durch Galizien auf Mähren und Wien, und auf der anderen Seite über Moskau auf die Ostseeprovinzen und Petersburg dirigiren. Eben solche lange Züge dieses südrussischen Viehs wandern beständig nach Odessa, Taganrog und anderen Orten in die dortigen Talgsiedereien und beleben mit ihrem Fette hauptsächlich den ungeheueren Handel, den Rußland mit dieser Waare treibt.

Theils also zu der Versorgung der baltischen, polnischen und mährischen Viehmärkte und der russischen Talgsiedereien, theils aber auch um das Hauptzuchtthier bei'm Ackerbau und bei den Handelstransporten daraus zu entnehmen, halten die Steppenherren große Zuchtheerden von Rindern auf der Steppe, die den Tabunen der Pferde ganz parallel zu stellen sind und die im Gegensatze zu den Hausochsen, eben so wie die Pferde, „wilde" genannt werden, obgleich sie eben so wenig wie die Tabunenpferde völlig frei, wild und unbewacht leben.

Eine solche Rinderheerde hat wieder einen eigenthümlichen Namen, wie denn natürlich in diesem Hirtenlande die Sprache für nichts an Ausdrücken reicher ist als für Alles, was auf Heerden und Vieh Bezug hat. Sie heißt „Tschereda." Jede dieser Tscheredas hält 100 bis 800 Stück Hornvieh allerlei Alters, und sie machen einen Hauptreichthum der Gutsbesitzer aus, da die Ochsen noch immer leichter und sicherer in Geld umgesetzt werden können als die Pferde, indem sie einen viel weiter gehenden und großartigeren Handelsartikel des Landes ausmachen als jene.

Im Ganzen gleicht das Leben der Ochsenheerden sehr dem der Tabunen. Im Sommer beständig auf den großen

Steppen, im Winter in luftigen Stallungen, theilen sie, im Ganzen genommen, mit den Tabunen dieselben Leiden und Freuden. Die Zuchtkühe und Stiere bleiben natürlich ebenfalls ihr ganzes Leben lang in den Tscheredas, wie die Zuchtstuten und Hengste in den Tabunen, und sie werden jung und alt auf der Steppe, ohne daß sie je einen Naléatsch (Leitstrick der Ochsen) an ihren Hörnern fühlen. Der junge Anwuchs dagegen wird immer verkauft und entweder auf die Märkte getrieben oder an die Commissionäre (Prekaschtschiks) der Moskauer und Petersburger Viehhändler und der großen Talgsiedereien, die beständig von Heerde zu Heerde herumreisen und durch ihre Gontschiks (Viehtreiber) einen Transport nach dem anderen durch's Land senden, abgegeben.

Die Ochsenhirten sind Infanteristen wie die Tschabans, denn auch ihre Zöglinge sind viel ruhiger und im Ganzen leichter zu treiben als die Pferde. Freilich ist der Ochse wählerischer in seiner Nahrung als das Pferd, hat eine Menge von Kräutern auf der Steppe, die ihm nicht behagen, und rupft nie da, wo vor ihm ein anderer biß, aber dafür dauert sein Mahl auch nicht lange, desto länger aber sein Nachmittagsschläfchen zum Wiederkäuen. Den Regen erträgt er schlecht, und bei der Hitze ist er ungeduldig. Aber bei den Schneestürmen verliert er wiederum nicht so leicht den Kopf wie das Pferd, geht vielmehr rasch und geraden Weges mit dem Sturme und gegen ihn nach Hause, die Wjuga müßte denn gar zu arg sein.

Den Durst erträgt der Steppenochs wiederum leichter als das Pferd. Er kann zwei bis drei Tage dursten, ohne große Unruhe kund zu geben. Daß er aber den Durst eben so gern löscht wie das Pferd, dafür finden sich in

der Nähe jedes Brunnens oder Teiches auf der Steppe merkwürdige Zeugnisse, die aus den umliegenden Weiden zu ihnen hinführenden „Viehsteige" nämlich, die man als eine kleine charakteristische Besonderheit des Steppen-Thierlebens anführen kann. Das Vieh muß aus sehr großen Entfernungen zum Wasser laufen, 6 bis 7 Werste weit und noch weiter. Es wird daher natürlich nur selten getränkt, zu Zeiten nur ein Mal des Tages. Sein Durst wird auf diese Weise oft peinigend. Sowie es nun merkt, daß sich die Zeit des Trinkens naht und der Hirt zu der Gegend des Brunnens hinweidet, nimmt es einen rascheren Schritt an und wird ungeduldiger, besonders wenn der Wind den Wassergeruch vom Brunnen herweht. Die Durstigsten hören alsdann auf, grasend vorzuschreiten, und setzen sich in Trab, und die ganze Heerde folgt ihnen bald trabend nach. Bei diesem Manöver formiren sie jedes Mal mehre (8 bis 12) lange Reihen, in denen ganz regelmäßig ein Ochse dicht hinter dem anderen hergeht und immer gewissenhaft in dessen Spuren tritt, als hätte der Hirt sie so geordnet. Auf diese Weise treten sie alsdann die Rasennarbe auf ihrem Wege völlig weg und bilden sich Steige, die ganz und gar den Fußsteigen der Menschen gleichen. Alle diese Steige laufen einander parallel in gerader Richtung, als wären sie mit der Schnur gezogen, und zielen immer direct auf den entfernten Brunnen ab, dessen Lage die Thiere genau durch den Geruch zu bestimmen wissen. Wenn die Richtung zum Brunnen an einem Abhange hinführt, so bilden sie eben solche Wege an diesem Abhange, der dadurch auf's Regelmäßigste terrassirt wird, indem eine Reihe immer etwas höher trabt als die andere. So lange man diese Sitte des Viehs noch nicht kennt,

sieht man mit Verwunderung die vielen Fußwege neben einander herstreichen und fragt sich vergebens über die Bedeutung ihrer großen Anzahl.

Was das Verhältniß des Wolfes zum Ochsen betrifft, so ist es natürlich ein eben so wenig freundschaftliches als das zum Pferde. Jedoch sagt man, daß er dem Rindergeschlechte nicht so begierig nachstelle als den Schafen und Pferden, daß er sich aber an die Schweine noch seltener mache. In eine Heerde von lauter großen Ochsen wagt der Wolf sich vielleicht noch weniger als mitten zwischen den Tabun. Nichts desto weniger schleichen doch die Wölfe auch hinter den Rinderheerden her, und wo etwa ein lahmer oder kranker Ochse dem Haufen nachhinkt, da wird er ihnen zum Opfer.

Man denkt, wie ich glaube, gewöhnlich, daß der Wolf das Pferd von vorn und den Ochsen von hinten angreife, wegen der verschiedenen Vertheilung der Vertheidigungswaffen. Allein diese Sitte findet bei den Steppenwölfen wenigstens nicht statt. Sie suchen vielmehr dem einen wie dem anderen Thiere von der Seite beizukommen und sich seiner Gurgel zu nähern; denn ihr erstes Geschäft ist immer, ihren Opfern das Schreien und Athmen zu benehmen, und gelangen sie mit einem Sprunge dahin, daß sie der Gurgel beikommen können, so fliegt diese sogleich heraus, als wäre sie nur mit Zwirnsfaden angeheftet gewesen. Der zweite Biß des Wolfes geht allemal in die Weichen des Thieres, indem er die Eingeweide und das Herz sucht. Sind ein paar Wölfe da, so zerlegen sie einen ganzen Ochsen rascher als ein in der Tranchirkunst erfahrener Frankfurter Wirth eine Ente.

Auf den Märkten werden die Tscheredas eben so wie

die Tabunen in umzäunten Räumen zusammengetrieben, von den Käufern nur oberflächlich besichtigt und mit einer Schlinge eingefangen. Die Kräfte, die ein solches Thier in seinen schönsten Jahren, in den vier bis fünf ersten seines Lebens, auf der Steppe einsammelt, sind erstaunlich, und die Ungebundenheit, an die es gewöhnt, und der unabhängige Sinn, der eine Folge davon ist, geben jenen Kräften an Größe nichts nach. Da nun dabei die Halsstarrigkeit und der Eigensinn des Ochsen, wie bei allen phlegmatischen Naturen, wenn sie sich einmal verstocken, viel größer ist als bei den Pferden, so kann man sich denken, welche Mühe es kostet, solche Wesen an das Joch zu gewöhnen. Sie ist in der Regel unvergleichlich viel größer als bei den Pferden. Es giebt viele Ochsen, die man durchaus nie an das Joch gewöhnt und mit keiner Kunst und Gewalt zur Arbeit bringt. Mit solchen ist dann weiter nichts anzufangen. Man schickt sie in die Talgsiedereien, die ihnen den überflüssigen Uebermuth bald ausbrühen.

Was man in den Steppen von dem Eigensinne und der Halsstarrigkeit der Ochsen hört und sieht, ist, glaube ich, noch mehr als das, was man in dieser Beziehung vom Kameele erzählt. Wenn man einen solchen wilden Ochsen an's Ziehen gewöhnen will, so spannt man ihn zunächst mit einem alten zahmen Ochsen vor einen starken Holzstamm oder sonst eine schwere Masse, welche man ihn auf dem Boden hinschleifen läßt. Kommt man hiermit nicht zu Stande und geht der wilde mit sammt dem zahmen durch, so spannt man den ersteren und fünf andere zahme Ochsen an einen Pflug, ein paar vorn, ein paar hinten und einen ihm zur Seite. Da muß der wilde Geist denn allerdings wohl langsam und ordentlich mit fort, und kann

er das starke Joch nicht zerbrechen, so muß er sich darein fügen. Nur ein Experiment bleibt ihm noch, welches er von den eigensinnigen Kindern gelernt haben muß. Er legt sich platt auf den Boden hin und läßt sich von den anderen Ochsen schleifen. Dieß fürchten die Leute am meisten; denn läßt man ihm dieß ungestraft gelingen, so wiederholt er es in Zukunft bei jeder Fahrt, die ihm mißfällt. Schlagen und Zerren am Naléatsch (Leitstrick) hilft da natürlich nichts, ja die stärksten und grausamsten Mittel sind unwirksam. Am wenigsten verträgt der Ochse die Schläge an den Wurzeln seiner Hörner; aber wenn er eigensinnig ist, so hält er die Erschütterung aus, schlägt mit dem Kopfe um sich und bleibt liegen. Oft hilft ein sonderbares Mittel. Die Leute nehmen nämlich seinen Schwanz zwischen zwei Hölzer und reiben ihn damit hin und her. Dieser Kitzel ist den Ochsen unerträglich, und meistens springen sie dabei auf. Was aber ein recht eigensinniger ist, der bleibt liegen und hält aus. Dem verstopfen sie alsdann die Respirations-Canäle. Dann schwillt sein Leib auf, die Augen drücken sich aus dem Kopfe, er hebt die Schnauze empor, kämpft nach Luft, und oft kommt er in diesem Kampfe auf die Füße. Aber der schlimme bleibt auch dann noch liegen, und seine Herren geben ihm in der Angst, ihn zu verlieren, schnell wieder Luft. Darauf bringen die Leute, die wohl wissen, daß die ganze Erziehung des Thieres verfehlt wird, wenn sie nicht dieses seines ersten Eigensinnes Meister werden, Stroh und Heu herbei und machen rund um ihn herum ein Feuer an, daß die Flamme an seine Seiten hinaufleckt. Die Haare versengen, die Haut springt in Blasen auf, der Ochse streckt den Hals lang auf den Boden hin

und stöhnt und schnauft ins Gras, als läge er in den letzten Zügen. Das Feuer verlischt, sein Eigensinn lodert unversehrt in vollen Flammen auf, und das Thier macht nicht die geringste Miene zum Weitergehen. Die Bauern verzweifeln endlich über diesen argen Märtyrer seines Eigensinns, spannen ihn aus, lassen den Starrkopf liegen und pflügen um ihn herum. Ein recht hartnäckiger Ochse ist capabel, so einen halben Tag auf demselben Flecke zu bleiben. Sind die Menschen ihm fern, so schaut er listig um sich und ist ganz unbefangen. Nahen sich aber die Leute, so duckt er mit dem Kopfe wieder nieder, als wollte er sich noch fester an den Boden klemmen. Endlich, endlich aber verraucht ihm doch die Laune, und was weder Feuer, noch Schläge vermochten, das bringt der Hunger zu Wege. Er sieht, daß die anderen Ochsen in der Nähe weiden, erhebt sich und schlüpft zu den übrigen in's Gras. Merkwürdig ist dabei noch, daß, wenn er einmal steht, er wieder eine ganze Weile fortzieht, ohne sogleich wieder hinzufallen, als hätte es sich hier gar nicht vom Ziehen oder Gehen gehandelt, sondern einzig und allein vom Aufstehen.

Die Rinder haben durchaus nicht so viele Kämpfe und Spiele unter einander wie die Pferde. Brechen aber Streitigkeiten unter ihnen aus, so sollen die Ochsen schwerer zu beruhigen sein als die Pferde. Sie haben ein sehr cholerisches Temperament, während die Schafe die Melancholiker und die Pferde die Sanguiniker der Steppen sind.

Talgsiedereien.

Der Handel von Petersburg exportirt jetzt jährlich durchschnittlich ein Waaren-Quantum zu einem Werthe von

etwa 120 Millionen Rubel. Von dieser Summe gehen ungefähr 40 Millionen blos für den ausgeführten Talg ein, welcher den hauptsächlichsten Artikel des ganzen Petersburgischen Exports bildet und dem Gesagten zufolge allein ein Drittel des durch ihn beschäftigten Capitals in Thätigkeit setzt. Die Talgausfuhr der anderen russischen Häfen ist im Vergleich mit der von Petersburg unbedeutend, und alle zusammen mögen dem übrigen Europa etwa für 30 Millionen Rubel liefern. Das Meiste davon geht durch Odessa und Taganrog. Man kauft das Pud (40 Pfund) Talg in den russischen Hafenplätzen zu 10 bis 15 Rubeln, durchschnittlich zu 12 Rubeln. Für jene 70 Millionen Rubel werden demnach gegen 250 Millionen Pfund Talg geliefert, die sich in England, Skandinavien, Deutschland, Frankreich, Italien u. s. w. vertheilen und in diesen Ländern hauptsächlich in den Lichtziehereien und Seifensiedereien verarbeitet werden. Bringt man in Abrechnung das verhältnißmäßig Wenige, was noch zu anderen Zwecken verbraucht wird — einiger russischer Talg wird in der Türkei verspeist, anderer in England zu dem Einschmieren der Maschinen verbraucht u. s. w. — rechnet man ferner das ab, was in den Wogen des Meeres untergehen mag, ehe es sein Ziel erreicht, was der eigenthümlichen Leichtigkeit des Talges wegen auch sehr unbedeutend ist, so mögen nach Beseitigung des Abfalls in den Lichtziehereien und Seifensiedereien des übrigen Europa leicht 200 Millionen Pfund Fabricate aus russischem Talge hervorgehen, die als Kerzen verglimmen und als Seife verschäumen. Geben wir davon jedem dieser Artikel die Hälfte, lassen wir durchschnittlich 7 Talglichter auf 1 Pfund gehen, so erhalten wir auf diese Weise 700 Millionen Kerzen und 100 Millionen Pfund Seife.

Es sind hauptsächlich unsere pontischen Steppen, die eine so erstaunliche Einwirkung auf die Erleuchtung und Reinlichkeit unseres Welttheils üben, und die nicht nur den nachbarlichen pontischen Handel Odessas, Taganrogs u. s. w. mit Talg speisen, sondern auch selbst dem entlegenen Petersburg den größten Theil seines Bedarfs in diesem Artikel liefern. Jene von uns beschriebene eigenthümliche, große, hochbeinige, langhörnige, silbergrau oder weiß gefärbte Rinderrace und jenes Schafgeschlecht, dem die Natur ein so unheilvolles Geschenk mit einem dicken Fettschwanze machte, produciren, in den Steppen fressend, diesen wichtigen Handelsartikel, der Europas Dunkelheit und Schmuz beseitigt. Nachdem wir nun in dem Obigen zu schildern versuchten, wie jene Thiere in den Steppen leben, wollen wir sie jetzt darstellen, wie sie endigen und sterben, und wie die Menschen ihnen das angesetzte Fett abgewinnen, und zwar in den in allen Steppenlandschaften verbreiteten Ssalganen*) oder Talgsiedereien, deren Beschreibung einigermaßen das Interesse des deutschen Lesers in Anspruch nehmen darf. Denn wenn gleich wir auch in Deutschland diesen Fabrikzweig kennen, so wird die Sache bei uns doch ziemlich still und unbemerkt abgemacht, dagegen aber in den Steppen auf eine etwas großartige Weise betrieben und dort von allerlei eigenthümlichen Umständen begleitet, zu denen ein Analogon nur noch in den Pampas Süd-Amerikas gefunden wird.

Seit alten Zeiten — wer weiß, ob nicht schon seit Herodot und Strabo, denn schon die Milesier holten aus diesem scythischen Süden Talg, Häute und Fleisch — sind die Großrussen die eigentlichen Besitzer der Talgsiedereien

*) Vom russischen Worte „Ssal", d. h. Talg.

in den Steppen, weßhalb sie denn auch bei den Tataren und Kleinrussen, welche die eigentlichen Hirten und Heerdenbesitzer des Landes sind, den Spitznamen „Kazappen", d. h. Schlächter, haben. Fast alle Ssalganen im Lande der Tataren, Malorossianer, Kosacken und Kalmücken gehören großrussischen Speculanten und werden auch von großrussischen Arbeitern betrieben. Aus den großen Heerden halbwilder Ochsen kaufen sie die Thiere zu Hunderten und Tausenden auf und schicken sie auf die Steppenwiesen, die sie zu diesem Ende — billig genug, denn für eine Dissiätine, d. h. einen Morgen, zahlen sie oft nicht mehr als 10 Kopeken (einen Silbergroschen) — gepachtet haben, um sie nach der Mästung eines Sommers in ihren Ssalganen einzuschlachten. — Ist das Jahr gut, d. h. feucht, so geht Alles nach Wunsch. Die Ochsen fressen sich satt und setzen große Quantitäten von der fetten Masse an, die ihr Herr im Herbste bei ihnen sucht und die nach einigen Umwandlungen dann dazu dienen soll, das Fett in seinem eigenen Topfe zu mehren. Wehe aber dem Talg-Kazappen, wenn der Himmel seinen Segen, das heißt in den Steppen seinen Regen, dazu versagt und die Kräuter auf den Wiesen sich nicht saftreich entwickeln wollen. Das Fett bleibt alsdann im salpetrigen Boden und das Geld in den Kisten der Kaufleute stecken. Die Tausende von Ochsen kommen mager nach Hause oder schicken, wenn sie Hungers sterben, gar nur ihr Fell. Die Herren der Ssalganen machen dann ihr Buch zu und erklären sich insolvent. Denn gewöhnlich werden auch diese Talgsiedereien, wie so viele Fabriken und Etablissements in Rußland, von Leuten unternommen, die entweder gar kein oder doch nur ein unbedeutendes Capital in ihrer Unternehmung stecken haben. Sehr häufig geben ihnen die

Kaufleute, die gewöhnlich nach dem so gesuchten Handelsartikel begierig sind, schon im Voraus das Geld auf die Ochsen. Doch sind auch die Verluste im Fall des Mißwachses nicht unbedeutend, denn es kann sich bei einer Talgsiederei, die 2000 Ochsen auf eigene Rechnung einkocht, wenn man den Preis eines Steppenochsen zu 80 bis 100 Rubeln, die Kosten der Weide und Hütung zu 5 bis 6 Rubeln, die des Abschlachtens, Aussiedens u. s. w. zu etwa eben so viel annimmt, das Capital, das zur Betreibung eines solchen Geschäfts nöthig ist, leicht auf 200,000 Rubel belaufen.

Gegen Ende des Sommers zieht der Talgsieder seine Ochsen allmälig in kleinen Partieen zu seinem Ssalgan heran auf Weiden, die er in der Nähe desselben besitzt, und endlich in den Hof selbst. Diese Ssalgans bestehen nur aus einem großen Gehöfte, das von weitläufigen Gebäuden umgeben ist und Stallungen, Brunnen und hohe Talgpressen in seinen Mauern einschließt. In den Gebäuden befinden sich große Räume zum Schlachten der Ochsen, andere mit gewaltigen Kesseln zum Sieden des Fleisches, wieder andere zum Einsalzen und Trocknen der Felle, Comptoire für die Geschäfte, Wohnungen für die Arbeiter u. s. w. Im Sommer steht dieß Alles ganz leer, nur von Hunden, Möven und Raubvögeln umstreift, die der grauenhafte Duft anlockt und von denen die Ssalgans das ganze Jahr hindurch umlauert sind. Denn so sehr wird hier im Herbste Alles rund herum mit Mord und Blut getränkt, daß weder die Wjugen des Winters, noch die Nordweste des Frühlings den Modergeruch austreiben können.

Den Hunden ist dieser Duft lieblich, den Menschen

unleidlich, aber großer Gott, wie viel unerträglicher noch den armen Ochsen, die im Herbste zu diesen ihren Richtplätzen herangeführt werden! Es muß doch eine wunderbare und unbegreifliche Combinations-Kraft in diesen Thieren stets thätig sein, da sie, die doch auf frischer Steppe erzogen sind, wo Alles duftet, lebt und erstarkt, zu ahnen, ja deutlich zu erkennen wissen, daß dieser fatale Geruch ein Nachspuk ihrer getödteten Brüder sei, der auch ihnen wohl nicht zum Heil entgegenwalle. Sie wittern ihr Schicksal schon lange im Voraus noch auf der Steppe, wo nur der leiseste Anhauch jener Pestluft zu ihnen gelangen kann. Sie werden alsdann unruhig, suchen auszuweichen und gehorchen ungern dem treibenden Hirten. Endlich aber, wenn man sie dem fatalen Bretergehöfte mit Mühe nahe gebracht hat, verzweifeln die geduldigen armen Rinder. Ihr Gebrüll wird mitleiderweckend, und manche revoltiren förmlich und müssen mit Gewalt herangeschleppt werden. Es wäre unmöglich, sie ohne Weiteres durch das Thor des Ssalgan zu bringen. Man hat aber mehre Ochsen in der Wirthschaft, die dort täglich ein- und ausfahren, die den gesottenen Talg verführen, Brennholz herbeischleppen, das überflüssige Fleisch auf den Markt bringen, kurz die mit dem Fleische und Blute ihrer eigenen Brüder täglich umgehen und gemerkt haben, daß alle Todesstreiche bei ihnen vorbeifallen und ihren Rücken nur die Peitsche trifft. Diese friedlichen Verräther nun mischt man unter die beunruhigte Heerde. Die Ochsen wenden sich, durch den pestilenzialischen Gestank wild geworden, hin und her, werden aber immer enger von ihren Schlächtern umzingelt. Die vertrauten Ochsen des Hauses gehen voran durch die geöffneten Pforten des Hofes, und die verzweifelnden wilden, die keinen Ausweg

sehen, springen ihnen nach mitten in's Feuer hinein. Der verhängnißvolle Hof schließt sich hinter ihnen, und sie gehen nach mancher qualvollen Scene nicht anders denn als Talg und Leder wieder daraus hervor.

Die Leute, welche in den Ssalgans als Schlächter dienen, sind meistens verlaufene „Kazappen", Kerle, die schon Mancherlei in ihrem Leben versuchten und Gott weiß, wem sonst noch schon das Lebenslicht erlöschen machten, mit langem Barte, mit feuerrothen Gesichtern, mit dickem kurzen Nacken, mit starken Händen und nervigen Armen, die ihr Gefühl bereits in mancherlei vergossenem Blute ersäuften.

Von den 100 Ochsen, die man gewöhnlich auf ein Mal in das Gehöft aufnahm, gehen immer 20 bis 30 zu gleicher Zeit in die Schlachtkammer ein, und so kommen denn manche, besonders wenn die Arbeit durch irgend einen Vorfall außergewöhnlich in ihrem raschen Fortgange gehemmt wurde, erst nach ein paar Tagen daran. Da nun in dem Schlachthofe selbst die Ochsen allen Muth verlieren und in der Regel nicht das geringste Futter zu sich nehmen, so sehen sich die Leute zuweilen genöthigt, das Vieh, damit es vor Harm nicht alles mühsam gesammelte Fett wieder verliere, noch ein Mal auf die frische Steppe zur Aetzung hinauszulassen. Dieser Auslaß giebt einen merkwürdigen Anblick. Die Rinder sind wüthend vor Freude, machen trotz ihrer schwerfälligen Leiber Luftsprünge wie die Gemsen und schießen oft brüllend und schnaubend im ersten Ansatze eine halbe Werst weit in's Gras hinaus, so daß ihre berittenen Wächter alle Hände voll zu thun haben, um sie wieder zusammenzubringen. Dieß ist denn ihre wahre Henkersmahlzeit; denn sie entweichen dem Beile doch

nicht und müssen nach einigen Tagen wiederum in die Todesluft zurückkehren.

Der Raum zum Abschlachten ist ein weiter Saal mit nackten Wänden, in dem bei Tage wie bei Nacht die zwei Herbstmonate September und October hindurch viele schuldlose Seelen fußschleifender Rinder zum Acheron befördert werden. Bei Nacht ist dieser Saal mit Unschlittlampen erleuchtet, und es sind hier 6 bis 8 von jenen Kazappen thätig, die zum Personale des Ssalgan gehören. Sie tragen einen kurzen Schafspelz, lederne Hosen und hohe Stulpenstiefeln, die keine andere Wichse kannten als das Blut, in dem sie beständig wateten. Der Geruch und Augengräuel in diesem Raume und dem angränzenden Gehöfte übersteigt alle Gränzen. Da die Arbeit gerade in der regnerischen Jahreszeit vor sich geht, so mischt sich überall das Naß der Wolken mit dem Todesschweiße der Rinder, und es entsteht daher im ganzen Ssalgan ein tiefer Wasser- und Blutsumpf, der erst im folgenden Sommer völlig austrocknet. Die Wände selbst werden zum Theil durchlöchert und von den sterbenden Thieren in ihren Todeskämpfen zusammengerissen.

Das Schlachten geschieht, weil es bei der Menge der Opfer schnell vor sich gehen muß, auf eine sehr grausame Art. Es wäre zu viel Zeit und Mannschaft nöthig, wenn man jeden Ochsen einzeln zu Boden reißen und ihm dann ordnungsmäßig das Garaus machen wollte, wie es unsere Schlächter thun. Die Thiere bleiben daher alle ledig und ungebunden, und jene acht Mordgesellen gehen mit ihren langstieligen Beilen zwischen ihnen herum und versetzen einem jeden der Reihe nach einen Hieb auf das Kreuz. Die Rückensäule, an die bei allen Vierbeinen das

ganze übrige Bauwerk des Leibes eingelenkt ist, wie an den Kiel das Schiff, bricht ein, und der arme Fußschleifer knickt jämmerlich zusammen. Freilich sträuben und drängen sich die Ochsen; aber die Leute treffen sicher, und Hieb auf Hieb sinkt einer nach dem anderen ächzend hin, bis alle dreißig, schnaubend und brüllend, bei lebendigem Leibe in zwei Theile zerhauen, auf dem Boden liegen. In diesem Zustande sind sie ganz leicht zu handhaben; denn die Vorderbeine können mit den getrennten Hinterbeinen nichts mehr anfangen. Aber es dauert doch oft noch lange, bis alle von den Qualen des Todeskampfes erlöst sind.

In den Lenden und auf dem Rücken hat der Ochse wenig Fett. Daher werden ihm, nachdem die Haut abgezogen und eingesalzen worden, drei bis vier Pud Fleisch herausgelöst, die man auf dem Basar zur Speise verkauft, die aber die Wohlhabenden nicht gern nehmen, weil der Schlag auf den Rücken eine Anschwellung und Verderblichkeit des Fleisches verursacht. Das Uebrige wird zerhackt und zerhauen, die Hirnschale und die Knochen werden aufgeschlagen, und Alles wandert sammt und sonders in die Siedekessel, mit Ausnahme der Intestinen, die auf's Gehöft kommen und dort theils an die zur Mastung gehaltenen und beständig den Bluthof durchwühlenden Schweine verfüttert, theils an arme Bettler, welche die Ssalgans umschwärmen, verschenkt, theils endlich von Schaaren von Hunden und Raubvögeln geraubt werden.

Der Siedekessel giebt es in jedem Ssalgan vier bis sechs, und ein jeder kann seine zehn bis fünfzehn Ochsen fassen. Man hat zuvor etwas Wasser in die Kessel geschüttet, damit die Suppe nicht anbrenne. Es sammelt sich das Fett bald klar und rein obenauf und wird in große

Kübel abgeschöpft. Erst aus diesen kommt es in die Gefäße, in denen es verschifft werden soll, und die den ersten glühenden Guß des siedend heißen Talges nicht aushalten würden. Dieses erste Fett ist das schönste, rein und weiß, und was etwa noch Schmuziges daran sein sollte, setzt sich in den Kübeln ab. Die zweite Sorte, die schon gelblicher ist, gewinnt man, indem man noch mehr nachheizt und das Fleisch noch stärker zerkocht. Nur diese beiden beßten Qualitäten kommen in den Welthandel. Ein Theil wird in Tonnen gegossen, das Meiste aber wieder in die Häute, aus denen es kam, zurückgefüllt, weil es gewöhnlich an Tonnen fehlt. In diesem letzten Falle nähen die Leute das Ochsenfell überall da wieder zu, wo sie es früher aufgeschnitten haben, und lassen nur die Beine bei den Knieen, wo sie abgeschnitten sind, offen. Durch eines dieser Beinlöcher wird dann der Talg eingetrichtert und durch die anderen nachgefüllt. Diese Talgochsen, die in den Ssalgans immer umherstehen wie Mumien, kommen dann so in den Handel.

In dem Fleisch- und Knochenmuße im Kessel bleibt indeß noch viel Fett stecken, welches man durch's bloße Kochen nicht herausbringt. Man hat dazu Pressen im Gehöfte, durchlöcherte Kasten, in welche man den ganzen Brei schüttet und die alsdann Schrauben und Gewichte herabdrücken. Was hier noch herausläuft, ist die schlechteste Sorte des Talgs, braun, fast schwarz. Diese wird gar nicht verschickt, sondern in Zuckerhutform gegossen und so an die Seifensieder und zum Wagenschmieren in den Städten verkauft.

Von allen diesen drei Talgsorten zusammen giebt ein Ochse ungefähr 7 bis 8 Pud, und das Pud kostet 11

bis 15 Rubel. Man ist, wie gesagt, immer sehr begierig, diesen Talg zu kaufen; denn es ist ein Handelsartikel, der stets frischen Abgang hat. Die Kaufleute und ihre eleganten Diener — ich denke hier insbesondere an die großen Talgsiedereien von Odessa — drängen sich daher beständig in dem schmutzigen Ssalgan zwischen den blutigen Rindermördern herum und schreien nach Talg. In dem Comptoir des Cassirers, der zwischen Haufen von Banknoten und Massen von Geldsäcken, als wäre nur eben Talg darin, sitzt, geht es beständig aus und ein, und die Blutgelder rollen herüber und hinüber. Hier empfängt der Verwalter eines Gutes sein Pachtgeld für die Weide des Sommers, — dort wird den Arbeitern ihr Lohn bezahlt, — man schließt Contracte ab mit Viehhändlern auf Lieferung von so und so viel Hundert Ochsen, und ein Kaufmann, der dabei steht, zahlt schon im Voraus den halben Preis, um sich des Talges für's nächste Jahr zu versichern, — ein Colonist wünscht 200 Schweine im Hofe des Ssalgan fett zu machen und zahlt dafür seine 200 Rubel — freilich bekommt er dafür nur ein gelbes Schweinefett, doch füttert er später noch Korn nach und bringt so die gelbe Farbe wieder heraus, — Griechen aus Konstantinopel kommen und kaufen, ganz wie zu den Zeiten, als Olbia noch blühte, gesalzene Häute für Griechenland, die in Odessa, dem Olbia unserer Tage, nicht gegerbt werden können aus Mangel an Wasser, — ein reicher Edelmann tritt ein und pachtet den ganzen Ssalgan mit sammt den Kesseln, Pressen und Arbeitern auf ein paar Wochen, weil er gern 800 bis 1000 seiner Ochsen den Talg ausbrühen möchte und keinen eigenen Ssalgan besitzt, — ein Schweinehirt kauft sich 50 Fuder ausgepreßtes Fleisch à 30 Kopeken (3 Silbergroschen), um

damit seine Grunzer in den Steppen zu mästen. — Kurz, hier laufen alle mögliche Classen von Menschen aus und ein, die wie Fliegenschwärme sich etwas Gewinnst von den geschlachteten Thieren erschnappen möchten, — Seifensieder, die sich einige Tausend Stück der brauntalgenen Zuckerhüte erhandeln, — Drechsler, welche die Hörner der Ochsen gern so billig als möglich hätten, — Riemer, die auf deren Haut reflectiren, — Commissionaire der türkischen Capitäne, die unmittelbar aus den Talgquellen selber das Beßte schöpfen möchten, das in ihren Landen nicht der Flamme, sondern den Menschen zur Nahrung dienen soll, — Juden, die aller Welt dienen und bereit und geschäftig mitwirken, den Ochsen das Fell vom Leibe zu schaffen. — Mit einem Worte, so stark das Sterben im Inneren, so groß ist das Leben im Vorhause. Zwischen die Menschen mischen sich noch gierige Thiere. Das gemeine Hundegeschlecht der Steppe, die zottigen, langhaarigen, gierigen Ostscharki, die abwechselnd den Wolf verfolgen und sich mit ihm mischen, kommen schaarenweise heran und drängen sich, durch Blutgier dreist gemacht, zwischen die Menschen in die Gehöfte und Schlachträume, erschnappen und rauben, wo sie können, reißen einem armen Bettler die Leber oder die Ochsenfüße weg, die er geschenkt bekam, oder überfallen einen mit ausgepreßtem Fleische beladenen Wagen und saufen an den widerlichen Blutbrunnen, in die man das Ochsenblut zum Verwesen ablaufen läßt. Während sie im Sommer nur einzeln und mager an den Mauern der Ssalgans herumschleichen, um sich an den gebliebenen Fleischgerüchen und der Hoffnung auf den Herbst zu erlaben, sind sie jetzt dick und fett und laufen mit ganzen Braten in die Steppe, wo sie sich darum zanken und reißen. Noch

zahlreicher sind die großen weißen Seemöven, die in einem taubenähnlichen Gewande ein Geierherz verbergen. Sie flattern zu großen Haufen in den Gehöften und in der Nachbarschaft des Ssalgan, und sie, die Weißgefiederten und von der Natur so elegant Bekleideten, schleppen sich mit den Eingeweiden der Ochsen herum, und während sie sonst immer nur die graue Woge des Meeres in flatterhafter Wildheit schlugen, werden sie jetzt, von geiler Gier hingerissen, so dreist und furchtlos, daß sie sich mitten unter die Arbeiter begeben. Wenn man sie aufjagt, so erheben sie sich, um nur zwei Schritte davon, wie matte Fliegen im Herbste, wieder niederzufallen. Man sollte kaum denken, daß ein Thier sich so entthieren könnte. Wenn sie sich vollgefressen haben, so fliegen sie hinaus in die Steppe, wo sie dann zu Tausenden, wie Blumen im Felde, versprengt sitzen, froh im Gefühle der Sättigung, unbeweglich an denselben Fleck geheftet, nur dann und wann die Flügel lüpfend und sich mit einsilbigem Geschrei einander antwortend.

So kriecht und wirthschaftet es hier auf dem Boden durcheinander, während die Luft noch mit dem widerlichen Geschmeiß der Insecten erfüllt ist, das immer wieder von Neuem aus dem mit Blut getränkten Boden wie von selbst ersteht, und das nur ein wohlthätiger Octoberregen oder ein Novembersturm bändigen kann.

Ein Arbeiter in den Ssalgans verdient bei allen seinen unappetitlichen Geschäften seine appetitlichen 70 bis 80 Rubel monatlich, außer der Nahrung, die er ohnedieß frei hat, und da das Ganze jedesmal zwei bis drei Monate dauert, September, October und November, so finden sich Leute genug, die dafür ein paar hundert Rubel gern in

die Tasche stecken. Die sieben Ssalgans, welche sich in der Nähe von Odessa befinden, mögen jährlich ihre 25,000 Ochsen abbrühen, zu denen dann noch unzählige Schafe kommen. Auch bei Cherson, Taganrog, Nikolajew, Saratow, Kischenew u. s. w. giebt es solche große Ssalgans. Außerdem haben manche große Gutsbesitzer, die viele große Tscheredas auf ihren Steppen weiden lassen, ihre eigenen Ssalgans, und überall in ganz Südrußland wird auf die besagte gräuelvolle Weise an der Talglicht-Erleuchtung von ganz Europa gearbeitet.

Solche blutige und schmuzige Wege also mußte diese weiße, ruhig flammende Kerze wandern, ehe sie so sanft und schmerzenlos auf unserem Tische zu unserer Augen Frommen dahinsterben konnte!

Vergleichende Hinblicke auf die nichtpontischen Steppen.

„Da lebt's und webt und jagt und überzieht
„Der wüsten Strecke gränzenlos Gebiet.“

Die Steppenlandschaften erstrecken sich mit einer erschreckenden Einförmigkeit von dem letzten östlichen Gebirge Europas, den Karpathen, und den äußersten alten Culturländern des Occidents im Norden des pontischen Meeres, des Kaukasus und Aral-Seees durch die Gebiete der Kirgisen in das Reich der Mongolen hinein bis an die Vorberge des Mustag und Tarbagatai und bis an die Gränzen des uralten Culturreichs der Chinesen, dessen Beherrscher sich mit dem Kaiser von Rußland fast zu gleichen Theilen in die ungeheuere Erbschaft Dschingis-Chans und Tamerlan's getheilt haben.

Wir sahen und beschrieben von diesem ungeheueren Steppengürtel nur den westlichen Zipfel, der an die Küsten des Euxinus streift und den wir die pontischen Steppen nannten, — die Pontica tellus Ovid's. Doch ähnelt sich in diesen Himmelsstrichen Alles auf eine so frappante Weise, daß die meisten unserer Bemerkungen

auch noch weit über die Pontusgebiete hinaus Giltigkeit behalten. Es wird interessant sein, dieß hier am Schlusse unserer Schilderungen etwas näher nachzuweisen, indem wir einige vergleichende Blicke auf die benachbarten Steppenländer der Kirgisen, Kalmücken, Turkomanen und anderer Völker werfen und einzelne überall gefundene charakteristische Züge und Merkmale hervorheben.

Ueber die ganzen unermeßlichen Steppengebiete in der Ausdehnung, die wir so eben bezeichneten, wölbt sich im Herbste derselbe endlos graue, einförmige, mongolische Nebelhimmel. Derselbe unbarmherzige Winter erfaßt auf gleiche Weise die Malorossianen am Dniepr wie die Kosacken am Don, die Kalmücken am Manuysch wie die Kirgisen am Ural und Aral, die Truchmenen am kaspischen Meere wie die Dsungaren am Balkasch, und plagt die Menschen und das Vieh aller der hier wandelnden Horden mit Hunger und Kälte. Im Frühlinge ergrünt und erblüht die tausend Meilen lange Steppenweide auf dem einen wie auf dem anderen Ende mit derselben Fülle und jauchzt im Osten wie im Westen mit derselben Ausgelassenheit des Uebermuths auf, während der Sommer am Sir, wie am Ischim, an dem Fuße des Mustag, wie an dem Kaukasus, in den Ebenen, die an die taurischen Gebirge gränzen, wie in denen, die den Karpathen anliegen, Alles mit Trockenheit und Durst verwüstet und erlahmen macht.

Die Bemerkungen, welche wir über die Vegetation und Fauna der Steppen machten, gelten eben so weit und breit. Bei uns findet man oft für jeden Berg, der 1000 Fuß höher ist, für jedes Thal, das ein anderer Wind bestreicht, eine andere Flora, während man in den Steppen

oft drei Breiten- und sechs Längengrade durchreisen muß, um eine andere Pflanze zu entdecken oder einem neuen Thiere zu begegnen. Die Disteln, der Wermuth, die Dornen und wilden Birnbaum-Krüppel umranken die kirgisischen Auls, die Kalmücken-Zelte, wie die Mestetschkos und Semlanken der Malorossianen, und dieselbe Speise, die das Kosackenpferd am Don und Dniepr genießt, findet das bucharische Kameel auf den Weiden der freien Tatarei servirt. Die Salzpflanzen überziehen den Steppenboden so weit, als Salz und Salpeter den Boden überall durchdringen, und von letzteren beiden Stoffen steckt zwischen China und Deutschland so viel in der Erdoberfläche, daß, wenn man Alles auslaugen könnte, die ganze Menschheit, je nachdem sie zum Salze oder Salpeter griffe, bis an's Ende der Welt, ohne Mangel an Munition fürchten zu müssen, Krieg führen oder im Frieden ihr Salz und Brod essen könnte. Was wir von den Steppenbränden und von den großen Fluß-Plawnen und Schilfwaldungen des Dniestr sagten, behält seine Giltigkeit für den Terek und Kuban, für den Ural, den Manuysch, für den Aral-See und den Amu und Sir. Alle Mündungsgebiete dieser Flüsse sind in ebensolche unermeßliche Schilfwaldungen versteckt, nur mit dem Unterschiede, daß in den südlichen auch Fasanen, Leoparden und wilde Schweine hausen, die in den nördlichen nicht vorkommen.

Für Wölfe und Hunde sind die asiatischen Steppen ein eben so reich versehenes Magazin, wie die des europäischen Rußlands, und die Mäuse und Murmelthiere treten dort in eben solcher Menge auf wie hier. In der Vögelclasse gilt wiederum Dasselbe; in der ganzen Steppenwelt

Falken-, Adler- und Kranich-Fülle überall, und wiederum kann man dasselbe von den Amphibien, von den Fröschen, Kröten, Eidechsen und Schlangen sagen.

Da alle die Völker türkisch-tatarisch-mongolischen Stammes eine und dieselbe flache, wilde, grasige Bodenoberfläche betreten haben, so theilen sie unter einander auch dieselbe Lebensweise, dieselben Sitten und Zustände. Nomadisches Treiben und Viehwirthschaft sind die Hauptbeschäftigungen aller dieser Völker in der freien wie in der eroberten, in der kleinen wie in der großen, in der chinesischen wie in der russischen Tatarei, und während in Turkestan der ungebeugte Kirgise, noch frei schweifend, sein wandelbares Lager aufschlägt, wo es ihm gut dünkt, sehnt sich der vom Russen gezähmte Tatar nach dem uralten Handwerke seiner Väter zurück, und selbst der deutsche Steppen-Colonist, den Geist und die Natur des Landes erkennend, schreit gegen die Maßregeln der Regierung, welche ihn zum Gartenbau und Pflügen anhält, und spricht: „Viehwirthschaft ist der nervus rerum in unseren Steppen.“

Das Bild, das wir oben von der Viehwirthschaft am Pontus zu geben versuchten, zeigt mit wenigen Modulationen Dasselbe, was man bei der Heerdenzucht der Nomaden aller dieser Grasländer sieht. Die unzähligen Tausende von Rossen, welche sich auf den Steppenplateaus umhertummeln, erleiden zu allen Zeiten Dasselbe, und wie das Wort „Tabun“ und die ganze Tabunenwirthschaft die Reise um die halbe Erdkugel macht, so trägt auch das langhaarige Steppenschaf auf der ganzen weiten Bühne von den Karpathen bis zur chinesischen Mauer seit langen Jahrhunderten

seinen dicken Fettschwanz zur Schau, und Schafe, Kühe, Kameele, Pferde und Ziegen leben und sterben hier überall in der Nogaizen-, wie in der Baschkiren-Steppe, in der Kalmückei wie in der Dsungarei nach denselben Gesetzen und auf dieselbe Art. Schaaren dieser armen Wesen schmachten im Winter vor Hunger und Elend auf gleiche Weise, und auf gleiche Weise leben sie im Frühlinge wieder auf, wie sie in den wüthenden Herbststürmen der Steppe auf gleiche Weise in den Limans von Otschakow und in denen des kaspischen Meeres, des Aral-Seees und des Balkasch zu Tausenden um's Leben kommen*). Die Aehnlichkeit der Viehwirthschaft geht hier bis in die geringsten Details, so daß z. B. Das, was wir von den Ziegen als den kühnen Anführern der Schafheerden der Kosacken sagten, eben so auch auf die Schafheerden der Kirgisen und der Kalmücken paßt, welche Völker ebenfalls dieses kecken Thieres sich bedienen, um durch dasselbe zu suppliren, was den Schafen mangelt.

Die Form der Viehhürden und Stallungen der Moldauer und Bulgaren, der Erdhütten der Kleinrussen, diese ganze Höhlen-Architectur ist eine Bauart, die als vollkommen unfreiwilliges Naturproduct ein größeres geographisches Verbreitungsgebiet hat als die Nachahmung der ionischen

---

*) Der von uns oben citirte Hommaire de Hell führt folgende Facta in seinem Werke an: Im Winter des Jahres 1827 verlor die innere Horde der Kirgisen in Folge heftiger Schneestürme 280,500 Pferde, 30,400 Rinder, 10,000 Kameele und mehr als eine Million Schafe. In einem anderen heftigen Winter wurden durch solche Schneestürme mehr als 6000 Pferde, welche dem kalmückischen Fürsten Tumen gehörten, ins kaspische Meer getrieben und kamen darin um.

und korinthischen Säulen und Tempel, und eben so wird auch der Ackerbau, so viel es dessen in den Steppen giebt, — ganz ohne Ackerbau ist aber fast keines, selbst der am eifrigsten dem Pan huldigenden Nomadenvölker — überall nach denselben Normen und nach derselben Weise betrieben. Die Steppe selber überall die Tenne, — Pferde und Ochsen überall die Drescher, — Scheunen nirgends.

Die Kleinrussen sind in ihrer Art so große Teichgräber und Wasserbaukünstler wie die Holländer, nur im umgekehrten Sinne. Diese treiben jene Kunst, um des Wasserüberflusses los zu werden, jene, um ihn auf alle Weise zu fesseln und zu hemmen. Man sieht daher in allen Kosackenlanden und in ganz Kleinrußland bei jeder menschlichen Niederlassung große Wasserteiche gebildet, und zwar nicht wie bei uns zum Zweck der Mühlen — eine vom Wasser getriebene Mühle giebt es in ganz Südrußland nicht — sondern einzig und allein, um in dem brunnenlosen Lande das kostbare Naß zum Tränken des Viehs, der Menschen und der Aecker einigermaßen zu sammeln. Man führt zu dem Ende quer durch die Flüsse und die breiten Flußthäler gewöhnlich aus Mist, Erde und eingerammten Balken aufgeworfene lange Dämme, in deren Mitte zum Ablauf des überflüssigen Wassers eine Schleuse angebracht wird. Bei hohem Wasserstande werden Damm und Schleuse gewöhnlich gleichmäßig überfluthet, und im Sommer muß hinterher wieder mit Mist nachgeholfen werden. Diese Dämme sind in jenem Lande, das weder Holz noch Steine zum Bauen hat, auch die einzigen Brücken. Bei hohem Wasser steckt man lange Stäbe in den Kamm der Dämme, damit die Wagen sie nicht

verfehlen. Da zur Zeit der Schneeschmelze in den Steppen oft eben so weit schmuzige Feuchtigkeit sich verbreitet, wie im Sommer außerordentliche Trockenheit, so giebt es dann auf diesen Dämmen, wo die Reisenden in der weiten Wasserwüste den Weg suchen müssen, oft höchst abenteuerliche Uebergänge*).

Aus den Teichen werden hier und da kleine Canäle herausgeleitet und dabei Schöpfräder angebracht, um die Gärten und Felder zu bewässern**). Ein ganz ähnliches Verfahren nun zum Ansammeln des Wassers und zum Bewässern der Felder haben die Kirgisen, sowie die Usbeken und Turkomanen, die Bucharen und Samarkander in ihren Steppen und Sandwüsten, und an die Bewässerungs-Methoden und Wasserbaukünste dieser Nationen schließen sich dann die noch vollkommeneren der Perser und Afghanen im Süden an.

Die Melonengärten, die Baschtans bei den Usbeken, bei allen Bewohnern des wilden Turans, haben, so weit die tatarische, kirgisische und mongolische Sprache verstanden wird, überall dieselben Producte, sind überall in diesen weiten Ländern, die man als die wahren Melonen- und Gurkenländer bezeichnen kann, nach demselben Plane

---

*) Auch Karl XII. lernte in dem Frühlinge vor der Schlacht von Poltawa diese Flußübergänge der Steppen näher kennen, und in den detaillirten Beschreibungen seines Feldzugs kann man mehre solcher Passagen dargestellt finden.

**) Da die Thäler der Flüsse tief eingeschnitten sind und die Felder meistens hoch oben auf den Steppenplateaus liegen, so ist dieß allerdings nur selten anwendbar. Doch, wie gesagt, es geschieht, wo es möglich ist.

angelegt und werden mit demselben Namen „Baschtans" genannt. Selbst die Samarkander und Bactrianer, sogar die Yarkander, die Kaschkarer und die Bewohner der chinesischen Steppen-Provinzen Tihan-Schan-Nan-lu und Tihan-Schan-pe-lu loben noch die süßen und saftigen Producte ihrer fruchtreichen „Baschtans."

Mehr Wunder noch als die Gleichförmigkeit der von der Natur unmittelbar abhängigen Verhältnisse, der Bodenbenutzung, der Landesproducte, der Viehwirthschaft u. s. w., erregt, wenn man die Steppenvölker mit einander vergleicht, die Uniformität in Charakter, Sitten und Gebräuchen, in Kleidung und allen den Dingen, welche mehr von der freien Willkür und Laune der Menschen abzuhängen scheinen. Auch hier giebt es viele Dinge und Worte, die auf jeder Quadratmeile dieser ausgedehnten Länder auf dieselbe Weise wiedergefunden werden, wovon wir Einiges anführen wollen, als Fingerzeig, wie weit wir viele von unseren Beobachtungen auch in dieser Hinsicht als geltend annehmen können.

So werden, um zunächst bei den Manufacturen der Steppenvölker stehen zu bleiben, die Teppiche, welche wir bei den Kosacken beschrieben, auf ähnliche Weise bei den Kirgisen und Kalmücken gemacht. Namentlich ist der dicke Kuhfilz (Woilok), der auch in ganz Rußland so vielfach verwendet wird, und den man in Odessa in großen Fabriken zum Nutzen der Steppen verfertigt, ein Hauptproduct der Manufacturen aller Steppenvölker. Die dicke, haarige Burka aus brauner Wolle ist bei den Tataren wie bei den Tscherkessen und Osseten, ja bei allen Völkern des Kaukasus unter demselben Namen und zu denselben Zwecken in Gebrauch wie in der Krim, und Burka wie

Woilok gehen hier in diesen östlichen Barbarenländern so von Aul zu Aul, wie Pariser und Lyoner Seidenwaaren, wie Gros de Naples und Gros de Tour im europäischen Occidente von Residenz zu Residenz.

Das vornehmste, künstlichste und zierlichste Product aber aller dieser Landschaften, die einst unter dem weit hinschattenden Kantschu der mongolischen Kaiser schmachteten, ist — die Peitsche, dieß unnachahmliche Factotum, dieser Zauberstab der Steppen. Die gewöhnliche, ächte, alte, übliche, hausbackene Peitsche — den Harabnik und einige andere Peitschen zu speciellem Gebrauche hoben wir schon oben besonders hervor — hat im südlichen Rußland ihren Namen von einem Volke empfangen, das hier einst ausschließlich die dominirende Peitsche schwang. Sie heißt nach den nagaischen Tataren die „Nagaika" und ist unter diesem Namen und in ihrem uralten Wesen auf die Kosacken und andere Völker vererbt worden. Sie ist dick, kurz und aus einer Menge sehr feiner, eigens präparirter, zäher Lederstreifchen so künstlich geflochten, daß man weder einen Anfang, noch ein Ende an dem Geflechte erkennt. Ihr Stiel ist sehr kurz, gewöhnlich ungeschmückt, bei den Reichen aber mit Silberdraht und anderen Zierrathen umwunden. Sie ist elastisch und hart wie eine Damascenerklinge, so daß ein Kosack damit seinem Feinde allenfalls den Kopf spaltet; wo das Elastische aufhört, sitzt allemal ein kleines zierlich zugeschnittenes und bunt ausgenähtes Lederstück wie an unseren Fliegenklappen. Es dient dasselbe zum Knallen und Klatschen, wie die Schmitzen bei unseren Peitschen. Ein tüchtiger Tatar hält auf seine Nagaika so viel wie ein Albanese auf den Schmuck seiner Pistolen und

zahlt oft nicht geringe Preise dafür. Dieselbe Nagaika nun mit demselben künstlichen Geflechte, in derselben gedrungenen, aber körnigen Kürze, mit derselben bunt geschmückten Fliegenklappe findet man auch bei den Kirgisen und Kalmücken wieder. Sie ist allen kosackisch-tatarischen Steppenvölkern Das, was den Römern ihr kurzes Schwert, was den Spaniern ihr Dolch war. Wie die Kosacken am Dniepr und Don den Wolf, so erschlagen oft die Kirgisen den Leoparden mit ihrer Nagaika. Sie ist die Waffe, auf welche die letzte und sicherste Hoffnung dieser Leute basirt ist, und so lange sie ihre Nagaika, zu der sie in allen Gefahren greifen, noch in Händen fühlen, so lange geben sie sich noch nicht verloren. Kommt es zwischen diesen Völkern, wenn ihre Bogen und Pistolen abgeschossen und ihre Lanzen zerbrochen sind, zum Handgemenge, so sind es die Nagaiken, welche entscheiden, und es sind nicht Pistolen- oder Säbelkämpfe, sondern Peitschenschlachten, die sie dann einander liefern.

So also finden unsere Bemerkungen ein sehr weites und großes Gebiet ihrer Geltung. Wir haben nur im Allgemeinen darauf hingewiesen, weil dadurch das Interesse für dieselben erhöht wird, es kann aber natürlich nicht unsere Absicht sein, hier Alles vollständig und erschöpfend darstellen zu wollen, weil dieß eine umfassende Schilderung auch aller benachbarten Länder voraussetzen würde, die hier nicht in unserem Plane lag. Es kommt nur noch darauf an, das Gebiet, in welchem unsere Schilderungen volle und strenge Giltigkeit haben, genauer zu bestimmen und dadurch die Verschiedenheiten der anderen, in vielen Stücken so ähnlichen Steppenländer im Gegensatze zu den

von uns bereisten pontischen Steppen hervortreten zu lassen.

Es giebt eine Menge von Verhältnissen in der Natur wie in der Menschenwelt der Steppen des kaspischen Meeres, jenseits der Wolga und des Ural, der Kirgisen-Steppe und des Aral-Seees, der freien Tatarei und des Mustag, die in den Steppenlandschaften des schwarzen Meeres, — in dem von unseren Geographen sogenannten europäischen Südrußland, — in den Gouvernements Cherson, Jekatherinoslaw, Taurien, Beßarabien und den Ländern der donischen Kosacken, oder in den Mündungsgebieten der Flüsse Pruth, Dniestr, Bog, Dniepr, Don und Kuban, in dieser Pontica tellus, nicht vorkommen. Wir heben davon das Hauptsächlichste hervor.

In den Steppen im Osten der Wolga giebt es große, völlig öde Sandflächen, in den Steppen zwischen dem kaspischen Meere und Aral-See finden sich kahle Felsreihen, und die Kirgisen-Steppe wird hier und da von Gebirgen durchzogen. In unseren pontischen Steppen ist davon nicht die geringste Spur, vielmehr ist hier Alles ein so ebener fester Steppenboden, wie wir ihn oben beschrieben haben. Jenseits der Wolga sind die Salzfelder, die Salzsümpfe und Salzseeen weit größer, zahlreicher und bedeutender als in unserem westlichen Steppenzipfel, die Unwirthlichkeit ist dort daher größer. Diese pontischen Steppen sind deßhalb auch dem Ackerbaue zugänglicher als die kaspischen und aralischen und haben, obgleich Rußland erst später von ihnen Besitz ergriff, größere Fortschritte in den Künsten des Friedens und der Cultur gemacht als alle anderen, als selbst die unmittelbar der unteren Wolga anliegenden

Steppen, die Rußlands Zaaren schon seit 300 Jahren huldigten.

Das wilde Schwein, das in der kaukasischen Steppe haust, das wilde Pferd, das in der Kirgisen-Steppe weidet, der Tiger, der in den Schilfdickichten des Aral-Sees lauert, die Saiga-Antilope, die an der Jemba gejagt wird, der wilde Büffel, dem man in den Vorgebirgen des Mustag begegnet, und viele andere Thiere dringen nie in die pontischen Steppen vor.

Manche von diesen Thieren waren früher allerdings auch hier einheimisch, doch sind sie längst über die Wolga zurückgedrängt worden, eben so wie die vielen ausschließlich nomadisirenden Völkerstämme. Das eigentliche nomadische Gebiet beginnt jetzt erst hinter der Wolga, und ächte Nomaden dringen selten mehr in die pontischen Steppen ein. Die Kalmücken, die Kirgisen, die Baschkiren und Turkomanen wandern alle jenseits des Don, der Wolga und des kaspischen Meeres. Alle Nationen der pontischen Steppen sind mehr oder weniger ackerbauende, friedliche und handelnde Leute, waren es eines Theils von jeher, oder sind es anderen Theils erst in neuerer Zeit geworden. Die Armenier, die Juden, die Kosacken, die krim'schen und nagaischen Tataren, die deutschen, bulgarischen und dacischen Colonisten zeigen sich als die einzigen alten oder neuangekommenen Bewohner hier im Norden des Pontus überall unter gleichen Lebensverhältnissen und auf gleiche Weise gemischt.

Kein Steppengebiet erscheint so mit rasch aufblühenden neuen Stadtanlagen geschmückt als die pontischen Steppen, weil keines in so günstiger geographischer Constellation liegt wie dieses. Die Wolga-, Ural-, Amu-, Sir- und Jem-

ba-Steppen ziehen sich an Flüssen hin, welche in abgeschlossene kleine Binnenmeere münden. Ihre Thore sind verriegelt und liegen außerhalb des Stromes des kreisenden Weltverkehrs. Die pontischen Steppen dagegen stoßen an ein offenes Meer und haben die Pforte des Bosporus, durch welche sie mit der übrigen Welt communiciren. Daher ihre so wichtige Weltstellung, daher ihr rasches Emporblühen, daher dieser merkwürdige Einfluß, den sie, kaum von dem Zauberstabe des russischen Scepters nach Verscheuchung der türkischen Trägheit berührt, in der Reihe der europäischen Staaten so bald erlangt haben.

Was wir von Krementschug, Simpheropol und Kischenew sagten, gilt mit mehr oder weniger kleinen Abänderungen von allen Binnenstädten dieser Länder, von Jekatherinoslaw, von Alexandrowsk, von Bachmut, von Woßnesensk, von Stawropol und fast allen anderen Steppenstädten. Die Physiognomik, die wir von Odessa gaben, ist fast bis in die kleinsten Details für die anderen russischen Seeplätze des Pontus giltig, für Cherson, Nikolajew, für Kertsch, Ismail u. s. w. Ueberall dieselbe Situation, dieselbe Bauart, dieselben Vorrichtungen für Handel und Verkehr. Vor allen Dingen gilt dieß auch für die zweite große Handelscapitale des Pontus, für die Schwesterstadt Odessas, Taganrog. Hier wie dort dieselbe Lage an dem hohen öden Steppenufer, hier wie dort die einförmige Bauart, hier wie dort dieselben Hafeneinrichtungen, hier wie dort dieselben Bestandtheile der Kaufmannschaft. Nur Weniges hat man hier oder dort hinzuzusetzen, z. B. in Taganrog mehr Armenier, mehr Kaukasier, mehr Kosacken, oder auszulassen, z. B. in Taganrog die Polen, die Juden u. s. w. Bei Taganrog die Steppen-Villas, die Chutors,

wie bei Odessa, bei Taganrog die leidende Gartenvegetation und die allein fröhlich gedeihenden Akazien, wie bei Odessa. Kurz Odessa und Taganrog — obgleich 100 Meilen von einander entfernt — erscheinen wie zwei Nachbarskinder, wie Zwillingsgeschwister.

Mit einem Worte, von den pontischen Steppen kann man im strengsten Sinne und in jeder Beziehung den Satz gelten lassen: Hat man sie in dem einen Winkel richtig gefaßt und erkannt, so kennt man sie bis an das entgegengesetzte Ende. Und in dieser vollkommenen Uniformität der pontischen Steppen, so wie in ihrer Verschiedenheit von den übrigen Steppen, liegt denn zugleich auch der Grund zu unserer Berechtigung, sie trotz ihrer großen Aehnlichkeit mit diesen ihren Schwester- und Nachbarländern in einer eigenen Schilderung besonders hervorzuheben.

Rußland und die Steppen.

„Le monde entier contemple vos destins.“

Noch zu keiner Periode der Weltgeschichte haben die Steppenlandschaften im Norden des Pontus, deren Handelsmetropole und politische Hauptstadt Odessa geworden ist, eine so merkwürdige politische Bedeutsamkeit erlangt als jetzt seit wenigen Jahrzehenden, seitdem ihnen Rußland eine so wichtige Stellung in der politischen und commerciellen Welt angewiesen hat.

Von uralten Zeiten her bis auf unsere Tage herab waren sie der Sitz wilder Nomaden und barbarischer Horden, in denen kein selbstständiger Keim zu Staatengründung, Städtebau und Culturentwickelung Wurzel trieb, die vielmehr die Aufmerksamkeit der übrigen Welt nur durch ihre die Cultur anfeindende und zerstörende Wirksamkeit auf sich zogen. Nie bildete sich bisher um die Spitze des Odessaischen Meerbusens der Kern eines einheimischen cultivirten Staates. Gewöhnlich genossen diese Länder die wilde Unabhängigkeit der Wüste, oder wenn sie einmal in die Kreise cultivirter Reiche fielen, so gehörten sie nur zu

den entferntesten, kaum beachteten Gränzprovinzen dieser Reiche, deren Feldherren und Armeeen an dem unbezwinglichen Charakter der Steppen scheiterten.

Iphigenie und nach ihr wie mancher Hellene saß am ungastlichen Strande der Kymmerier, das Land der Griechen mit der Seele suchend. — Darius brach vergebens in diese Gebiete der Scythen ein, um sie dem persischen Scepter zu unterwerfen. Er scheiterte, wie Napoleon in Moskowien, wie Karl XII. in der Ukraine, und wich, erschreckt vor der Barbarei des Landes, in seine cultivirteren Provinzen zurück, wie nach ihm auf ähnliche Weise so mancher Imperator der Römer und der byzantinischen Griechen, und nach diesen so mancher Großvesir des Padischah und so mancher Kron-Großfeldherr der polnischen Republik.

Die Römer erbauten in Beßarabien ihre nördlichste Schutzmauer, ihr Vallum Trajani, und hatten ihre äußersten Posten in dem kleinen Alba Julia (Akjerman) und dem Portus Istrianorum (Odessa). Die Byzantiner hielten sich südlich von der Donau und hatten an diesem Strome ihre Gränzwachen gegen die wilden, nie ruhenden Steppenvölker postirt, und selbst ihre Nachfolger, die den Steppenbewohnern stammverwandten Türken, griffen nicht tief in die wenig reizenden Steppen hinein, indem sie hier nur ihre am wenigsten geschätzten Sandschake von Otschakow, Chotim, Bender, Bielgorod und Asow organisirten. Die bald cultivirten Ungarn schlossen sich mit Oesterreich hinter den Karpathen ab und kehrten den nachdringenden Steppenvölkern ihr, deutsche und europäische Cultur schützendes Schwert entgegen. Auch das große Polenreich hatte hier seine

äußersten Ausläufer, die es bis in die Gränzgebiete der Steppen hinaus vorschob.

Die Polen wie die Römer betrachteten diese ihre Gränzprovinzen als entfernte, wilde, unliebliche Verbannungsorte für ihre Staatsverbrecher, und viele polnische Schlächtitzen haben hier, wie zuvor Ovid und wie noch früher Iphigenie, ihre Tristia gesungen, so wie auch noch in diesem Augenblicke alle melancholischen Gesänge, die in der Steppe ertönen, von dem Unkengeschrei an bis zu den Liedern der Kosacken hinauf, wahre Trauerlieder sind. Selbst bei den Türken war es kein Zeichen hoher Gunst des Padischah, wenn Jemand mit der Verwaltung der Steppen-Sandschake begnadigt wurde. Es wurden gewöhnlich nur solche Paschas hierher geschickt, die eben glücklich genug der seidenen Schnur entgangen waren.

Wie alle Gränzprovinzen, wie namentlich auch die in so vielfacher Hinsicht mit diesen Steppenländern rivalisirenden Ostseeprovinzen, welche den nördlichen Flügel der russischen See- und Handelsmacht bilden wie die pontischen Steppen den südlichen, welche den benachbarten Reichen Schweden, Polen und Rußland wechselsweise zur Beute wurden, — welche Petersburg und Riga zu ihren Capitalen erhoben wie die Steppen Odessa und Taganrog, — welche das nördliche Europa mit Korn versorgen wie die Steppen das südliche, — eben so waren auch diese Steppen-Gränzprovinzen ein Schauplatz beständigen Kämpfens und Ringens zwischen den großen Mächten der Nachbarschaft und den aus den weiten östlichen Völkermagazinen hervordringenden Barbaren. Von den zahllosen Schlachten, welche Römer, Griechen und Scythen, Byzantiner, Gothen und Alanen,

Ungarn, Hunnen und Petschenegen, Polen, Russen und Türken sich hier an den Ufern der Donau, des Pruth und Dniestr lieferten, nennt die Geschichte nur wenige.

„Pace tua, si pax ulla est tua, Pontica tellus,
„Finitimus rapido quam terit hostis equo,
„Pace tua dixisse velim, tu pessima duro
„Pars es in exilio, tu mala nostra gravas.“

So sang Ovid vor 2000 Jahren, und was er sang, das blieb bis auf unsere Tage vollgiltig und wahr.

Wie gespenstische Schatten, gleich unheilschwangeren Gewittern überzogen die geschichts- und gestaltlosen Staatengebilde der barbarischen Horden der Hunnen, Chazaren, Komanen, Mongolen, Tataren und hundert anderer genannter und nicht genannter Völkerschaften die Steppen, fixirten sich eine Zeit lang in ihnen und verschwanden wie die Wellen, die sich in der Brandung eine die andere überholen, kaum eine Spur ihres Daseins zurücklassend. Die Staatsgebäude, welche diese Völker hier errichteten, glichen ihren flüchtigen Wohnungen, den Zelten, es waren nur zerbrechliche Staatshütten. Rasch war das Ganze aufgebaut und eben so rasch wieder abgebrochen. Eine Horde folgte schnell der anderen, weidete eine Zeit lang das struppige Gras der Steppen und machte einer dritten und vierten Platz, die ebenfalls heranzog und verschwand, kein Geschichtsforscher zeigt deutlich, woher und wohin.

Die einzige Ausnahme von dem wilden chaotischen Treiben in diesen Gegenden bildeten etwa der äußerste Küstensaum der Steppen am Pontus und dann die von vulcanischen Gebirgen dem Einfluß der letzteren enthobene, zierlich gestaltete, dem südlichen Steppenplateau angehängte

taurische Halbinsel. Nur an jenem Küstensaume und in dem an fruchtbaren Thälern, rettenden Häfen und sicheren Positionen reichen Gebirgsländchen fand die Cultur zu verschiedenen Zeiten feste, sichere Anhaltspuncte und setzte sich hier, mit der Steppenwüste in Kampf, wechselsweise ihr unterliegend und sie beherrschend, auf längere oder kürzere Dauer fest.

Olbia, die Vorgängerin Odessas, wurzelte und blühte an dem Steppenrande mehre Jahrhunderte hindurch mit ausdauernder Handels- und Cultur-Thätigkeit. Odessus (Ordesus), Alba Julia und Tanais waren andere Steppen-Colonieſtädte dieser Art, in denen sich auf mehr oder weniger lange Zeit Cultur und Bildung einheimisch machten. Weit mächtigere Culturreiche aber, weit dauerndere Staaten stützten sich auf das taurische Gebirge, und das Meiste von dem, was uns die Geschichte von nennenswerthen Ereignissen aus diesen Gegenden meldet, knüpft sich an diese kleine Bergkette, als den Ausgangspunct des Gespinnstes, als das Piedestal des Gebäudes. Alle Urstämme blieben hier in den krim'schen Gebirgen, in denen Gelegenheit zur Befestigung geboten war, in dessen Thälern, welche von Natur schon Gärten glichen, Wiegen für die Geburt des Ackerbaues und der Gartenkunst gegeben waren, in denen das flüchtige Element der Steppen zu einem solideren und brauchbareren Materiale umgeformt wurde, das, wie die festeren Gesteine des Tschatir-Dagh und Aju-Dagh, zu tüchtigeren und dauerhafteren Gebäuden dienen konnte als der leicht zerbröckelnde Muschelkalk und der haltlose Thon der Steppen, auf deren schlüpfriger Oberfläche alle, festen Fuß suchende Cultur ausglitschte.

Die Krim ist ein kleines gebirgiges Viereck, eine rautenförmige Halbinsel, deren jede Seite 25 Meilen Länge hat. Mit der nördlichen Spitze keilt sich diese Halbinsel durch die Landenge von Perekop in das Steppenplateau hinein und verschmilzt hier mit dessen unwirthlichen Gebieten. Mit dem südlichen Zipfel taucht sie tief in die Wellen des Pontus hinab und schiebt diese Spitze, welche sich der Halbinsel von Sinope gegenüber legt, fast die Mitte der Breite und Länge genau einhaltend, wie das Züngelchen in der Wagschale, und den Pontus in zwei fast gleiche Hälften theilend, dominirend vor. Mit dem östlichen Arme und Zipfel ragt sie, das Asow'sche Meer abschließend und mit der ihr entgegentretenden Halbinsel Taman oder Tmu-Tarakan das Thor der Möotis bildend, zu den kaukasischen Landen hinüber. In dieser geographischen Situation und Gestaltung des Ländchens sind alle seine politischen und historischen Beziehungen gegeben. Das Steppenthor des Perekop, durch welches von jeher die neuen Steppenbevölkerungen in die Krim einzogen, die Pforte des taurischen Bosporus, von wo aus der Kaukasus und die Mäotis zu allen Zeiten beherrscht wurden, die vorderste Spitze von Cherson (Sewastopol), in der sich wie in einem Knoten alle Bewegungen des Pontus Euxinus verknüpften, sind die Hauptpuncte der Krim. Der westliche Zipfel des Rhombus, die Halbinsel von Eupatoria, ragte von jeher öde und bedeutungslos in die Wellen des Odessa'schen Meerbusens hinein.

Innerhalb der Gränzen der Krim schloß sich das alte Reich der kymmerischen Könige, des Thoas und seiner ungenannten Nachfolger, ab. Ihnen in allen Beziehungen

— in ihren Verhältnissen zur Steppe, in den Einflüssen, die sie auf die wilden Völker des ungastlichen Kaukasus übten, in ihrer Herrschaft über den Pontus — folgten die bosporanischen Könige, die Erben des Mithridates. Die Herzoge von Gothien im Mittelalter, die Statthalter des Reiches der goldenen Pforte hatten dieselben Richtungen und Beziehungen, und als diese sich bei'm Zerfall des Mongolenreiches unabhängig machten, traten in allen Stücken die tatarischen Chane der Krim, die Thoas der Neuzeit, die Kindeskinder Dschingis-Chans, in ihre Fußstapfen, zügelten und bewältigten von ihrer Residenz am Fuße der taurischen Gebirge aus die Nomaden der Steppe, waren bei den Abchasen und Tscherkessen, bei denen sie wie die bosporanischen Könige ihre Söhne in die Schule schickten, und weit in den Kaukasus hinein, dessen Sympathie für die Krim noch in diesem Augenblicke lebendig ist, angesehen und geachtet.

An den Küsten der Krim gründeten in Vertrag und Freundschaft mit den Beherrschern des Landes die griechischen Milesier ihre blühenden Handelscolonieen, Theodosia, Cherson, Pantikapäon u. s. w., und übten einen so entscheidenden Einfluß auf Handel, Verkehr, Politik und alle Angelegenheiten des Pontus und der Steppen, wie nach ihnen im Mittelalter nur noch die italienischen Genuesen ihn übten, die ganz und gar die Rolle der Milesier übernahmen und auf ähnliche Weise, wie diese von Konstantinopel aus den Römern, später von Stambul aus den Türken unterlagen. Auch noch in diesem Augenblicke sind die Griechen und Genueser, wie wir bei Odessa zeigten, die Haupthandelsleute dieser Häfen, obgleich ihnen ihr politischer Einfluß

völlig genommen, und Alles, was sie in dieser Beziehung thaten und gründeten, vom Saturnus wieder verschlungen worden ist.

Alle Cultur, welche die Milesier und dann die Genueser hierher brachten, wurde später von den barbarischen großen Reichen, denen die kleine Krim mit Allem, was an ihr hing, zu Zeiten trotz ihres angeborenen Strebens zu selbstständiger Unabhängigkeit anheimfiel, von dem großen Gothenreiche Hermanarich's, von dem weiten Reiche der Chazaren, von dem Riesenstaate der Mongolen und Tataren wieder vernichtet, und zum letzten Male litt hier Bildung und Cultur Schiffbruch durch die Türken, die mit einer Flotte von 400 Segeln den letzten mächtigen Coloniestaat der Genueser an der taurischen Küste ausrotteten.

Vollkommene Genesung von dem Steppensiechthume sollte diesen Ländern nur aus dem Inneren kommen, aus dem Herzen der gewaltigen nach Norden vorliegenden Ländermasse selbst. Erst nachdem die moskowitischen Kerngebiete den Samen des Christenthums von jenseits des schwarzen Meeres her aus der chersonitischen Wiege, in welcher er niedergelegt worden war*), empfangen hatten, und noch mehr, nachdem von der anderen Meeresseite, von der Ostsee her, Civilisation, festes Gesetz und Staatsorganisation durch den Hercules Osteuropas dauernd und unveränderlich in den großen Steppengebieten Rußlands begründet worden war, erst nachdem das civilisirte Rußland, nach Luft schöpfend, bis an die Gestade des Pontus vorgedrungen, konnten

*) Der russische Großfürst Wladimir empfing bekanntlich das Christenthum in der taurischen Stadt Cherson.

diese Landschaften dahin gelangen, ihre Stellung in dem Kranze der europäischen Länder, die ihnen die Natur angewiesen zu haben scheint, so sicher und fest einzunehmen, daß eine abermalige Umwälzung nun fast unmöglich scheint.

Rußland nahm die ganze Erbschaft der Chazaren und der Petschenegen, der Scythen und Kymmerier für sich. Das ganze Besitzthum der Herzoge von Gothien und der mit ihnen so lange Jahrhunderte um einige Quadratwerste Landes in den taurischen Bergthälern hadernden Republik von Cherson, die Städte und Gebiete der stolzen und wunderlich benamten bosporanischen Könige, die unzähligen kleinen Kosacken-Staaten und Hetmanschaften in den Mündungsgebieten des Dniestr, Dniepr, der Donau, des Don und der Wolga fielen mit in die ganze große sich ballende Masse, und die Tausende von Quadratmeilen, über welche der stolze Chan der goldenen Horde schaltete, gingen in der russischen Rechnung drauf. Was die Könige von Dacien in den Steppen besaßen, was die polnische Schlächta ihr Eigenthum nannte, was die Roßschweife der türkischen Paschas beschatteten, mit sammt den Weideplätzen der Nagaizen, Alles, was man in den Ebenen tscherkessisch nannte, mit sammt dem Fürstenthume Tmutarakan und anderweitigen Herrschaften fiel, als den Russen vom Schicksale zugewiesen, in den gewaltigen Topf des großen Kaiserreichs.

Rußland nahm hier seit einem Jahrhunderte regelmäßig fast alle 20 Jahre eine Partie Länder zu sich. Vor 100 Jahren ergriff es das Sandjak Asow mit den Gebieten, welche dem Don anliegen, — vor etwa 80 Jahren wurde Neurußland und Vieles, was zum Dnieprgebiete gehört, russisch organisirt, — vor 60 Jahren die Krim und

die nagaische Steppe, — vor 50 Jahren das Stück zwischen Bug und Dniestr oder Jedigei, — vor 28 Jahren das Stück zwischen Dniestr und Pruth, Budjak und Beßarabien.

Rußland brachte die bisher seit dem Beginne der Geschichte so verrufenen Steppen binnen 60 Jahren zu Ehren und gründete da, wo sonst nur Verbannte trauerten, viele heimische Wohnplätze für fröhlichen Gewinn erntende Menschen.

Rußland verlieh diesen, so lange die Welt stand, von kriegerischem Rosseshufe zertretenen Ländern bei seinem merkwürdigen Aufgange im achtzehnten Jahrhundert endlich dauernden Land- und Reichsfrieden und beschwichtigte dieß tumultuarisch-chaotische Treiben eines ewig raubenden und plündernden Krieges.

Nur der wilden Göttin der Jagd waren in dem alten Taurien Tempel gebaut. Die Ceres hatte hier keine Mysterien, und der besänftigende Bacchus war in diesem alten Scythenlande auf seinem Zuge durch die Welt sehr unfreundlich aufgenommen worden. Rußland erst setzte diese Götter hier in ihre Rechte ein. Was Ovid von der Steppe singt:

„Tu neque messorum corpora nuda vides,
„Nec tibi pampineas autumnus porrigit uvas,“

blieb im ganzen Alterthume, während des vollen langen Mittelalters und auch während der drei Jahrhunderte der Neuzeit eine vollgiltige Wahrheit. Erst seit dem Ende des achtzehnten Säculums hat Rußland den Ovidischen Klagen ihre Geltung genommen. Es schwitzt jetzt mancher Schnitter in den Steppen, und „Donskoi“ (don'scher Champagner) und „Krimskoi“ (krim'scher Weißwein) werden in

der ganzen Steppe getrunken und sind schon jetzt nicht mehr zu verachtende Nebenbuhler des „Renskoi" (Rheinweins) und des ächten „Schampanskoi" geworden.

Die nomadisirenden Horden sind nun ganz aus diesen Gegenden vertrieben, mit einziger Ausnahme der völlig unbedeutenden Ueberreste der Zigeuner, deren zähes Nomadenthum selbst in den civilisirtesten Ländern Europas nicht bewältigt werden konnte, und dann allerdings auch mit Ausnahme der nomadischen Elemente, die dem Wesen aller Geschäfte der Steppen, selbst dem des Ackerbaus, beigemischt sind, und auf die wir schon oben häufig hinzudeuten Gelegenheit nahmen. Die Türken sind hier bis auf die letzte Spur vertilgt. Sie gingen gar nicht in die Bevölkerung des Landes über, lagen vielmehr blos, die Steppen überwachend, in den Festungen an den Flüssen und Küsten. Die wilden nagaischen Tataren sind bis auf geringe Reste in der nagaischen Steppe und in der Krim, in welcher letzteren sie allerdings noch die an Zahl hauptsächlichsten Bewohner ausmachen, ebenfalls verschwunden. Theils wurden sie in den Kriegen mit Rußland aufgerieben, theils gingen sie bei dem mit Rußlands Herrschaft beginnenden Civilisationsprocesse verloren, wanderten zu ihren weiter östlich nomadisirenden Brüdern in Kleinasien u. s. w. aus. Die Reste dieser einst so gefürchteten Nomaden wurden am Asow'schen Meere zu fleißigen Ackersleuten, in der Krim zu einem friedlichen, Gartenbau, Wein- und Obstzucht betreibenden Völkchen umgebildet. Kleinrussen, Kosacken, Deutsche, Juden, Bulgaren und eine Menge nicht nomadisirender Völker überschwemmten das Land. Man spannte vor den Pflug, was man dazu zwingen konnte, sogar die

Juden und Zigeuner *). Die Armenier wurden mit ihrem Seidenwurme herbeigerufen, die Deutschen mit ihrem Weberschiffchen und ihrem Grabscheite, die Italiener und Franzosen mit ihrem Winzermesser, und mit ihrer Hilfe ward die ganze Physiognomie des Landes verwandelt. Die Krim wurde der Obstgarten für Petersburg, der Tschatir-Dagh in seinen Thälern und Gehängen der Weingarten für Moskau und das Paradies für die Naturgenuß und Villeggiatura suchenden Großen des Reichs, die nagaische und otschakower Wüstenei die Kornkammer für Italien und England. Zahlreiche Städte, z. B. Krementschug, Jekatherinoslaw, Bachmut, Kischenew, Cherson, Nikolajew, Taganrog, Odessa, Sewastopol, Simpheropol, Kertsch, Rostow u. s. w., wuchsen aus dem struppigen Grase der Steppen zu 10,000 bis 60,000 Einwohnern empor. Nur wenige darunter waren blos neue Sprößlinge, auf alte Stämme gepfropft, wie Bachmut, Kischenew, Akjerman, Krementschug, — oder fertige Stecklinge und Reiser, nur auf einen anderen Boden verpflanzt, wie

*) Es giebt mehre Ackerbau treibende Judencolonieen in den Steppen. Auch mit den Zigeunern versuchte man die Colonisation. Doch ist mir kein Beispiel bekannt geworden, daß mit ihnen eine feste Ansiedelung gelungen wäre. Man baute den Zigeunern hier und da ganze Dörfer, schenkte einem Jeden ein Haus und ein Stück Land, fand aber gewöhnlich einige Zeit nach der Installirung der Beschenkten Alles wieder leer und die das Gefängniß fester Wohnungen scheuenden Einwohner entflohen, und wo sie aus Furcht geblieben waren, da fand man sie meistens nicht in den neuen schönen Häusern, sondern in elenden Zelten hausen, die sie sich nach alter, gewohnter Weise in den ihnen angewiesenen Gehöften gebaut hatten. Kein Palast wird so geliebt wie das elende Zelt der Nomaden.

Nachitschewan, Neu-Tscherkask, — die meisten und wichtigsten entschieden Pflanzen, aus dem Samen erzogen, von Grund aus, vom ersten Anfange an nagelneu erbaut, wie Odessa, Nikolajew, Cherson, Sewastopol u. s. w., und dabei entwickelten sie sich in freier Natur mit einer Energie, wie sie sonst nur die Kunst in den Treibhäusern zu gewähren vermag. Mit Recht nannte man daher auch dieses der russischen Macht und der europäisch-russischen Cultur so rasch eröffnete Land „Neurußland". Es ist der zweite gewaltige Flügel, der dem russischen Centralreiche anwuchs, und mit dem es eben so weit über den Pontus und nach dem griechischen Meere hinübergreift, wie mit seinem ersten Flügel im Norden in die baltischen und deutschen Gewässer.

Das Werk der Civilisirung, der Sieg über die nomadische Wildheit, der hier im Norden des Pontus den Russen bereits gelungen ist und täglich mehr und vollständiger gelingt, wird noch in diesem Augenblicke im Norden des Kaukasus, des kaspischen und aralischen Sees, in den Nachbarsteppen der Kalmücken und Kirgisen fortgesetzt. Auch in den pontischen Steppen selbst, wo das Werk beinahe vollendet ist, giebt es noch immer so viel nachzuhelfen, daß es hier gewiß der rechte Ort sein möchte, auf das Verfahren bei dieser Arbeit, die Rußland in den Steppen übernommen hat, einen Blick zu werfen und so viel, als uns aus den russischen Gesetzbüchern und aus eigener Anschauung darüber klar geworden, und über die Principien, von welchen Rußland bei der Bekehrung und Civilisirung der Nomaden sich leiten läßt, zu unserer Kunde gelangt ist, zusammenzustellen.

Die russischen Fürsten hatten lange genug den

Pantoffel des Groß-Chans der goldenen Horde zu Sarai an der Achtuba geküßt und seine unheilvolle Peitsche schmerzhaft empfunden, um endlich zu erkennen, daß sie dieser Barbaren nur Herr werden könnten, wenn sie sich mit der ganzen Macht der Civilisation ihnen entgegenwürfen. Lange genug hatte Moskau vor den Tataren, die diese Stadt ein um das andere Jahrzehend ein Mal in Flammen aufgehen ließen, gezittert, um endlich zu sehen, daß man hier nur Ruhe stiften könne, wenn man den Zustand dieser Nomaden von Grund aus veränderte, und während Rußland daher im Respecte vor höherer Cultur in den deutschen Provinzen, in Finnland, Livland u. s. w., seine neuen Unterthanen bei ihrer alten Weise beließ, strebte es auf alle Art, die flüchtigen, wandelbaren Volkselemente, die ihm in dem Süden seines Reiches zufielen, an den Boden zu fesseln, diese Ströme und Wildbäche der Nomaden in den Canälen und Teichen der Cultur zu sammeln und so der Stagnirenden Herr zu werden. Die russischen Gesetzbücher sind daher natürlich voll von Ukasen, Reglements und Vorschriften, wie man in Krieg und Frieden bei der Civilisirung, Bekehrung und Ansiedelung der „Kotschujuschtschije*) Narodi“ (nomadisirenden Völker) zu verfahren habe.

Da diese Nomaden alle mit Rußland in sehr verschiedener Beziehung stehen und selbst auch sehr verschiedene Cultur- und Religionszustände in sich entwickelt haben, so schreiben die russischen Codices natürlich ein verschiedenes Verfahren vor. Bei einigen wird Gewalt, bei anderen

*) Oder kotschewieje von „kotschewat“, umherziehen, nomadisiren.

Ueberredung angewandt, bei einigen die Bekehrung zum Christenthume zur Pflicht gemacht, bei anderen nicht, und die russischen Gesetzbücher unterscheiden in dieser Hinsicht vor allen Dingen zwischen Inorodsi- und Potdannije-Nomaden, zwischen Mohammedanern und Idolopoklonniki (Götzendienern). Jedes den Russen vorkommende Volk wird dann in die eine oder andere Kategorie gestellt und nach gewissen Principien behandelt. Einige sind bereits, in die Gränzen des Landes gezogen, dem Reiche völlig unterthan und leisten dieselben Pflichten und Abgaben wie die russischen Unterthanen (potdannije), — einige sind der russischen Oberherrlichkeit nur halb und halb unterworfen, ohne doch zu der allgemeinen Bevölkerung des Reichs gerechnet zu werden, Colonisten, die eine eigene, gesonderte Commune bilden mit besonderen Statuten. Zu diesen, den Inorodsi, gehören z. B. die Kirgisen, ein Theil der Turkomanen, die Dsungaren u. A.

Viele der Bewohner des südlichen Rußlands sind entschiedene Mohammedaner, so z. B. die kasan'schen, astrachan'schen, taurischen und nagaischen Tataren. Andere sind entschiedene Christen, wie z. B. die Grusier, Imerethier und Armenier. Manche sind eifrige Anhänger von Moses, wie die Karaiten. Den Glauben dieser Leute achtet natürlich die russische Regierung, welche drei Religionen, den Islam, den Judaismus und das Christenthum, und zwar in allen ihren Secten anerkennt und unangetastet läßt.

Viele jener Völker sind entschiedene Götzendiener, so die Kalmücken, Baschkiren u. s. w. Gegen diese gestattet, empfiehlt und befördert die russische Regierung natürlich Bekehrung, und zwar ausschließlich nur zu der rechtgläubig

griechisch-russischen Kirche, jedoch ohne Anwendung von Zwang. Endlich giebt es viele Völker in diesen Gegenden, von denen sich kaum entscheiden läßt, ob sie Christen, Mohammedaner oder Heiden sind. Einige, wie z. B. die Kirgisen, haben von den Mohammedanern manche Glaubenssätze und manche religiösen Sitten und Gewohnheiten angenommen. Andere ziehen vor christlichen Kirchen den Hut, opfern dabei aber zugleich auch den Berg- und Waldgeistern und haben keine Spur von Priesterstand bei sich entwickelt. Wieder andere waren abwechselnd Heiden, Mohammedaner und Christen, und es entstand daraus unter ihnen bei eigentlich völlig heidnischer Basis und Gesinnung ein solches Gemisch christlich-mohammedanisch-heidnischer Gebräuche, daß sich keine entschiedene Färbung mehr erkennen läßt, und daß die russische Regierung daher bei allen solchen Völkern, indem sie sie ebenfalls in die Classe der „Idolopoklonniki" setzt, Bekehrung anordnet. Es werden zu diesem Zweck allen obrigkeitlichen, in die Steppe gesandten Personen und Missionen Priester beigeordnet, die instruirt werden, die Heiden durch Ueberredung zu bekehren. Bei jedem Sitze irgend einer Behörde wird vor allen Dingen sogleich eine Kirche gebaut. Wo sich irgendwo in einem Bezirke eine gewisse Anzahl Neubekehrter zu einer Gemeine vereinigen will, da können sie von dem Gouvernement eine Summe Geldes zum Bau einer Kirche verlangen. Mitunter werden auch Kleider, Geld und andere Belohnungen ausgeboten für Solche, welche freiwillig kommen, sich taufen zu lassen. Die Priester an allen diesen Kirchen sollen Schulen errichten, in die jedes Kind eines Kirgisen, Kalmücken, oder welches Volk nun eben bekehrt werden soll,

unentgeltlich aufgenommen und im Lesen, Schreiben, Rechnen und dann auch im russischen Katechismus unterrichtet wird. Viele Bewohner der Steppe sucht man zu überreden, ihre Kinder ins Innere des Reichs in die Schulen zu schicken, wo sie belehrt und gebildet werden, um dann zu ihren Aeltern als gute Griechen-Russen zurückzukehren.

In der Religion gestattet die russische Regierung, wie gesagt, sowohl bei den Potdannije als bei den Inorodsi-Nomaden billiger Weise blos Ueberredung und gewährt Belohnung. Bei der Bekehrung zum Ackerbau aber ist es anders. Hier wird bei den Potdannije Zwang angewendet, während bei den Inorodsi natürlich nur Belohnung und Ueberredung gestattet werden kann. So wurden die taurischen und nagaischen Tataren, die gleich von Anfang ihrer Unterwerfung an als eigentliche innere Unterthanen betrachtet wurden, mit Gewalt zum Stillstehen gebracht. Es wurden ihnen Dörfer erbaut, Aecker abgetheilt und die Leute zum Ackern angewiesen. Es war hauptsächlich der letzte ausgezeichnete Kanzler Rußlands, der Fürst Kotschubey, der diese folgenreiche Maßregel ins Werk setzte und die völlige Ansiedelung der Tataren vollendete. Auch die deutschen Colonisten halfen viel dabei, indem sie Tataren als Knechte in Dienst nahmen und sie beim Ackerbau verwendeten. In dem Reglement für die Kirgisen dagegen heißt es, man solle ihnen nur auf alle Weise das Vortheilhafte des Ackerbaues zeigen und diejenigen, die sich überreden lassen würden, bevorzugen und ihnen gewisse Vortheile gewähren, von denen wir gleich unten sprechen werden.

Rußland ringt jetzt seit drei Jahrhunderten siegreich

mit den Nomaden, und zwar kann man die Bedeutsamkeit seiner Erfolge datiren von den ersten Bündnissen der Zaren mit den Kosacken, namentlich von der Eroberung Sibiriens durch den Kosacken Jermak und von der Einverleibung dieses Landes in das russische Zarenthum, mehr aber noch von der Unterwerfung der Ukraine und Kleinrußlands unter den russischen Scepter (vor 200 Jahren), und am meisten endlich von der völligen Incorporirung aller Kosackenstämme in den russischen Reichskörper. So lange die Kosacken noch eine gewisse Unabhängigkeit genossen oder gar, wie es oft geschah, mit den am meisten gefürchteten Feinden Rußlands, mit den Polen und Tataren, vereinigt waren, waren die Fortschritte Rußlands in der Steppe nicht bedeutend. Erst nachdem Rußland dieser in den Steppen-Vorländern lebenden Leute, dieser Mittelmenschen zwischen Nomaden und Ackerbauern, dieser Ackerbauer mit nomadischen Sitten, die eine eben so leichte und flüchtige Cavalerie aufzustellen vermögen wie die Tataren, dieser bewundernswürdigen Menschen, die eben so gewandt reiten, als sie schlau und klug Handel treiben, als treuergebener Diener sich versichert hatte, konnte es so weit in die Steppe vorschreiten. Der Kosack ist abgehärtet wie sein Pferd und macht mit diesem so weite Ritte wie der Kirgise. Wohin er kommt, und wo er als Gränzwächter aufgestellt wird, da gründet er eine kleine Ansiedelung, kratzt den Boden auf, säet Korn und sammelt Vieh und zahmes Geflügel um sich her. Handelslustig ist er eben so sehr als beutegierig, und es ist ihm bis auf seine Waffen, die man ihm zu verkaufen verboten hat, Alles feil. Man hat sich darüber gestritten, woher diese Rußland jetzt einverleibte, bewaffnete, ackerbau-

ende Kaufmanns-Soldateska ursprünglich stamme. Einige haben sie für Ueberbleibsel tatarischer Horden gehalten, die nachher russificirt worden seien, Andere für aus dem Inneren Rußlands an den Gränzen des Reichs zusammengelaufenes kriegerisches Gesindel, gleichsam für den an die Gränzen hinausgestoßenen Abschaum und Auswurf der Nation, der dann, später sich einigend, eine eigene Masse formirt hätte, ausgegeben. Wahrscheinlich ist es, daß sie eine uralte, in Sprache, Sitten und Wesen eigenthümliche Volksspaltung der slavisch-russischen Nation darstellen, die aber freilich durch Incorporirung von Tataren, Polen und vielen anderen Volkselementen, die sie in sich aufnahmen, noch eigenthümlicher sich ausbildete. Gewiß aber ist es, daß sie in ihrem Wesen, wie es uns jetzt ausgebildet und fertig vor Augen liegt, eben so wie die von ihnen bewohnten Länder, eine Uebergangsstufe des inneren Moskowiens zu den südlichen Steppenvölkern bilden und daher als Bindemittel zwischen beiden für Rußland von unschätzbarem Werthe sind.

Die Hauptentwickelung der Kosacken als der vornehmsten leichten Truppengattung Rußlands datirt aus dem Befreiungskampfe, den Rußland gegen die Tataren führte und der bald ein Eroberungskrieg wurde. Gleich von Anfang herein umzäunte Rußland das Gewächs seiner jungen Freiheit mit solchen Kosackenlinien, wie es deren noch jetzt gegen die annoch ununterjochten Völker Asiens anordnet. Diese Linien gingen anfangs von der Wolga zum Don und vom Don zum Dniepr in dem damaligen russischen Gränzlande der Ukraine. Es wurden hier Dämme aufgeworfen, an verschiedenen Puncten derselben Holz- und Erdfestungen er-

richtet, Kosacken-Polks hier und da stationirt und angesiedelt, mit denen von diesen Linien aus ein beständiger Vertheidigungs- und Angriffskrieg gegen die Steppen unterhalten ward. Nachdem allmälig Kasan und Astrachan gefallen waren, und als nun Rußland überall gegen die Steppen erstärkte und weiter in sie hinausdrang, wurden diese alten Kosackenlinien verlassen und zu verschiedenen Zeiten verschiedentlich vorgeschoben. Die Lager oder Festungen der kosackischen Hetmans und Regimenter, in welche dem schützenden Krieger friedliche Bürger nachgefolgt waren, verwandelten sich in Städte*). Noch jetzt sieht man hier und da in der Ukraine und den längst beruhigten Steppen des Pontus Rudera dieser alten Kosacken-Gränzwälle. In diesem Augenblicke sind der Kaukasus und die Kirgisen-Steppe mit eben solchen Linien umgarnt. Am Kuban und am Terek, dann am Ural und weiterhin im Quellengebiete des Tobal und Ischim ziehen sich solche Linien hin, ähnlich der großen chinesischen Mauer, mit der die barbarische Steppe am entgegengesetzten Extreme von dem östlichen Culturreiche, dem Reiche der Mitte, das eine so merkwürdige Parallele mit Rußland bildet, eingezäunt ist und mit welcher die Cultur sich gegen sie abgeschlossen hat.

Ein Gemälde des merkwürdigen Treibens und Lebens an diesen langen Gränzwällen, wo die Kosacken beständig wachsam auf- und abjagen im Dienste des Zaren, wo sie mit unzähligen wilden Stämmen beständig ringen

---

*) Es sind dieß die Städte Charkow, Poltawa, Isium, Bachmut, Saratow u. s. w.

und streiten, zugleich aber auch mit ihnen sich verbrüdern, indem sie denselben Leuten, um sie zu unterjochen, heute eine blutige Schlacht liefern, denen sie morgen, um sie wieder auf andere Weise für sich zu gewinnen, ein splendides Festin geben, wo die tscherkessischen Schönen von den Kosacken geraubt werden, wo weiterhin die Khiwinzen und Kirgisen ihrerseits die russischen Weiber und Männer rauben, wo noch weiter nach Osten die Abgeordneten des himmlischen Reichs mit denen des Zaren zusammenkommen und sich gegenseitig nach dem Wohlbefinden ihrer tausend Meilen entfernt thronenden Kaiser erkundigen*), würde, wenn uns dieß Alles hier nicht zu weit führte, ein nicht uninteressanter Beitrag zur Charakteristik des Lebens in den Steppen sein.

Diese „Lineiski Kasaki,“ so nennen die Russen sie, oder auch blos „Lineiski“ (Linientruppen), lernen in beständigem, bald friedlichem, bald kriegerischem Verkehre mit den Nationen, denen sie gegenüber gestellt sind, diesen Vieles ab und nehmen sogar viele Elemente von den Völkern, die sie bekämpfen sollen, unter sich auf, — am Kuban und Terek sind sie halbe Tscherkessen und kleiden sich auch tscherkessisch, — am Ural sind sie halbe Kirgisen, — und so bieten sie sich denn, da sie ihren treuen gehorsamen Sinn gegen den Zar bewahren, als das beßte Mittel dar, die Völker im Zaume zu halten. Das Räthsel des Zusammenhaltens so ungeheuerer Wüsteneien, wie sie in dem russischen Reiche vereinigt sind, und der ganzen Bewegung

*) Diese Zusammenkünfte und Besprechungen chinesischer und russischer Gränz-Commissare finden jährlich an mehren Puncten statt.

einer so gigantischen, dem Drucke eines einzigen Willens gehorchenden Maschine, wie es der russische Staat ist, findet seine Auflösung hauptsächlich in dem Charakter der Kosacken, der in dieser Hinsicht noch lange nicht genug studirt ist. Nur solche flüchtige Truppen, die eben so rasch von Gebirge zu Gebirge, von Strom zu Strom eilen, wie unsere Soldaten von Bach zu Bach, von Stadt zu Stadt, konnten jene Länder erobern, und nur sie verstehen sie im Zaume zu halten. Nur durch solche berittene und bewaffnete Kaufleute, die mit ihren an die Pferde gebundenen Pelz- und Tuchwaaren als leidenschaftliche „Promuischlenniki *)" von einem Volke zum anderen jagen, konnten commercielle Verbindungen mit den Jakuten, den Tschuktschen und anderen unter Eis, Tundrenmoos oder Steppengras vergrabenen Nationen angeknüpft werden. Nur solche rauhe, abgehärtete Diener der Cultur, die eben so willig zum Pfluge greifen, als sie, ihn verlassend, wieder die Pike nehmen, konnten als Diener des Mercur, der Minerva und des Mars zu gleicher Zeit hier der Civilisation, dem Verkehre und dem Kriege nützlich werden. Nur durch sie konnte es Rußland gelingen, die Nagaika Attila's und Dschingis-Chans, unter deren Schlägen Europa so lange erseufzt hatte, zu wenden und sie gegen Asien selber zurückzudirigiren.

Das Erste, was die Russen bei einem ihnen neu sich darbietenden Nomadenvolke thun, ist, daß sie ihm gewisse Gränzen stecken, innerhalb deren es allein nomadisiren soll,

---

*) So nennt man in Rußland die auf Handels- und Kriegsexpeditionen in Sibirien ausgehenden Kosacken.

und die es nicht überschreiten darf. Es werden ihm zuweilen gewisse Weideplätze für den Sommer, andere für den Winter angewiesen, und auf diese Weise wird die wilde nomadische Bewegung einigermaßen geregelt und in bestimmte Canäle geleitet, was dann der erste Schritt zu völliger Hemmung dieser Bewegung ist.

Alsdann benutzt man die inneren Zwistigkeiten, die unter den Nomaden zu Zeiten ausbrechen, um einzelne Partieen ganz ins Innere des Reichs zu führen. Man bietet der schwächeren Partei russischen Schutz an. Die Uebergegangenen werden dann als Potdannije betrachtet, und man weist ihnen irgendwo feste Wohnsitze an. So haben wir denn auf diese Weise eine „innere Kirgisenhorde" und eben so eine Abtheilung von Kalmücken, die in Dörfern an der Wolga wohnen. Weiterhin sucht man einzelne Mitglieder der zu civilisirenden Nation ganz in das Innere des Reichs zu locken, um sie entweder gewissermaßen als Geißeln zurückzuhalten, oder ihnen dort Zucht und Ordnung zu lehren und sie dann geschult und civilisirt zu ihren Steppenbrüdern zurückzuschicken. So haben wir, wie es in Wien eine ungarische und eine italienische adelige Hofgarde giebt, in Petersburg eine Garde-Abtheilung der Tataren, eine andere der Tscherkessen u. s. w. Eben so sucht Rußland den Steppenvölkern Geschmack für das russische Titelwesen einzuflößen und ihr Auge mit den blauen, grünen und rothen Bändern der Orden zu bethören. Sultane der Kirgisen oder Tataren, die sich durch Treue und Eifer auszeichneten, bekommen Rang und Ordenskreuze, und so sieht man denn oft ganz sonderbare Hof- oder Staatsräthe, wie man sie bei uns nie erblickt, mit brauner

Tatarenphysiognomie und fein geschlitzten Mongolen-Augen, und Ordenssterne, die bei uns nur in prächtigen Salons leuchten, brilliren hier zuweilen in zottigen Nomaden-Zelten.

Die russisch-kosackischen Behörden, welche in die Steppen der Nomadenstämme, die sich mit Rußland befreundeten, gesandt werden, ziehen natürlich nicht mit den Hirten nomadisch umher, sondern wählen sich feste Plätze, an denen sie sich mit ordentlichen Häusern anbauen, mit einem Behördenhause, einer Kirche, einer Caserne für die Kosacken, einem Hospitale, einer Schule u. s. w. Mit solchen kleinen festen Ansiedelungen ist auch schon die Kirgisensteppe vielfach durchspickt. An sie knüpfen sich allmälig die vielen sichtbaren und unsichtbaren Fäden des Netzes, mit dem das Ganze überzogen und zu Festigkeit gebracht wird, und aus jenen Colonie-Embryonen formiren sich allmälig die neuen Städte des Landes.

Diesen Niederlassungen der Steppenbehörden werden große Ländereien zur Bebauung angewiesen, indem ihnen der Ertrag derselben dabei überlassen wird. Die Regierung mißt hier nach einem nicht wenig großartigen Maßstabe zu. So bekommt jedes ordentliche Mitglied eines „Okruschnoi prikas“ (Kreisrathes) eine Quadratwerst zugewiesen. Der Präsident erhält das Doppelte. Jeder Nomade, der Ackerbau treiben oder sonst irgend ein bleibendes Etablissement, es sei, welcher Art es wolle, eine Mühle, Fabrik, Schmiede, einen Garten, Wald u. s. w. begründen will, erhält dazu 15 Dissiätinen Landes, und erst, wenn er nach fünf Jahren nichts dergleichen begründet hat, wird ihm das Land wieder entzogen. Doppelte und dreifache Portionen erhalten zuweilen die Sultane und Vornehmen des Volks.

Die Kosacken sind überall angewiesen, in Bienenzucht, Garten-, Acker- und Weinbau u. s. w. den Nomaden mit einem guten Beispiele voranzugehen und ihnen mit Rath und That beizustehen. Jeder Nomade, der irgend ein Etablissement, das sich besonders auszeichnet, z. B. einen nicht unbedeutenden Wald, eine große Bienenzucht, eine thätige Fabrik u. s. w., angelegt hat, soll auch noch außerdem auf besondere Belohnung und Auszeichnung Anspruch machen können. Jedem in die Steppe abgesandten Trupp soll eine Schmiede beigegeben werden, um die Bearbeitung des Eisens, die zum Werke der Cultur unentbehrlich ist, so viel als möglich zu verbreiten.

Dieselben Grundsätze, die Rußland, um die noch flüssigen und wandelnden Steppenvölker zu denomadisiren, in den Ländern der Kirgisen, Kalmücken u. s. w. befolgt, läßt es auch in denjenigen Steppen walten, die bereits denomadisirt sind, aber noch so viele unbebaute Flächen darbieten, daß ein eifrigerer und ausgebreiteterer Anbau höchst wünschenswerth ist, wie z. B. namentlich in unseren pontischen Steppenländereien. Die russische Regierung bringt hier, das Salz- und Branntwein-Monopol ausgenommen, keine Regalien, deren sie sich überhaupt wenigere zugeschrieben hat als unsere Kronen, in Anwendung. Was Jemand auf, in, unter oder über seinem Grund und Boden findet, das gehört unbestritten ihm, dem Eigenthümer. Die Steinkohlen, das Gold, Silber, die Edelsteine, die er etwa entdecken sollte*), kann er ganz und gar zu seinem

---

*) In den dem Ural anliegenden Flächen sind bekanntlich viel dergleichen Schätze aufgestapelt.

Nutzen ausbeuten. Ist er auf dergleichen Dinge gestoßen, und besitzt er nicht Capital genug zur Betreibung der nöthigen Bergwerke u. s. w., so macht ihm das Gouvernement einen Vorschuß, oder kauft ihm auch wohl das Ganze nach vorläufiger Taxation ab. Zuweilen werden große Ländereien, mehre Quadratwerste, ja ganze Quadratmeilen, an Männer, die als industriös empfohlen wurden, verliehen, mit der Verheißung der Zusprechung des Eigenthums, wenn man binnen 10 oder 15 Jahren sie urbar gemacht, oder so und so viele Bäume, oder eine gewisse Anzahl von Merinoschafen oder Bienenkörben oder Weinreben oder sonst dergleichen darauf erzielt habe. Auch Denen, welche schon Land besitzen, werden Belohnungen zugesprochen, wenn sie auf ihrem eigenen Grund und Boden eine Strecke Waldung anlegten, oder eine feine Merinoheerde u. s. w. stifteten, oder so und so viel Weinstöcke pflanzten, so und so viel Pfund Seide spannen. Wenn sich Jemand, wie es zuweilen geschieht, bei der Bebauung und Bepflanzung eines Stückes Land ruinirte, so springt ihm die Regierung mit einem Vorschusse zur Seite, oder kauft ihm auch wohl das Ganze ab.

Solche Principien der Regierung könnten nun sehr wohlthätig auf die Cultivirung der Steppen einwirken, und zum Theil thun sie es allerdings auch. Der volle Effect jenes Systems wird aber dadurch bedeutend geschwächt und gehindert, daß sich in Folge dessen eine unglückselige Speculationswuth der Steppenmenschen bemächtigt hat. Alles will nun Land besitzen und durch dessen Bebauung sich die Prämien und die Gunst der Regierung erwerben. Man baut dann nicht um der Cultur und des Fortschritts wil-

len, sondern der Regierung und der zu hoffenden Belohnung wegen. Wer etwas Geld in Händen hat, der kauft sich dafür ein kleines Steppenherzogthum zu billigen Preisen, fängt an, dasselbe zu bebauen, lockt von allen Seiten Arbeiter und Volk heran, deutsche Colonisten, Gärtner, Tataren, Russen, Bulgaren, Moldauer u. s. w., pflanzt Bäume, erzielt Schafe, treibt Seiden-, Bienen- und Pferdezucht, begründet Wein- und Obstbau. Vor allen Dingen aber sucht er, wenn es irgend möglich ist, einige nomadisirende Tataren oder Kalmücken zu überreden, auf seinem Gute Posto zu fassen. Hat er dieß ein paar Jahre getrieben, so bläst er in die Trompete und macht der Regierung eine Unterlegung, worin er sagt: „Mit Aufopferung meines ganzen Vermögens und aller meiner Kräfte brachte ich im Namen des Fortschritts und der europäischen Civilisation so und so viele Nomaden zum Festsitzen, so und so viele Bäume zum Stehen, so und so viele feinwollige Schafe zum Blöken, so und so viele Morgen Land zum Korntragen.“ Es wird eine Commission niedergesetzt, die sich auf das Gut begiebt, um die Wahrheit dieser Angaben zu prüfen. Bei diesen Prüfungen fallen zuweilen die drolligsten Täuschungen vor. Man kauft Bäume oder Weinstöcke auf und pflanzt sie blos für den Tag des Examens zwischen die wirklich grünenden. Man leiht von den Nachbarn Bienenstöcke zusammen und läßt sie als eigene die Revue passiren. Die Schafe, welche vor den Augen der Commission vorn zum Stalle hinausgelassen werden, spazieren hinten wieder hinein, um noch einmal gezählt zu werden, und auf diese Weise bringt man ungeheuere Heerden zu Stande. Die Commission, die man mit dem

luxuriösesten Tractamente hoch aufnahm, findet Alles vortrefflich, erhebt ein Wundergeschrei über das Außerordentliche, was der verdienstvolle Mann in so kurzer Zeit leistete, und die Regierung kauft je nach Umständen dem Entrepreneur das Ganze zu einem guten Preise, der oft das Vier-, Fünf- und Sechsfache des Ankaufspreises beträgt, ab, oder schenkt ihm neues Land dazu, oder macht ihm eine Belohnung in Gelde, theilt Aemter, Verdienstordenskreuze aus u. s. w.

Trotz dieser allerdings häufigen und unvermeidlichen Mißbräuche kann man die Thätigkeit, die Erfolge und Fortschritte der russischen Regierung in den Steppen allerdings bewundern, insofern bei dem, was man aus egoistischen Gründen thut, von Bewunderung die Rede sein kann. Sie leistete hier in kurzer Zeit Aehnliches, wie die preußische Regierung in der Sandwüste von Brandenburg, und mehr als Hannover in der Lüneburger Haide und den Mooren des Herzogthums Bremen.

Vor 140 Jahren hatte das schwarze Meer außer den Booten der Kosacken noch kein russisches Kriegssegel gesehen. Die ersten russischen Kriegsschiffe ließ Peter der Große von Woronesch aus den Don hinabschiffen. Jetzt dagegen beherrscht eine imposante russische Flotte mit siegreicher Flagge den ganzen Pontus, und der russische Pavillon ist der allein respectirte in diesen Gewässern. Vor 70 Jahren besaßen die Russen noch keinen einzigen Punct an der Küste des Pontus. Jetzt haben sie hier — das Asow'sche Meer nicht einmal eingerechnet — 250 Meilen Küste gewonnen. Zieht man von den Mündungen der Donau bis zu denen des Phasis eine gerade Linie, so theilt

diese Linie den Pontus gerade in zwei Hälften. Die eine Hälfte ist jetzt ganz russisch, die andere gehorcht kaum noch den türkischen Paschas. Freilich besitzt Rußland einstweilen nur erst die rauhesten Provinzen des Pontus, doch macht es schon jetzt mit diesen minder werthvollen mehr als die Türken mit ihren herrlichen Ländern. Die trefflichsten Anlande des Pontus bleiben den Russen noch zu nehmen und werden für sie eine leichtere Beute sein als Taurien und der Kaukasus. Die Russen werden ihren Periplus um das Eirund des schwarzen Meeres vollenden, wie Dschingis-Chan den seinigen um das kaspische Meer.

In den Steppen gährt, treibt und gestaltet es sich still, aber gewaltig. Die Seidenwürmer spinnen, die Bäume erheben ihr Haupt, das Getreide wächst und greift um sich. Alles drängt und ringt nach Luft und Licht. Das einzige Fenster, wodurch diesen Gegenden Beides zufällt, ist der Bosporus von Konstantinopel. Die Steppen können es nicht wünschen, daß ein Anderer, wenn es ihm einfällt, ihnen dieses Fenster verschließe. Sie müssen danach streben, selber den Schlüssel zu dieser Thür, durch welche ihnen ihr Reichthum, ihre Lebensluft, alle ihre Nahrung zuströmt, in die Tasche zu bekommen. Von jeher waren diese Gegenden dem Bosporus in politischer Beziehung eng verbunden und ihm entweder unterthan oder gaben ihm die Herrscher, und dieß wird so lange so bleiben, als die geographischen Gestaltungen der Länder und Meere dieselben bleiben. Gegen diese still, aber unwiderstehlich wirkenden geographischen Verhältnisse, gegen diesen Naturdrang der Bevölkerung ist die jetzt scheinbar friedliche Politik der russischen Kaiser für nichts zu rechnen. Selbst

die unumschränktesten Autokraten werden auf dem Strome der Ereignisse mit fortgerissen, und ihr Wille hält nur schwachen Stand gegen die Bestimmung des Schicksals.

Odessa, Taganrog, Kertsch und Ismail bestehen nur erst seit wenigen Jahrzehenden, und schon scheint ganz Europa theils auf angenehme, theils auf schmerzliche Weise ihr Dasein zu spüren. Tausend starke Fäden haben sich schon von den Dniepr-, Donau- und Don-Mündungen aus nach Griechenland, das seine Früchte und Weine nach Rußland sendet, nach Italien, zu dessen Mühlen und Backöfen die Weizenkörner der Steppen rollen, nach England, welches Talg und Häute von der Pontica tellus erhält, durch den Bosporus, das mittelländische und atlantische Meer hingesponnen. Griechenland, Sardinien, Neapel, Oesterreich, England und die Türkei schlossen Handelsverträge mit Rußland in Bezug auf die Steppenhäfen. Die ganzen Handelsverhältnisse Ungarns, Galiziens und der Bukowina haben sich mit Eröffnung der Donau- und Dniepr-Mündungen und mit dem, wie ein plötzliches Phänomen auftauchenden Odessa und der Ausbildung seines Handelsgebietes umgestaltet, und Königsberg, Danzig und Riga klagen bereits über die Steppenkaufleute, welche ihnen den Markt verderben.

Und doch ist das Werk hier nur erst begonnen. Es wird nur durch den Besitz desjenigen Punctes, in dem alle Beziehungen der Steppen sich concentriren, durch den Besitz Konstantinopels, gekrönt werden. Ein Kriegszug nach Konstantinopel ist vielleicht der populärste in ganz Rußland. Die Odessa'schen Kaufleute wünschen ihn, weil dann das ewige Plänkeln und Kreuzen der englischen und französi-

schen Flotten vor dem Bosporus aufhören würde, sie mit der Abschneidung ihrer Reichthumsquellen zu bedrohen. Die Armee sehnt sich schon lange nach Konstantinopel und würde sich wohlgefallen an den zauberischen Ufern des Bosporus. Die Kosacken waren von jeher gewohnt, zu Zeiten Raubzüge nach Stambul zu machen, und schon vor der mongolischen Zeit erschienen russische Flotten und russische Zaren vor der Stadt. Die Priesterschaft und das ihnen anhängende Volk, das beständig von den alten vielgepriesenen Mutterkirchen (den „Wselenskije Saborui") Zaregrads, Nikomediens und Nicäas träumt, würde einem Einrücken in Konstantinopel nur applaudiren.

Die Station der russisch-tschornomorskischen Flotte in Sewastopol ist gut gewählt. Wäre aber Konstantinopel gewonnen, so hätte sie dann hier eine eben so einzige Station erhalten, wie die baltische, wenn sie das erlangt haben wird, wonach sie ringt, eine Stellung am Sunde. Das östliche Mittelmeer würde dann so von Rußland bewacht und beherrscht werden können, wie England das westliche von Gibraltar aus überwacht. Die Steppen würden dann ihren Culminationspunct von Macht und Blüthe erreichen. Dann erst würde der Kaukasus völlig von aller Hoffnung und aller Hilfe, die ihm von England und der Türkei kommen könnte, abgeschnitten sein. Vielleicht liegt es im Rathe des Schicksals beschlossen, daß die Steppen einst unter russischen Flügeln durch diesen Zenith gehen, bevor sie im nie rastenden Strome der Ereignisse zu anderen Umgestaltungen und Combinationen fortgeführt werden.

Einstweilen liegt noch ein Schleier über dieser näch-

sten Zukunft der Steppe. Doch scheint es, als seien alle Schauspieler bereits geschmückt, gekleidet und gerüstet. Des ganzen europäischen Publicums Augen sind nach den südlichen Steppen Rußlands gerichtet. Welche Scene werden wir erblicken, wenn hier endlich der Vorhang, an dem man schon vielfach lüftete, aufgezogen wird?

Bemerkungen

über die

russischen Leibeigenen und ihre Herren.

Es drehen sich in Rußland um kein Verhältniß wichtigere Lebensfragen als um das Verhältniß, in welchem die 50 Millionen Bauern des Reichs zu ihren Gutsherrschaften stehen. Ja man kann die Frage von der Leibeigenschaft dieser Leute gewiß die größte aller Fragen in Rußland nennen, und Jeder, der, wenn auch nur Weniges, zur Beleuchtung derselben beitragen kann, darf damit nicht zurückhalten.

So lange die Grundbevölkerung dieses weiten Landes noch in einer harten und entehrendrn Sclaverei schmachtet, ist dort an keinen gründlichen Fortschritt der Cultur und Humanität zu denken. Die Leibeigenschaft verpestet gewissermaßen die ganze Atmosphäre der geistigen Bildung, indem sie nicht nur die ihr unmittelbar Unterworfenen zu Sclaven macht, sondern auch die ganze Bevölkerung mit despotischen und sclavischen Sitten und Gesinnungen ansteckt.

Die Leibeigenschaft umfaßt mehr Individuen in Rußland als bloß die, welche eigentlich Leibeigene genannt werden. Sollte sie einmal in der Wurzel zerstört werden, so würde ein freierer Geist auch alle anderen Verhältnisse im Lande durchdringen. Und mit Recht sagt ein französischer Schriftsteller: „Le servage est la base fondamentale de l'empire russe; c'est le pivot, sur lequel s'appuient et vers lequel convergent toutes les institutions de ce pays. C'est la raison d'être, la condition sine qua non du gouvernement

moscovite, tel qu'il est organisé. Supprimez le servage et aussitôt la Russie change de face, tout subit une transformation profonde."

Die russische Leibeigenschaft hält in ihren Banden den 15ten Theil der Bevölkerung des ganzen Erdglobus. Die Fragen, die sich bei ihrer Untersuchung aufdrängen, gehören also auch zu den großen Weltfragen, bei welchen die ganze Menschheit interessirt ist. Es wäre interessant, diese Fragen einmal ganz gründlich und möglichst erschöpfend nach ihrem heutigen Standpuncte abzuhandeln. Dazu gehörten indeß eine Umsicht, eine Unparteilichkeit, eine Menge von Erfahrungen und Kenntnissen, die vielleicht Niemand besitzt. Ich verzichte hier natürlich auf diesen schwierigen Versuch und will nur einige Bemerkungen vorbringen, die ich als einen ferneren Beitrag zur Vermehrung des Materials zu einer solchen wünschenswerthen Abhandlung zu betrachten bitte.

Die Stellung der Bauern ist in den verschiedenen Gegenden Rußlands natürlich sehr verschieden. Ein sehr merkwürdiger und höchst folgenreicher Unterschied zwischen der Stellung der Leibeigenen in Großrußland und derer in Kleinrußland und den westlichen polnischen Provinzen besteht darin, daß sie in den letzteren Provinzen dem Herrn in der Regel hauptsächlich nur Frohndienste leisten und Naturalien liefern und mithin ganz und gar an die Scholle, welche des Herrn Gut heißt, gebunden sind, während sie in Großrußland, nach einer ziemlich allgemein gewordenen Gewohnheit, gegen eine gewisse jährliche Geldabgabe auch die Erlaubniß erhalten, in die Fremde zu wandern, um sich ihren Unterhalt auf andere Weise zu verdienen.

Dieser wesentliche Unterschied in dem Verhältniß der großrussischen und der polnischen und kleinrussischen Bauern beruht wahrscheinlich auf uralten Verschiedenheiten der Sitten und Charakter-Eigenthümlichkeiten dieser Völker. Die Polen sind ein wesentlich ackerbauendes Volk. Man hat sogar ihren Namen von einem slavischen Worte (dem russischen „pole“) abgeleitet, das so viel als Ackerfeld bedeutet. Die Kleinrussen sind eben so ein Volk, das nur zu Ackerbau und Viehzucht Talent hat.

Die Großrussen dagegen, die schon Peter der Große mit den Juden verglich, besitzen große Vorliebe und zugleich eine besondere Anlage zu Handelsgeschäften und Speculationen.

Es mochte den Herren der Polen und Kleinrussen daher leichter werden, ihre Leute fest an die Scholle zu schmieden. Die Herren der Großrussen dagegen mochten von Anfang herein, dem Genius ihrer Leute nachgebend, sich veranlaßt finden, ihnen die Erlaubniß zu dem freien handeltreibenden Herumstreifen zu geben und dabei die Talente ihrer Leute auch in dieser Richtung zu benutzen.

Ich sprach einmal mit einem großrussischen Burschen, den ich als Diener bei einem Kaufmanne fand, und fragte ihn, ob er sich hier nun besser befinde als auf seinem Dorfe. — „O hier in der Stadt viel besser,“ sagte er. — „Warum denn?“ — „Ach dort auf dem Dorfe war keine Hoffnung für mich“ (tam nadeschda niet) erwiderte er mir. — Auf dem Dorfe ist und bleibt der Russe Bauer und hat keine Aussicht, weiter zu kommen, in der Stadt dagegen belebt ihn die Hoffnung auf Fortschritt, auf eine Zukunft, die jedem nicht völlig abgestumpften Menschen eine nothwendige Bedingung seines Lebens ist. Von einem

Kleinrussen hörte ich nie die Hoffnungs- und Aussichtslosigkeit des leibeigenen Bauer- und Dorflebens beklagen.

Natürlich darf der Leibeigene nicht ohne Erlaubniß seines Gutsherrn die Scholle, der er angehört, verlassen, und er wird überall, wo er sich fremden Ortes befindet, ohne diese Erlaubniß seines Herrn nachweisen zu können, angehalten und seinem Herrn auf Verlangen zurückgeliefert.

Dieser stellt seinen Leuten daher, wenn er ihnen jene Erlaubniß geben will, einen sogenannten Paß aus. In diesem Passe sagt er, daß er diesem seinem leibeigenen Menschen N. N. gegen Bezahlung und regelmäßige Einsendung von jährlich so und so viel Rubeln die Freiheit gebe, in alle Städte und Dörfer des russischen Reiches zu gehen und seinen Unterhalt daselbst zu suchen, wie er ihn finden könne.

Es versteht sich von selbst, daß ein solcher gutsherrlicher Paß nur für das russische Reich gilt, und daß die Behörden nicht berechtigt sind, auf Grund desselben einen Paß ins Ausland zu geben, weil es, wie Jeder begreift, Schwierigkeiten für den Herrn haben könnte, seinen Leibeigenen aus dem Auslande zu requiriren.

Mit einem solchen Passe versehen, wandert nun der Leibeigene in den Dörfern und Städten des großen Reichs herum, ähnlich wie die Handwerksburschen in Deutschland, und sieht zu, wo er Arbeit, Beschäftigung, Anstellung und Unterhalt finden könne. Zuweilen hat er schon auf dem Gute seines Herrn irgend ein Handwerk gelernt, z. B. das Zimmermanns-, Tischler- oder Schmiedehandwerk oder ein Bißchen Gärtnerei. Er hält sich dann zunächst zu dem, welches er am beßten versteht. Er vermiethet sich bei einem Schneider, bei einem Zimmermann oder bei einem Schmied und arbeitet als Gehilfe bald hier, bald da.

Gewöhnlich ist dieß aber nicht der Fall, und meistens bringt er nichts mit in die Welt, als seine zwei Hände, seinen guten Willen, möglichst viel Geld zu verdienen, und sein ihm angeborenes Geschick, sich in alle Lagen zu finden und alle möglichen Beschäftigungen zu betreiben. Man sieht in Petersburg, in Moskau und in den anderen Städten des russischen Reichs beständig Hunderte und Tausende von solchen Unterhalt suchenden Leibeigenen aus- und einziehen.

Bringt er ein kleines Capital mit sich, das er sich entweder bereits ersparte, oder das ihm vielleicht sein Vater oder sein Bruder, oder auch sein Herr, der ihm wohlwill, darlieh, so ist Alles darauf zu wetten, daß er sich dafür Handelswaaren kaufen wird, eine kleinere oder größere Partie, je nach der Größe seines kleinen Capitals, sei es Schreibpapier oder Moskauische Bilder oder Bücher oder trockene Kiew'sche Früchte oder deutsche Spielsachen oder Bürstenbinderfabricate, mit denen er dann so lange herumstreift, bis er sie alle zu möglichst theueren Preisen an den Mann gebracht hat und sich im Stande sieht, davon nicht nur seinen Herrenzins, sondern auch sein Darlehen zurückzuzahlen und für sich selbst noch ein Capitälchen bei Seite zu legen. Vermehrt sich dieses, so etablirt er sich in den Buden irgend eines städtischen Bazars und wird wohl mit der Zeit ein wohlhabender oder gar ein reicher Mann.

Viele kaufen sich für ihr Geld ein Pferd und eine Droschke und verdienen sich ihren Unterhalt und ihren Herrenzins als Kutscher auf den Straßen der russischen Städte. Manche gehen auch als Graben- und Schanzarbeiter (navigators, wie die Engländer sagen würden) nach Polen, Kleinrußland, Lithauen oder den deutschen Ostseeprovinzen, wo man diese für Geld arbeitenden und rüstigen

großrussischen Burschen gern hat und bei außerordentlichen Arbeiten, z. B. bei Parkanlagen, bei Häuserbauten, bei Waldlichtungen, bei Wegebnungen ꝛc., lieber verwendet als die trägeren und fahrlässigeren eigenen Leute.

Sehr Viele auch pachten sich in der Nähe irgend einer Stadt ein kleines Grundstück, das sie mit Kohl, Rüben, Melonen, Kürbissen und anderem Gemüse bepflanzen. Alle russischen Städte sind von solchen speculirenden leibeigenen Gemüsegärtnern umgeben. Als Diener, Kutscher, Lakaien suchen viele, die weder etwas verstehen, noch ein Capital haben, bei Herrschaften unterzukommen und machen dann auch dabei oft eine profitable Carriere.

Manchem mag es allerdings auf seinen Wanderungen unglücklich ergehen. Viele verlieren ihre Gesundheit, werden Krüppel, oder büßen ihr Geld ein und verzweifeln an ihrem Weiterkommen. Sie können dann ihrem Herrn nicht den Zins einschicken, und es bleibt ihnen nichts übrig, als zu diesem ihrem Leibherrn, der zugleich auch ihr Brodherr ist, zurückzukehren und ihn um Brod und eine für ihre Umstände passende Verwendung zu bitten.

Manche Andere aber werden wohl auch von ihren Herren, welche sie zurückrufen, mitten in ihrer Carriere unterbrochen und sind gezwungen, wider ihren Willen zu ihrem Dorfe zurückzukehren. Es kann z. B. sein, daß der Herr auf seinem Gute durch Krankheit oder andere Umstände viele Arbeiter verloren hat und daher seine Entlassenen wieder zurückzuziehen wünscht, um sie bei den Feldarbeiten zu benutzen. Es kann auch sein, daß der Herr, der aus der Ferne immer ein Auge auf seine Leibeigenen hat, mit dem Benehmen eines solchen nicht zufrieden ist, oder daß er eine gewisse Speculation desselben nicht approbirt.

So kam mir der Fall vor, daß ein Leibeigener, welcher Kammerdiener bei einem vornehmen russischen Herrn in Petersburg geworden war, mit diesem nach dem Kaukasus reisen wollte, wo dieser Herr einen sehr hohen Posten bekleiden sollte. Der Reisende wollte seinen Kammerdiener, mit dem er sehr zufrieden war, gern mitnehmen, auch der Kammerdiener, der sich in seiner Stellung wohl fühlte, war sehr willig, demselben dahin zu folgen. Allein nun mischte sich der Leibherr ein, der eine Abneigung gegen den Kaukasus hatte und bei dem es Princip war, seine Leibeigenen nie in diese Gegenden zu entlassen, vielleicht weil er fürchtete, daß sie dort zu viel Gelegenheit zum Entkommen finden könnten. Es gab darüber eine Correspondenz hin und her, der Leibeigene petitionirte, bat, und das Ende war, daß der Leibherr, der sich dabei erzürnte, jenem seinen Freipaß ganz entzog und ihn auf sein Gut zurückkommen ließ, wo er die Kammerdieneruniform ausziehen und den Bauerrock wieder anlegen mußte.

Es kann auch sein, daß die Güter indeß in andere Hände übergegangen sind, und daß die Käufer oder Erben andere Grundsätze haben. Die neuen Eigenthümer sind z. B. vielleicht habsüchtiger als die alten Herren, wollen den Zins so weit erhöhen, daß die armen Leibeigenen ihn nicht mehr erschwingen können, oder sie beabsichtigen vielleicht, Verbesserungen im Ackerbauwesen einzuführen, bei denen sie mehr Hände nöthig haben, weßhalb sie alle ihre Leibeigenen aus der Fremde zu sich zurückrufen.

Dieß sind indeß außergewöhnliche traurige Fälle. In der Regel sehen die Herren ein, daß ein Leibeigener, der ein kluger Kaufmann oder ein geschickter Handwerker in Petersburg oder Moskau ist, ihm dort mehr nützt und

einbringt, als er ihm als Pflüger oder Hirte auf dem Dorfe nützen und einbringen könnte.

Viele bleiben daher auf ewige Zeiten von ihrem Gute entfernt, etabliren sich ganz und gar in einer entfernten Stadt, verheirathen sich dort und sehen ihr Geburtsdorf, wo sie eigentlich glebae adscripti sind, nie wieder, obgleich sie noch immer als Bewohner und Angehörige in diesem Dorfe eingeschrieben sind, und obgleich sie dahin noch jährlich ihren Zins zahlen.

Manche Leibeigene kehren auch in einem späteren Lebensalter mit ihrem Erworbenen freiwillig auf ihre Dörfer zurück, um unter den Ihrigen zu wohnen und zu sterben. Dieß sind jedoch nur solche, die nicht, etwa als Kaufleute, unter andere Classen der Gesellschaft geriethen und andere Gewohnheiten annahmen.

Es ist höchst wahrscheinlich, daß in neuerer Zeit, bei der stets außerordentlich zunehmenden Bevölkerung des russischen Reichs, die Anzahl der im Reiche umherwandernden Zinsbauern immer größer geworden ist, und daß die Herren immer mehr solche Leute von ihren Gütern entlassen. Ihre Dörfer sind voll von jungem Aufwuchs, und sie wissen sie nicht alle zu beschäftigen. Sie sind wie Bienenstöcke, denen das Schwärmen ein Lebensbedürfniß ist.

Zwar sind die russischen Gutsländereien unermeßlich groß und könnten wohl noch eine große Menge Menschen mehr ernähren und beschäftigen. Allein die Kunst des Ackerbaues schreitet ihrer Natur nach überall, und namentlich in Rußland, sehr langsam vorwärts, und es ist höchst wahrscheinlich, daß ihre Fortschritte dort hinter dem Anwachsen der Bevölkerung zurückbleiben. Daher scheint es, als sei jene Entlassung der glebae adscripti gegen Zins

den russischen Gütern und Dörfern ein dringendes Bedürfniß.

Auf der anderen Seite ist umgekehrt wahrscheinlich dasselbe System nicht nur eine Folge jener anwachsenden Bevölkerung, sondern zugleich eine befördernde Ursache derselben.

Die Bevölkerung Rußlands steigt zwar in allen Theilen des Reichs (Polen vielleicht allein ausgenommen) stark. In Sibirien und Südrußland und in den kaukasischen Provinzen vermehrt sie sich in Folge der dahin gehenden Einwanderungen, — in den deutschen Ostseeprovinzen in Folge der Freimachung der Bauern und ihrer dadurch bewirkten größeren Beweglichkeit. In Großrußland aber steigt sie ohne alle Einwanderung, vielmehr trotz vielfacher nach anderen Gegenden hin statthabender Auswanderung weit mehr als in allen anderen Theilen des Reichs. Es liegen hier natürlich mehre Ursachen zum Grunde; allein eine der hauptsächlichsten und, wie mir es scheint, noch wenig beachteten ist gewiß das in diesem Theile des Reichs herrschende Zinsbauern-System.

Vermöge dieses Systems werden den Söhnen der Bauern immer viele Lebenscarrieren eröffnet, die den glebae adscriptis in anderen Provinzen verschlossen bleiben, und zu gleicher Zeit wird auf den Gütern und in den Dörfern immer Raum für Nachgeborene.

Auch liegt es in Folge dieses Systems im Interesse der großrussischen Gutsbesitzer, häufige und kinderreiche Ehen zu wünschen und zu befördern, weil ihr Reichthum vorzugsweise in einem zahlreichen Seelenbesitze besteht, während in anderen Theilen des Reichs, wo man die Zinsbauern nicht kennt, ein Besitz von vielen Leibeigenen nicht immer wünschenswerth und vortheilhaft ist, weßhalb dort den Guts-

besitzern nicht so sehr viel daran liegt, daß ihre Bauern sich stark vermehren.

Die Geldabgabe, welche die Leibeignen der besagten Gattung an ihre Herren bezahlen, statt Frohndienste zu leisten, heißt „Obrok", und ein Mensch, der unter Auflegung dieses Zinses in die Fremde entlassen wird, heißt ein „Obrotschnoi," d. h. also ein Zinsner.

Die Größe des Betrags des Obroks liegt natürlich ganz in der Willkür des Herrn, da dieser ja überhaupt gar nicht verpflichtet ist, seine Leibeigenen zu entlassen, und also für diese Erlaubniß einen so hohen Preis verlangen kann, als er will. Allein wollten die Herren ihre Forderungen zu hoch spannen, so würden sie sich natürlich selbst im Lichte stehen. Da Niemand einen zu hohen Obrok würde erschwingen können, so würde auch Niemand mehr in die Ferne wandern, um einen mäßigen Obrok für sie zu verdienen, und auf ihren Gütern würden sie zuweilen einen Ueberfluß von unnützen Arbeitern haben. Die meisten billigdenkenden und vernünftigen Herren haben daher eine mäßige Summe ein für alle Mal festgesetzt, welche sie von ihren Obrotschnois fordern und die sie aus Princip und freier Wahl nicht überschreiten.

Daher hört man denn zuweilen, wie ein reicher Gutsbesitzer gelobt wird, indem es von ihm heißt: „Er nimmt einen sehr geringen Obrok von seinen Leuten, er fordert nicht mehr als 40 Rubel vom Kopfe." Es giebt Gutsbesitzer, die jeden ihrer Leute zu einem solchen mäßigen Satze in die Fremde entlassen, wenn sonst nichts Besonderes gegen ihren Charakter einzuwenden ist.

Dieser Obrok wird nur als ein Aequivalent für die körperliche Arbeit, welche der Herr von den Leibeigenen zu

fordern berechtigt ist, angesehen, nicht etwa als eine Steuer von dem Vermögen und Einkommen des Leibeigenen. Daher ist es auch nicht gewöhnlich, den Obrok zu erhöhen, wenn der Leibeigene ein reicher Mann wird, obgleich die Herren eine solche Erhöhung leicht auf allerlei Weise erzwingen könnten.

Es leben viele reiche Leibeigene in den großen Städten Rußlands, die ihren Herren nie das Geringste mehr bezahlen als ihren jährlichen Obrok von 30 oder 40 Rubeln. Es giebt bekanntlich große Fabrikdörfer, wo alle Bewohner reiche Fabricanten sind, ohne daß seit hundert Jahren ihnen mehr als der gewöhnliche Obrok abgefordert worden wäre. Es mag sogar Leibeigene geben, die reicher sind als ihre Herren. Mir wurde einmal eine alte Dame genannt, die 800 Leibeigene vom Kaiser von Rußland geschenkt bekommen hatte und von diesen 800 Seelen die mäßige Revenue von 8000 Rubeln bezog, da der Obrok von jedem Individuum nur 10 Rubel betrug. Ihre Bauern, die sie in keiner Hinsicht bedrückte und die von einem großen Handels- und Erwerbsgenie beseelt waren, stolzirten in sammetnen und seidenen Kaftans einher, und einige von ihnen wurden sehr reich. Sie selbst, die Herrin, lebte sehr mäßig von ihrer kleinen Rente. In ihrem Testamente gab die kinderlose Frau die 800 unter ihrer Herrschaft reich gewordenen Bauern dem Kaiser zurück, weil sie nicht wünschte, daß sie in die Hände eines habgierigen Erben fallen sollten.

Auf manchen Gütern besteht ein gewisser fester Obrok schon seit langer Zeit, welchen Großvater, Vater und Sohn respectirt haben. Auch haben sich nicht nur auf einzelnen Gütern, sondern auch in ganzen Gegenden gewisse Sätze festgestellt, deren Größe sich je nach der Wohlhaben-

heit und Industrie der Bauern regulirt hat, so daß z. B. in einigen Gegenden ein hoher Obrok von 100 und mehr Rubeln gewöhnlich ist, während in anderen nur 30 Rubel und weniger bezahlt werden.

Natürlich ist der Herr mehr oder weniger gezwungen, sich an solche durch die Gewohnheit festgesetzte Sätze zu halten. Ueberschritte er den alt hergebrachten Obroksatz, und blieben seine Nachbarn bei einem niedrigen Satze, so würde er seine Bauern sich entfremden. Er würde in außerordentlichen Fällen nicht auf sie zählen können, sie würden gegen ihn intriguiren oder gar einen „Bunt" (Aufruhr) machen.

Die Größe des sogenannten Seelenbesitzes giebt einen sehr ungewissen Maßstab für den Reichthum eines russischen Herrn ab, obgleich dieser Maßstab in den meisten Theilen von Rußland der gewöhnlichste ist.

Es ist bemerkenswerth, daß bei uns in Deutschland, selbst in den Zeiten, wo bei uns eine Leibeigenschaft herrschte, die hier und da in gewissen Rücksichten noch unbequemer war als die russische, doch nie der Reichthum der Grundbesitzer nach der Seelenzahl bemessen wurde, wie in Rußland. Wie früher, so spricht man auch jetzt noch bei uns: der und der Herr hat 2000 Morgen urbaren Landes, 800 Morgen Wald ꝛc. Sind die Herrschaften recht groß, so giebt man auch wohl die Zahl der Dörfer und Städte als einen Maßstab in Bausch und Bogen an. So hört man wohl noch jetzt: „Der und der besitzt 2 Städte, 20 Dörfer ꝛc." oder „Jener hat 15 Dörfer geerbt." Solche Aeußerungen hört man in Schlesien und Preußen ꝛc.

Dieß ist sehr natürlich, denn die Hauptvortheile, welche solche Besitzungen in jenen Ländern dem Herrn ge-

währen, bestehen in einem gewissen Zinse, den sie nicht wie in Rußland nach der Anzahl der männlichen Köpfe, sondern nach der Menge der Familien oder Feuerstellen beziehen.

In den deutschen Ostseeprovinzen herrscht wieder ein anderer Maßstab für die Bestimmung der Größe eines Gutsbesitzers. Dort spricht man nicht wie in Deutschland von Morgen Landes, weil die Güter noch sehr groß sind und viel uncultivirtes Land enthalten, nicht von Dörfern, weil es dort keine giebt, nicht von Seelen, wie in Rußland, weil man das Obroksystem nicht kennt, sondern von „Wirthen" oder „Gesinden." Man hört z. B. sagen: dieses große Gut hat 100 oder 200, jenes kleine nur 10 oder 5 Wirthe oder Gesinde.

Dieß kommt daher, weil die Bauern auf kleinen Gehöften zerstreut wohnen, welche man „Gesinde" nennt, so wie der Besitzer, der als Vorsteher über ein solches Gesinde gesetzt ist, „Wirth" genannt wird. Alle Frohndienste, welche die Bauern zu leisten haben, sind auf diese Gehöfte vertheilt.

In Rußland nun geht Alles nach der Anzahl der Seelen. Man spricht dort so: Dieser Herr hat 50,000 Seelen. Jene Dame ist eine reiche Wittwe, sie hat 20,000 Seelen. Diese zwei jungen Mädchen sind ausgezeichnete Partieen, jede von ihnen bekommt 10,000 Seelen mit. Jener alte Herr hat eine immens reiche Erbschaft hinterlassen, er hat jedem seiner Söhne 8000 Seelen vermacht.

Auch in Kleinrußland mißt man den Reichthum der Grundbesitzer gewöhnlich nach der Anzahl der Seelen, die ihnen leibeigen zugehören, obgleich hier, wie ich schon angedeutet habe, der Seelenbesitz keinen so guten Maßstab giebt, als in Großrußland, weil das Obrok-System hier nicht gewöhnlich ist. Es kann in Kleinrußland ein großer

Seelenbesitz sogar lästig sein, wenn die Größe des Terrains, das man neben den Leibeigenen hat, nicht in angemessenem Verhältniß dazu steht. Der Herr kann in einem solchen Falle nicht Arbeit genug für seine Leute schaffen und sie nicht nützlich für sich verwenden. Ja sie können ihm unter Umständen sogar mehr kosten, als einbringen.

„Jener kleine Beamte," so erzählte man mir, „hat mit seinen 6 Brüdern den Besitz seines Vaters getheilt. Auf seinen Antheil sind dabei 23 Seelen gefallen, und dazu ein Flecken Landes, den er leicht mit zwei Pflügen bestellen kann. Er weiß nicht, was er mit seinen 23 Leuten anfangen soll. In die Ferne zu wandern, wie unsere großrussischen Bauern, und sich durch Handelschaft und Industrie etwas zu erwerben, dazu haben diese indolenten Kleinrussen kein Genie und keine Lust. Sie liegen dem Herrn daher Alle auf der Tasche. Er hat schon Mehre von ihnen als Ofenheizer, Kammerdiener, Kutscher und in anderen Chargen zu sich ins Haus genommen. Seine beiden Pflüge sind mit doppelt so viel Ochsen bespannt und mit drei Mal so viel Menschen und Hütern versehen, als nöthig wäre, und doch bleibt ihm noch ein Rest, der gar nichts thut."

In Großrußland dagegen läßt es sich denken, daß ein Herr mit Seelenbesitz schon reich ist, auch wenn er nur wenig Land dazu hat. Hat er 1000 Leibeigene auf seinem Gute zu viel, so entläßt er sie alle in die Ferne und zieht von ihnen jährlich 40,000, 60,000 oder 100,000 Rubel Revenueen, je nach der Höhe des Obroks, den er ihnen auflegen könnte. — Im Ganzen genommen behauptet man daher, daß in Großrußland wegen der größeren Anstelligkeit und Verwendbarkeit des Volks 500 Seelen mehr werth sind als 1000 in Kleinrußland.

Uebrigens macht es auch in Großrußland der Seelenbesitz nicht allein aus. Auch hier kommt natürlich noch viel auf das richtige Verhältniß des Landbesitzes zum Seelenbesitze an. Es giebt kleine Güter, die so gut arrondirt, so vortheilhaft gelegen sind, und auf denen urbares und nicht urbares Land, Wald, Wiese und Anzahl der Bewohner in so richtigen Verhältnissen stehen, daß sie mehr einbringen als andere größere Güter, die solche Vortheile nicht genießen.

Die Anzahl der Leibeigenen, die den einzelnen Gutsbesitzern zu Theil geworden, ist natürlich außerordentlich verschieden. Es wäre interessant, wenn man die Zahl aller Leibeigenen sowie aller Herren in Rußland genau wüßte*). Man könnte dann daraus eine Summe von Leibeigenen finden, welche das mittlere Vermögen in Rußland repräsentirte. Im Ganzen pflegt man schon den Besitz von 500 bis 1000 Seelen als ein hübsches mittleres Vermögen anzusehen. Nehmen wir den Obrok auch nur zu einer mittleren Höhe von etwa 40 Rubeln vom Kopf an, so muß ein solcher Besitz etwa eine Revenue von 20,000 bis 40,000 Rubeln**) abwerfen.

Die Herren, welche 5000 bis 10,000 Seelen besitzen, gehören schon zu den besonders Reichen.

Doch steigt die Anzahl der Leibeigenen, welche in die Hand eines einzigen Menschen gegeben sind, bis auf 50,000, 60,000 und 70,000 männliche Individuen. Zu solchen immens reichen Seelenbesitzern gehören die Scheremetiews, die Davidows, die Demidows und Andere.

---

*) Man sagt, es gebe 20,000 gutsbesitzende Herren und etwa 24 Millionen männliche Leibeigene.

**) Es sind hier überall Papierrubel gemeint.

Es giebt ein Gesetz in Rußland, daß kein Privatmann 100,000 Seelen und darüber besitzen dürfe, 99,999 ist also das Aeußerste. Man sagt in Rußland, daß die alte jetzt verstorbene Gräfin Branicka, die reichste Polin unserer Zeit, wirklich 99,999 Leibeigene besessen habe.

Nur der Kaiser darf natürlich mehr als 100,000 Leibeigene haben. Er besitzt in der That 1 Million sogenannter „Apannage-Bauern", die besonders und allein für den Unterhalt der kaiserlichen Familie und des Hofes bestimmt sind, und von denen der Kaiser gewissermaßen seine Civilliste bezieht. Außerdem aber giebt es noch 9 Millionen sogenannte „Kronbauern*)", über die der Kaiser gleichfalls verfügt, und deren Obrok für Staatszwecke verwendet wird.

Von jenen mittleren und großen Zahlen steigt nun der Seelenbesitz zu den kleineren und kleinsten Summen herab. Es giebt eine Menge Besitzer von drei, zwei und einem Hundert Leibeigenen. In Kleinrußland namentlich findet man Seelenbesitzer von allen Größen. Es wimmelt dort von kleinen Herren zu 50, 40, 20 und noch weniger Seelen, während dagegen in Großrußland die bedeutendsten Accumulationen von Seelenbesitz stattgefunden haben.

Dieser Unterschied zwischen Groß- und Kleinrußland rührt hauptsächlich aus zwei Ursachen her, erstlich daher, daß in Kleinrußland von jeher die Erbschaft eines Vermögens unter allen Söhnen einer Familie zu gleichen Theilen getheilt wurde, und zweitens daher, daß dort neben dem großen

*) Es sind hier, wie gewöhnlich in Rußland, nur die männlichen Individuen gezählt. Männliche und weibliche zusammen gerechnet, besitzt der Kaiser ungefähr 17 Millionen Leibeigene.

und mächtigen Adel ein kleiner Adel sich bildete, der den sogenannten Schlachtitzen in Polen und dem sogenannten Bauernadel in Ungarn ähnelt.

Dieser niedere kleinrussische Adel wohnt mitten unter seinen Bauern in den Dörfern, und man findet oft 30 bis 40 und mehr solche Edelleute-Familien in einem Dorfe. In einem kleinrussischen Dorfe, in welchem ich eine Zeit lang wohnte, gab es neben 5000 panskije ljudi (leibeigenen Leuten) und 1500 Kasakki (freien Bauern) nicht weniger als 95 Familien von Edelleuten. In Großrußland gehört gewöhnlich das ganze Dorf einem einzigen Herren.

Unter jenen kleinen Edelleuten mag es schon oft vorgekommen sein, daß bei Erbtheilungen jeder Berechtigte nur drei oder zwei oder gar nur einen Leibeigenen erhielt. Und man hat hier also eine Stufenleiter des Reichthums von 1 Seele bis zu 100,000 Seelen weniger eine.

Wenn es heißt, daß der Edelmann N. N. so und so viel Leibeigene besitze, so will dieß natürlich nur so viel bedeuten, daß gerade so viel Leibeigene auf dem Papier aufgeschrieben sind, und daß der reiche Herr nur für so viel Seelen das auf jedem männlichen Bauernkopf lastende Kopfgeld an die Krone bezahle.

Es lassen sich nicht wenige Arten und Weisen denken, wie Jemand, an den viele große Erbschaften fielen, in der That mehr Seelen besitzen kann, als auf dem Papier verzeichnet sind. Ueberhaupt mag wohl nie die auf dem Papiere verzeichnete Seelenanzahl ganz genau mit der wirklich im Besitz des Herrn befindlichen übereinstimmen.

In einzelnen Fällen hat sich auch das Umgekehrte ereignet, daß nämlich Jemand mehr Leibeigene auf dem Papier hatte, als er in Wirklichkeit besaß. Wer für viele Seelen

die Staatsabgaben, d. h. die Kopfsteuer, bezahlt, genießt natürlich einen größeren Credit, als der, welcher für wenig Seelen Abgaben entrichtet. Die Quittungen, welche die Regierung über die für eine oder mehre Seelen bezahlte Kopfsteuer ausstellt, gelten als ein Beweis des Besitzes so vieler Seelen, als darauf angegeben sind, und diese Quittungen sind also eine Art von Document, welches Credit verschafft.

Es wurde mir einmal ein merkwürdiger Fall von fingirtem Seelenbesitze und von Betrügerei durch solche Quittungen erzählt, den ich hier mittheilen will, weil er das Obige erläutert. Ein russischer Edelmann, der eine kleine Summe Geldes besaß und sich gern eine größere verschaffen wollte, kaufte sich in einem sehr entfernten Gouvernement an den Gränzen von Sibirien ein Gütchen, auf welchem sich etwa 250 Bewohner befanden.

Er wünschte seinen Besitz größer erscheinen und möglichst viele Leibeigene auf seinem Gute anschreiben zu lassen, um in Folge dessen im Stande zu sein, mehr Credit in Anspruch zu nehmen. Er konnte diese Leute nun nicht geradezu aus der Luft greifen; denn die Staatsbehörden hätten ihn dann natürlich gefragt: „Wie kommt es, daß dieses Gut, welches bisher nur 250 Seelen besaß, jetzt plötzlich 500 oder 1000 hat, und wie sind diese Nikolai Pawlowitsch und Iwan Jefimowitsch, die Du als Deine Leute anführst, auf einmal so schnell herangewachsen?"

Er kam daher auf ein in Rußland nicht ungewöhnliches Mittel, bei dem, um es zu verstehen, man im Auge behalten muß, daß die Revisionen der Seelen in Rußland nur alle 15 Jahre stattfinden, sowie daß die innerhalb eines solchen Zeitraums verstorbenen Leute noch als existirend betrachtet werden, und daß die Kopfsteuer jährlich von

ihnen, als wenn sie noch lebten, bis zur nächsten Revision entrichtet werden muß, wo sie erst von der Liste ausgetilgt werden und die Kopfsteuer zu bezahlen aufhören.

Unser Mann reiste nun auf verschiedenen ihm bekannten Gütern herum und fragte nach, ob Leibeigene auf ihnen verstorben wären. Und fand er solche, so bat er sich die Namen derselben aus und übertrug sie auf die Liste seiner Leibeigenen.

Die Besitzer solcher Leibeigenen, von denen nichts mehr lebte als der Name auf dem Papiere, ließen dieß gern zu, weil unser Mann es nun auch übernahm, bis zur nächsten Revision die Abgaben der Verstorbenen zu bezahlen.

Er sammelte sich auf diese Weise allmälig eine ganze Menge „weiland Iwanowitsche und Federowitsche", die alle auf seinem Gute angeschrieben wurden, für die er pünctlich jedes Jahr die Abgaben bezahlte, und die er sich auch bei der nächsten Revision, als auf seinen Gütern haftend, von den Behörden bestätigen ließ, indem er bei ihnen vorgab, er habe die Cultur seiner sibirischen Güter sehr ausgedehnt und zu diesem Zwecke theils von diesem, theils von jenem Gute Leibeigene herbeigezogen.

Als er dieß in Richtigkeit gebracht hatte, reiste er nach Petersburg, um dort bei der Bank ein Anlehen von 300,000 Rubeln zu machen. Da er die Regierungs-Quittungen über die mehrjährige Bezahlung von Kopfgeld mitbrachte, und da er auch die Documente über die Anschreibung und Domicilirung von mehren Tausend Leibeigenen auf seinen Gütern beifügte und in der Bank deponirte, so fand er dabei keine Schwierigkeit und erhielt die verlangte Summe ausgezahlt.

Er lebte eine Zeit lang davon auf großem Fuße, ver-

Gogol, die toten Seelen.

schwand dann aus der Gesellschaft, und, als man ihn suchte, um ihn an die Rückzahlung zu mahnen, war er nicht mehr zu finden.

Die Bank beschloß, kurzen Proceß mit ihm zu machen und ihm auf der Stelle seine Leibeigenen, über die sie alle nöthigen Papiere und Pfandbriefe in Händen hatte, zu verkaufen. Sie sandte zu diesem Zwecke einen Commissär an Ort und Stelle nach Sibirien. Dieser fand dort aber nichts, als einen Flecken wüsten, wenig cultivirten Landes und einige wenige gute alte Leute, die seit ihrer Väter Zeiten dort gewohnt hatten. Alles Uebrige war nur Wind und Papier. Der Mann aber, der das einzige Reelle bei dieser Gelegenheit erwischt hatte, war verschwunden und wurde nicht wieder gesehen.

Körperliche Züchtigungen regieren und reguliren, corrigiren und stimuliren so Vieles in Rußland, daß man in Deutschland sagt, die Knute beherrsche das ganze Land.

Die Russen sagen zwar, daß ihnen die Knute erst von den Mongolen, unter deren tyrannischem Druck sie vor 400 Jahren seufzten, eingeimpft worden sei. Allein es scheint, als wenn der häufige Gebrauch der Peitsche und des Stocks, den die Mongolen allerdings bei ihnen zur höchsten Höhe der Anwendung gebracht haben mögen, etwas Uraltes bei allen slavischen Nationen sei. Selbst bei denjenigen Slaven, die nie unter mongolischer Herrschaft standen, sind körperliche Züchtigungen mehr im Schwunge gewesen als sonst bei irgend einer anderen europäischen Nation.

Sogar noch heutiges Tages herrschen sie trotz des gelinden preußischen Landrechts als eine alte Gewohnheit bei den schlesischen und posen'schen Deutschen. Auch bei den Wenden in der Lausitz waren sie länger zu Hause als

bei denjenigen Deutschen, die mit ihnen unter einem und demselben Gesetze standen.

Solche Sachen sind national und hängen eben so innig mit dem eigenthümlichen Wesen und Charakter der Völker zusammen, wie andere nationelle Gewohnheiten und Sitten. Die romanischen Völker, die Italiener, Spanier, Franzosen, haben von jeher von allen europäischen Nationen am wenigsten körperliche Züchtigungen gekannt, und in Frankreich und Belgien sind Stock- und Peitschenschläge aus allen Theilen des Criminalcodex und der criminellen Praxis völlig verbannt.

Sie, die romanischen Völker, und namentlich die Franzosen, haben auf die „Schlague allemande" (das deutsche Schlagsystem) immer eben so sehr gescholten, wie wir Deutschen unsererseits uns über die russische Knute entsetzt haben.

In mehren Branchen des Criminalrechts aller deutschen Staaten ist körperliche Züchtigung noch als eine gewöhnliche Strafe bestimmt. In Baiern, in Preußen, in Oesterreich und selbst in unseren freien Städten werden der Stock und die Ruthe noch heutiges Tages zuweilen angewendet. Es ist bekannt, daß auch England und Dänemark noch ihren bedeutenden Antheil an der „Schlague allemande" haben.

Nichtsdestoweniger aber sind wir doch mit den Franzosen, Engländern, Dänen, Italienern und Spaniern darüber einig, daß diese „Schlague allemande" sehr mild ist und kaum in Anschlag kommt in Vergleich mit der unbarmherzigen Art und Weise, wie Stock und Peitsche im östlichen Europa hausen.

Sogar Türken haben sich über das russische Strafsystem entsetzt. Ein Russe erzählte mir, daß in dem vorletzten Türkenkriege bei den Kosacken mehre Hundert Türken

lange Zeit als Kriegsgefangene gelebt hätten und bei kleinen Verbrechen und Vergehen auf russische Weise behandelt worden wären. Sie hatten die Stockschläge und Peitschenhiebe besonders unerträglich gefunden und mehre Male verlangt, man möchte ihnen lieber den Kopf abschneiden, als sie so unbarmherzig schlagen.

Auch alle fremden Reisenden hat in Rußland nichts mehr in Erstaunen gesetzt als die außerordentliche Ausdehnung, welche die Russen ihrem Systeme körperlicher Strafen gegeben haben. Schon Herberstein und Rubruquis haben diesem Gegenstande ihre Aufmerksamkeit gewidmet, und man findet bei diesen und anderen alten Reisenden sehr detaillirte und genaue Schilderungen und Abbildungen der verschiedenen bei den Russen üblichen Weisen der Applicirung der Stockstrafen.

Es wäre interessant genug, einmal alle die verschiedenen hierher gehörigen und jetzt noch üblichen Strafinstrumente der Russen und die Weise ihrer Anwendung wieder genau zu beschreiben, damit andere Leute einen deutlichen Begriff davon bekämen, und damit die Russen, wenn so etwas zu Papier gebracht würde, selbst darüber erschräken und vielleicht hie und da sich etwas mehr mäßigten.

Die eigentliche Knute kommt hier, wo wir von der Bestrafung der Leibeigenen durch ihre Herren reden, natürlich gar nicht in Betracht; denn sie wird nur nach einer gerichtlichen Verurtheilung bei den ärgsten criminellen Verbrechern in Anwendung gebracht. Eine einfache lederne Peitsche und die „Rosgi“ (Ruthen) sind die gewöhnlichen Instrumente bei den Aufsehern und Bütteln der Gutsbesitzer. Doch sind auch diese Instrumente schrecklich genug wenn sie ohne Rücksicht angewendet werden, und wenn sie

sich in der Hand der Tyrannei oder der Rache befinden. Es kommt zuweilen vor, daß Leibeigene unter den Hieben der Rosgi ihren Geist aufgeben, wie Criminalverbrecher zuweilen unter der Knute verscheiden.

Die Anzahl der Schläge, welche ein Herr seinen Leibeigenen in gewissen Fällen zusprechen darf, ist zwar durch Gesetze bestimmt; allein, welcher Procureur ist denn von Seiten des Staats dabei, um sie in jedem Falle genau zu Protokoll zu bringen. Gewöhnlich ist Niemand bei einer solchen Bestrafung zugegen als Leibeigene, deren Zeugniß gegen ihren Herrn nicht giltig ist. Und dann, wie leicht läßt sich eine solche Bestimmung umgehen, wenn einmal ein erbitterter Herr oder Gutsverwalter einem Leibeigenen Rache geschworen hat.

Heißt es, ein Gutsbesitzer soll brevi manu einem Leibeigenen nicht mehr als 15 Schläge hintereinander geben lassen, und ist nicht bestimmt, wie viel Tage oder Wochen zwischen diesen und den nächsten 15 Schlägen verstreichen sollen, so ist es ja eine Kleinigkeit für den Herrn, zu beweisen, daß er einen kleinen Zeitraum, etwa 10 Minuten, zwischen je 15 Schlägen verstreichen ließ. Es ist wohl wahrscheinlich, daß noch jetzt von manchem aufgebrachten Herrn oder Aufseher von Leibeigenen die Drohung: „ich werde dich todt prügeln lassen“, in Erfüllung gebracht wird.

Die Sache läßt sich zwar schwer erweisen, denn es ist in solchen Fällen ja immer möglich, daß der Tod nicht absichtlich herbeigeführt wurde, sondern zufällig erfolgte, vielleicht weil der Leibeigene von besonders schwächlicher Constitution war. Vielleicht wurde er aus Versehen an einer sehr verletzbaren Stelle, z. B. an dem Schlafe, getroffen. Vielleicht zersprang ihm bei der in ihm durch die Schläge hervorge-

brachten inneren Aufregung ein Blutgefäß. Vielleicht war die Frau, ohne daß die Büttel es wußten oder darauf Achtung gaben, schwanger. Vielleicht war der Bestrafte noch zu jung, um eine so harte Strafe auszuhalten.

Allerdings sind für solche Fälle Strafen von den Gesetzen bestimmt. Es sollten die strengsten Strafen, die sich überhaupt in dem Strafcodex des Staates befinden, dafür festgesetzt sein, um solche mit so gefährlicher Gewalt begabte Wesen, wie die russischen Leibherren es sind, in Zaum und Zügel zu halten. Allein wenn schon bei uns das Sprüchwort gilt, daß man die kleinen Verbrecher hänge, die großen aber laufen lasse, so kann man sich denken, wie es mit der Ausführung jener Strafgesetze in Rußland bestellt ist.

Ich hörte in Rußland von einem Falle, wo ein Leibherr seinen Diener, der nicht einmal sein Leibeigener war, hatte zu Tode peitschen lassen, und zwar, wie die allgemeine Stimme behauptete, nachdem er ihn zuvor mit diesem Schicksale bedroht hatt, und wo dieser Herr, der noch nicht einmal zu den sehr großen gehörte, doch keiner härteren Strafe verfiel als einem vierwöchentlichen sehr leichten Gefängniß. Wie contrastirt damit der aus den englischen berühmten Staats- und Criminal-Processen bekannte Fall des angesehenen und reichen Lord Ferrers, der im vorigen Jahrhundert vom Oberhause zum Tode verdammt und auch wirklich hingerichtet wurde, weil er einen seiner Bedienten im Zorn um's Leben gebracht hatte.

Ich sage, solche Fälle kommen vor, und es ist nur Schade, daß man nicht ausmachen kann, wie häufig sie vorkommen, höchstwahrscheinlich sind sie aber selten. Niemand giebt sich die Mühe, solche Fälle genau zu untersuchen und zu zählen.

In der Regel begehen die Unterbeamten und Verwalter der Herren weit mehr Härten als diese selbst. Doch geschieht es fast immer nur mit der Connivenz und der stillschweigenden Billigung der Herren, und diese waschen daher ihre Hände mit nicht mehr Recht in Unschuld als Pilatus. Gewöhnlich halten sie sich gern von der Nähe ihrer Leibeigenen fern und überlassen die nothwendig werdenden Züchtigungen und Strafmaßregeln Anderen. Der Absenteeismus der Herren ist in Rußland ein fast eben so großes und von den Leuten eben so viel beklagtes Uebel, wie in Irland.

Wie die irischen Herren meistens in England oder Frankreich residiren und die Interessen ihrer Bauern in die Hände geldsüchtiger und speculirender Pachter geben, so halten sich auch die russischen Herren lieber in Moskau oder Petersburg und im Auslande auf Reisen auf und lassen ihre Bauern in den Händen oft sehr hartherziger Verwalter, die kein Band der Zuneigung mit den Bauern verknüpft und die kein anderes Interesse haben, als das, ihren Herren so viel Geld als möglich zu senden und zugleich für sich selbst so viel als möglich dabei zurückzulegen.

Der Herr selbst fühlt doch eine Art von Liebe für seine Leute, schon weil sie ihm von seinen Vorvätern überkamen. Auch wünscht er sie zu schonen, weil er sie für sich und seine Kinder erhalten will. Er ist daher von Haus aus milder gegen sie gesinnt als jene Verwalter. Die Bauern sehen daher zu ihrem Herrn auch gewöhnlich wie zu ihrem Schutzengel auf und sehnen sich nach seiner Anwesenheit auf dem Gute. Sie hoffen, bei ihm Gerechtigkeit gegen die Plagegeister von Beamten, die er ihnen setzte, zu finden.

Sie stehen ganz in demselben Verhältnisse zu ihm,

wie die russischen Unterthanen zu ihrem Kaiser und dessen Beamten. Auch die Unterthanen schreiben alle Schuld auf Rechnung der kaiserlichen Beamten und sehen auf den Kaiser als den gerechten Mann, von dem sie Schutz und Rettung erwarten dürfen.

Ich sage, in der Regel werden die meisten Härten mehr von den Beamten als von den Herren selbst ausgeübt; doch giebt es auch unter den letzteren Menschen, die durch Gewohnheit oder durch angeborenen Charakter wahre Tyrannen geworden sind. Nicht selten werden harte Strafen sogleich auf ihren persönlichen Befehl vollzogen, ja häufig legen sie selbst dabei Hand an.

Am schlimmsten, aber auch am beßten haben es immer die Leibeigenen, die als Gesinde in die nächste Umgebung der Herren gezogen werden. Sie werden am beßten gekleidet und genährt und zugleich oft am unbarmherzigsten behandelt. In den Städten läßt man sie gewöhnlich nicht im Hause bestrafen, sondern man schickt sie auf die Polizei. Oft müssen diese armen Leute selbst das Billet, in welchem verzeichnet ist, wie viel Schläge sie empfangen sollen, dem Polizeimeister hinbringen und die Antwort darauf auf ihrem Rücken nach Hause tragen.

Auf dem Lande hört man auch oft in den reich ausgestatteten Häusern der Vornehmen selbst das Geschrei ihrer geprügelten Leute in den Corridors erschallen. Stillschweigend geben sie in der Regel ihrem Haushofmeister selbst eine gewisse polizeiliche Gewalt über die ihm untergebenen Diener.

Ich ging an einem schönen Morgen frühzeitig in dem Garten eines russischen Landgutes spazieren, als ich in Geschrei aus einem Flügel des Gebäudes vernahm. Ich

ging dem Geschrei nach und fand den Haushofmeister, der den Gehilfen des Kochs züchtigte. Als ich ihn über sein Verfahren befragte, sagte er mir, daß er diesem Menschen schon lange eine exemplarische Strafe zugedacht habe und daß sie durchaus bei ihm nöthig gewesen sei. — Er hatte sich zu diesem Ende zwei lange Haselruthen geschnitten und diese frühe Morgenstunde gewählt, um weniger gestört zu werden. Dann hatte er den Menschen aus dem Bette geholt, ihm befohlen, in die Küche zu kommen, seine Jacke auszuziehen und die wohl verdienten Prügel zu empfangen. Der arme zerschlagene Bursche zog sich winselnd und sich die Augen reibend von mir und seinem Peiniger zurück.

Ich kam einmal in Beßarabien in eine deutsche Colonie, in welcher vor Kurzem folgende Geschichte vorgefallen war. Ein russischer Fürst war daselbst beim Schulzen des Orts vorgefahren und hatte von ihm verlangt, daß er auf der Stelle seinem Kutscher 200 Stockschläge geben solle, weil derselbe ihn unterwegs durch seinen gränzenlosen Eigensinn aufgebracht und die Schläge wohl verdient habe.

Der Schulze weigerte sich dessen, weil er zum Schlagen anderer Menschen nicht autorisirt sei und auch keine Lust habe, Jemanden zu prügeln, der ihm kein Unrecht gethan habe. — „Habt Ihr denn keine Leute, die es übernehmen können? Gebt mir sofort Euere Leute.“ — „Mir steht nur ein Büttel zur Seite; doch ist dieser ein alter schwächlicher Mann, und ich glaube schwerlich, daß er sich dazu verstehen wird. Auch kann ich ihm dieß zu thun nicht befehlen.“ — „Ja wer prügelt denn hier in diesem verwünschten deutschen Neste?“ — „Ich glaube, es wird sich Niemand dazu verstehen, aber es sind hier zwei

Polen im Orte, „Kossetzi" (Mäher), die auf Arbeit aus Podolien herüber gekommen sind. Sie sind im Wirthshause; wenn Ihr wollt, mögt Ihr sie holen lassen."

Der Fürst ließ diese polnischen Schnitter sogleich kommen und machte ihnen seinen Antrag.

Die Polen antworteten, sie wären stille, friedliche Leute, die hier auf Arbeit wären und nicht gern einen anderen Menschen prügelten. — „Aber ich sage Euch, dieser Kerl ist ein Schelm, ein Spitzbube, der sich störrisch, eigensinnig und böse gegen mich bewiesen hat. Ich bin der Fürst ..... und das ist mein leibeigener Mensch. Und da, da habt Ihr Geld, so viel als Ihr in einer Woche nicht verdienen könnt."

Da entschlossen sich die armen Leute, vom Gelde verführt, dem bösen Herrn als Henkersknechte zu dienen. Der Lakai des Fürsten hatte indeß auf seinen Befehl eine Partie Ruthen zurecht geschnitten und sie auf einen Haufen hingelegt. Es waren Weinrebenstöcke. Zwei Leute mußten den Delinquenten nun bei den Armen und Beinen ausgestreckt halten, und einer mußte ihn prügeln.

Der Fürst hatte 200 Prügel festgesetzt, und er zählte sie, indem er neben dem Gepeitschten auf und ab ging. Zuweilen, wenn der Büttel einen frischen Stock nahm, ergriff er diesen wohl selbst und fügte mit eigener Hand noch einige Hiebe hinzu, indem er seinem Kutscher zurief: „Das ist noch eine Zugabe, diese zähle ich nicht (ettot pribawka, ja ne tschitaju), Du Schelm. Willst Du ein ander Mal gleich gehorchen, wenn ich Dir etwas befehle?"

„Ja ja, ich will", jammerte der Geprügelte. Allein er mußte seine Zahl aushalten und wurde dann in das Hospital der benachbarten Stadt geschickt, um curirt zu

werden. Nachher fuhr er seinen Fürsten und Herrn wieder als Kutscher wie zuvor, wahrscheinlich jedoch etwas williger.

Es giebt in der Regel auf den Gütern und Dörfern einige Aufseher und Aelteste, die besonders zum Prügeln angestellt sind; allein zuweilen befiehlt man auch irgend einem beliebigen Bedienten oder Leibeigenen, den anderen zu prügeln; so z. B. muß oft der Lakai den Kutscher, oder der Kutscher den Lakai, oder der Koch den Kammerdiener, oder der Hausmeister den Koch prügeln.

Eine russische Oberstenfrau war einmal auf ihren Kutscher erbittert. Derselbe hatte sie durch zweierlei Verbrechen erzürnt, denn erstlich hatte er geraucht und zweitens am Tage der Abreise seiner Herrin eins ihrer Pferde im Stalle lahm finden lassen.

Weil sie den Geruch des Tabacks nicht vertragen konnte, so hatte sie allen ihren Leuten das Rauchen streng untersagt. Dennoch fand sie den besagten Kutscher eines Tages rauchend. Sie zwang ihn, seine Pfeife aus dem Munde zu nehmen und sie auf der Stelle in ihrer Gegenwart zu zerhacken und zu verbrennen. Er mußte das Feuer selbst dazu anblasen, obgleich er für seine schöne neue Pfeife vor Kurzem erst einen Rubel Banko bezahlt hatte.

Sie ließ ihm im Uebrigen dieses Versehen hingehen. Als aber am anderen Tage, an welchem sie abreisen wollte, ein Pferd lahm gefunden wurde, ging ihr die Geduld aus.

„Sieh, was soll ich nun machen? Jetzt kann ich nicht reisen! Höchstwahrscheinlich hast Du das Pferd bei einem schlechten russischen Schmied beschlagen lassen, während ich Dir doch sagte, Du solltest es zu dem deutschen Schmied führen. Ich gab Dir deßwegen auch

mehr Geld. Aber was Dir übrig geblieben ist, das hast Du wahrscheinlich in die Tasche gesteckt."

„Nein, Herrin, das hab' ich nicht." — „Ja, sage ich, so ist es, Du hast es sicherlich so gemacht, Du Schelm." — „Nein, Herrin." — „Ja, Schelm!" — „Nein". — „Was? Du willst noch widersprechen?" — Sie rief ihren Koch herbei.

„Koch! hier prügele diesen verwünschten Menschen auf der Stelle. Gieb ihm Ohrfeigen rechts und links. Nur schnell heran. In's Gesicht! auf die Nase! besser in's Gesicht! Besser! besser! (palutsche!) — Genug damit (dawolna). — Jetzt gieb ihm Rippenstöße (kulaki tjeper!) Stärker! stärker! (pa kreptsche, pa kreptsche!)." Der Kutscher zog sich unter den Püffen des Kochs langsam in den Stall zurück und warf sich daselbst mit verschwollenen Augen auf die Streu.

Sie wagte es nichtsdestoweniger, mit diesem geschlagenen Kutscher und ihrem lahmen Pferde sich nachher auf den Weg zu machen. Doch vernahm ich später, daß ihr unterwegs der Kutscher weggelaufen sei und dabei des Kochs Sachen mitgenommen habe, und daß der Koch seine Dame habe nach Hause fahren müssen.

Es giebt unter den russischen Herren viele, deren äußere feine Sitten und deren liberale Ansichten in dem größten Contraste mit der Despotie stehen, die sie gegen ihre Leibeigenen üben. Und was Diderot und Napoleon und nach ihnen viele Andere gesagt haben: „Grattez le Russe et vous trouverez le Tartare", findet nirgends mehr Anwendung und Bestätigung, als wenn man einen solchen Herrn mitten unter seinen Leuten sieht.

Namentlich aber tritt dieser Contrast besonders lebhaft bei den polnischen, podolischen und weißrussischen Magnaten hervor, wo auf der einen Seite die Bildung und auf der anderen die Tyrannei in der Regel größer sind als bei den großrussischen Herren. Ein mir bekannter Herr, der einmal bei einem solchen Magnaten, in Podolien, einen Besuch gemacht hatte, schilderte mir die charakteristischen Scenen, denen er bei dieser Gelegenheit beigewohnt, wie folgt.

„Ich wurde", sagte er mir, „bei diesem Herrn in jener magnatenreichen Provinz — es war einer der dort so zahlreichen Grafen ...prztschinski — durch einen alten deutschen Universitätsfreund, der sein Hausarzt geworden war, eingeführt und von ihm zum Diner eingeladen."

„Wir wurden von einer überzähligen Compagnie Lakaien empfangen und unmittelbar zum Herrn des Hauses gebracht."

„Heutiges Tages, wo in irgend einer Gegend Europas zwei oder drei Männer zusammenkommen, redet man nur von Politik, mehr als irgendwo aber in Polen und namentlich auch in Podolien, das ihm einst angehörte. — Die Polen haben zu schön gehofft, zu süß geträumt und sind zu bitter getäuscht worden, um nicht mit durstiger Sehnsucht ihre zerflatterten Träume an den Begebenheiten unserer wechselvollen Zeit fortzuspinnen."

„Wir begannen mit dem Orient, und da mein Freund zufällig erwähnte, daß ich in meinen jüngeren Jahren unter Bozzaris gefochten, so war aller mißtrauische Zwang plötzlich abgethan. Die liberalste Unterhaltung verbreitete sich in Kurzem über die gesammten europäischen Verhältnisse."

„Polens Heldenkampf und seine Niederlage wurden besprochen, alle die leisen Hoffnungen geprüft, welche das

zersprengte Patriotenhäuflein in ihre hilflose Verbannung mitgenommen, und wir sollten eben eine Flasche alten Tokaiers auf das Wohl der Helden leeren, als ein Wagen vorfuhr und der Graf aufstehend das Gespräch mit folgenden Worten schloß: „Noch ist Polen nicht verloren! Sie können uns unsere Waffen, unsere Güter und unser Leben rauben, unsere Kinder in kaukasische Regimenter pferchen, aber unser Name und unser Ruhm werden nicht untergehen. Und wo für die Freiheit eine Schlacht geschlagen wird, da werden auch die letzten Polen fechten, sei's in Spanien, in Amerika oder in Syrien. Die ganze Menschheit ist des freien Mannes Vaterland!"

„Er ging scheinbar ergriffen hinaus, die Gäste zu empfangen. Ich aber sagte in stiller Bewunderung zu mir selber: Es ist doch schön von einem großen Herrn, so menschenfreundlich über Menschenrecht zu sprechen."

„Indem hörte ich im Vorzimmer ein Paar ungeheuere Ohrfeigen niederfallen und flüsterte dem Doctor zu: „Das ist der Fluch einer zahlreichen Dienerschaft. Gewiß prügeln sich nun die müssigen Taugenichtse unter einander."

„Der Doctor lächelte etwas verlegen. Ein galonnirter Lakai blutete draußen unter den Händen des Grafen, welcher schrie: „Bestie! wenn ich nun über den Hund gefallen wäre. Dort auf dem Sopha ist sein Platz. Das habe ich schon hunderttausendmal befohlen! Aber nein! der Schelm will lieber selber dort schlafen".

„So geht es, tröstete ich mich, wenn man sich in patriotischen Gesprächen erhitzt. Man will den Feind der Freiheit niederwerfen, und am Ende muß ein armer schläfriger Lakai dafür bezahlen; denn freilich macht der aufgeregte Zorn auch den Gerechtesten blind. Ich bedauerte

den Grafen von ganzer Seele. Welche peinliche Reue stand seinem patriotischen Herzen bevor! — und ich schob die Thür sacht und behutsam wieder zu.“

„Aber der feurige Mann mußte sich meisterhaft zu beherrschen verstehen. Mit dem heitersten Gesichte von der Welt trat er wieder in den Saal und stellte uns den Kreishauptmann Pjawkin vor, seinen lieben, hochverehrten Herrn Wohlthäter*) und Freund, ein kleines fettwerdendes Männchen mit einem rothen durstigen Gesicht und jener wohlbekannten Futteral-Grandezza, dem Erbtheile aller russischen Polizeibeamten.“

„Die Unterhaltung nahm anfangs eine rein ökonomische Wendung. Der neue Gast klagte über die schweren Zeiten. Er war gerade unterwegs, um 20 Korec Hafer und 10 bis 15 Korec guten Weizen, nebst einer Tonne Branntwein für die Feiertage einzukaufen.“

„Er versicherte, das Doppelte seines Jahrgehaltes sei in Bußgeldern aufgegangen, denn er sei nun einmal ein dummer Mensch, der immer Anderen aus der Klemme helfe, an sich aber leider stets zuletzt denke.“

„Hierauf belobte er des Grafen kluge und gesegnete Wirthschaft und schloß mit der scherzhaften Drohung, seinen Recurs an den Herrn Grafen, als den Matador des Kreises, nehmen zu wollen.“

„Unterdessen ward das Frühstück aufgetragen. Ein wohlgebratenes Huhn gab unserem Wirth Gelegenheit, bedauernd einzuschalten, daß er nicht mit Wildpret aufwarten könne, indem die Herren von der Landpolizei ihm nur eine

*) „Dobrozieja“, eine polnische Nationalphrase, die ungefähr eben so viel wie das deutsche „Ew. Gnaden“ bedeutet.

Flinte übrig gelassen hätten und diese einzige gerade jetzt beschädigt worden sei. „Ich werde Ihnen mit Vergnügen meine eigene leihen“, sagte der Kreishauptmann, „gegen ein Reversal, daß Sie mir die Ihrige innerhalb 24 Stunden auf jedesmaliges Verlangen zustellen wollen; denn eine Hand wäscht die andere und einem Manne von Ehre zu dienen, ist mir eine Freude.“

„Sie schüttelten sich die Hände und fingen an von Geschäften zu reden, und der Doctor schlug mir einen Gang in den Garten vor. Ich war von Herzen froh darüber; denn das gute Verständniß mit den Beiden schien mir plötzlich abzunehmen. Der Kreishauptmann sprach von allerhöchsten Ukasen, von Pflicht und Gewissen; ob von seinem oder dem gräflichen, lasse ich dahin gestellt. Auf jeden Fall stand mir in dem reizenden Park eine bessere Unterhaltung bevor.“

„Wir traten ein. Diese prachtvollen Anlagen müssen ungeheuere Summen gekostet haben! rief ich bewundernd aus. Wir waren oben auf dem Gipfel eines hochgemauerten, mit Wald bedeckten Berges angelangt und überschauten all die Herrlichkeit zu unseren Füßen, die fast ein Wunder schien; denn ringsumher lag ödes Moor oder nackte Heide.“

„Wie man's nimmt“, erwiderte der Doctor, „die Bäume wachsen gratis, und die Arbeiter kosten hier zu Lande wenig mehr als Prügel! Für 8 Kupfergroschen täglich schleppen jene zerlumpten Gespenster Lehm, Kalk und Steine meilenweit herbei Sie sind ihrem gnädigen Herrn für allerlei Abgaben, für Saatkorn, Vieh und Branntwein seit Jahrhunderten verschuldet, und wenn es zur Berechnung kommt, so haben sie höchstens 1 Procent von der Schuld ihres Urgroßvaters abgefrohnt.“

„Mein lieber Freund, ich rede selten von solchen Dingen — doch heute mag's darum sein. Du bist hier fremd, und Deine deutschen Begriffe sind es mehr als Du. Ich habe 17 Jahre in Podolien gelebt, kenne meine Leute und weiß, daß das, was die polnischen und russischen Edelleute sich unter Freiheit denken, einen starken Beischmack von Willkür gegen Untergebene und von ungezügelter Frechheit hat. Ich höre daher ihre Freiheitspredigten mit innerlicher Erbitterung an, weil ich weiß, wie wenig es ihnen Ernst damit ist. Aber wo meines Amtes nicht ist, da lasse ich meinen Vorwitz, denn à vouloir blanchir le nègre le barbier perd son savon, wie mein College, der Franzose Mondy, spricht. Indeß wir sind alte Jugendfreunde, und es ist am Ende für mich selber gut, die volle Brust ein Mal vertraulich zu entladen."

„Meinst Du z. B., der Kreishauptmann sei zum Plaudern hergekommen, oder sonst von ungefähr als guter Nachbar? Keineswegs, er ist vielmehr als Untersuchungsrichter hier, weil der Patriot, dessen Vaterland die freie Menschheit ist, vorgestern zwei Leibeigene, welche über der Nachfeier eines Begräbnisses vom Scharwerk weggeblieben waren, so streng hat strafen lassen, daß der eine gestern früh gestorben ist."

„Das Visum repertum steckt fertig in der Tasche des Kreishauptmanns. Füllt der Graf seine Speicher, verehrt er ihm ein Ducatenröllchen und ein anderes meinem geehrten Collegen, dem Kreisarzte, so ist's — ein Schlagfluß gewesen!! — Wo nicht? — so — Aber das hat gute Wege! Alle diese heldenkühnen Freiheitsritter sind fromm wie Tauben vor der Polizei."

„Wie", rief ich aus, „Du kennst diese Gräuel und schweigst? Du eilst nicht, das Verbrechen aufzudecken?"

„Ich? Damit ich etwa Jahre lang als Denunciant herumgeschleppt werde, bis die Unschuld des reichen Herrn durch einige Tausend Ducaten sonnenhell dargethan, mein Ruf an den Pranger geschlagen und meine Praxis vernichtet ist? — Oder damit ich als unruhiger Kopf und demagogischer Ausländer in den Thurm gesteckt und endlich mit Weib und Kind über die Gränze gebracht werde?"

„Aber", fiel ich ungeduldig ein, „das ganze Dorf ist Partei, die Bauern haben sich beschwert, sie würden gewiß Deine Anklage bestätigen."

„Mein guter Freund, Du sprichst wie Einer aus dem Sirius, die Bauern würden mich zu allererst stecken lassen, sie würden das Kreuz und das Evangelium darauf küssen und schwören, daß sie nichts gesehen. Denn erstlich wissen sie so gut wie ich, daß der Graf Recht behalten muß und er oder sein Nachfolger jegliches Protokoll des Processes auf ihrem Rücken xylographiren wird; zweitens aber haben sie selbst sich gar nicht über den Fall beschwert."

„Der Schenkjude, den der Kreishauptmann von den Ueberresten seiner Bußgelder besoldet, hat ihm die Nachricht gestern Abend mitgetheilt; denn solche Extrafälle sind seine Demidow'schen Bergwerke. Wie gesagt, lieber Freund, wo meines Amts nicht ist, da laß ich den Vorwitz und habe mich immer wohl dabei befunden. Und wenn mir's nun gelänge, mit dem Opfer meiner bürgerlichen Existenz unseren Wirth und die Polizei nach Sibirien zu schicken? Glaubst Du, seine Nachbarn und Nachfolger würden menschlicher oder die neuen Beamten gewissenhafter handeln? Vorsichtiger! das gebe ich zu."

„Der schöne paradiesische Garten schien mir in diesem Augenblicke Pestgeruch zu dampfen. Mir graute, den Gra-

fen wiederzusehen, und ich drängte zur Abreise. Allein der Doctor bewies mir sonnenklar, daß damit weder ein Magnat gebessert, noch den armen Leibeigenen geholfen würde, ferner daß er nicht ohne Pflichtverletzung von dannen scheiden könne, ohne der Gräfin an den Puls gefühlt und ihrem Söhnchen Brustkuchen verordnet zu haben, und daß es endlich aller Sitte zuwider sei, die urbane Aufnahme mit einem brutalen Abschiede zu vergelten. So kehrten wir denn langsam in das Haus zurück."

„Die entzweiten Freunde hatten sich unterdessen versöhnt und vermuthlich ihren Handel zu beiderseitiger Zufriedenheit abgeschlossen, denn sie küßten sich auf die Arme, und der Graf betheuerte, „so wahr er Gott liebe*)", den theueren Herrn Wohlthäter vor der Mahlzeit nicht entlassen zu können."

„Die Tafel war glänzend, aber langweilig; denn Jeder lauerte auf den Anderen, und das edle Rebengold, sonst aller Herzen Schlüssel, mochte kaum die Ewigkeit der faden Complimente ertragen helfen. Am beßten schienen sich die adeligen Officianten u. s. w. am unteren Ende zu befinden."

„Sie tranken zwar nur saueres Bier und redeten höchstens, wenn sie von oben her befragt wurden, aber das Hochgefühl der vornehmen Tischgenossenschaft verklärte sichtlich ihre steifgefalteten Züge, besonders als die Gesundheit der Frau Gräfin ausgebracht und ihnen nicht allein bescheiden anzuklingen vergönnt, sondern auch auf jedes Haupt ein Spitzglas Wein verabreicht wurde."

„Während nun die „gesegnete Mahlzeit" meines Va-

---

*) „Jak boga kocham!" eine conventionelle Betheuerung der Polen.

terlandes in podolische Devotionsphrasen übersetzt wurde, raunte mir mein Freund ins Ohr: „Da hast Du König Arthur's runden Tisch gesehen; jeder Zoll ein Edelmann, und vom hohen Herrn, der den Stock regiert, bis zum Tafelknecht, der ihn verdaut, wenigstens Collateralenkel eines altberühmten Hetmanns!"

„Der Kreishauptmann war in dem Tumulte davongefahren, und wir wollten eben ein Gleiches thun; doch unser höflicher Wirth protestirte so verbindlich, daß wir durchaus den Kaffee abwarten mußten."

„Sie haben heute die Erniedrigung Polens angeschaut," begann er darauf. „Dieser moskowitische Bauer (der Kreishauptmann), den mein Vater mit 200 Peitschenhieben von der Schwelle gejagt haben würde, sitzt heute an meiner Tafel, giebt sich Airs, und ich muß ihn umarmen, um mich und meine Kinder zu retten. Dahin ist's gekommen!"

„Jedoch er ist ein Mensch. Die Menschheit ist des freien Mannes Vaterland, Herr Graf!"

„Die Menschheit," hob er verlegen an, „ja wohl, ganz recht, ja wohl, ganz recht. Aber ist dieser ein Mensch, der sich vom Elend seiner Brüder mästet, welcher Aufruhr stiftet unter meinen Bauern, um einen Osterstriezel zu erpressen und sich umsonst mit seinem Popen zu betrinken, dieser Burlackensohn, der, vom Prügelbekommer zum Prügelgeber avancirt, endlich mein Meister und Autokrat geworden ist?"

„Ihn, und seine Art, gegen die Vorschriften zu handeln," erwiderte ich, „will ich gerade nicht vertheidigen. Aber mich dünkt, wenn Sie Ihren Leibeigenen die Freiheit schenkten, so wäre jedem Aufruhre vorgebeugt. Sie hätten weniger zu berücksichtigen."

„Die Freiheit? — Ach, mein Herr, Sie reden wie

ein deutscher freier Mann! — Damit mir die Schelme den Hals abschneiden, mein Schloß verbrennen und meine Kinder in die Flammen werfen könnten. O mein Wohlthäter, lernen Sie erst unsere Bauern kennen. Der wilde Auerstier ist sanfter, die hungrige Wölfin mäßiger als diese rohe Brut."

„Das glaub' ich wohl — jetzt! Herr Graf! — Indessen Schulen, freundliche Behandlung und Eigenthum — ich dächte, wenn man die einführte."

„Schulen? — Ja vielleicht in hundert Jahren, und dann kaum! — Freundliche Behandlung und Eigenthum? Oho! Ja in England, Deutschland, Frankreich, — ah! gehorsamer Diener! — Aber hier in Podolien? Mein Väterchen!" — er küßte mich auf den Arm — „bei Ihnen ist der schlechteste Käthner gebildeter als meine adeligen Oekonomieverwalter. Was wissen solche Kerls von der Schule?"

„Das meine ich eben, sie wachsen auf in Rohheit, Schmach, Entbehrung, an der Kette. Selbst unsere Kinder würden ......

„Wir müssen eilen," fiel hier der Doctor ein und winkte mir bedeutsam, „denn der Weg ist schlecht."

„Ich besann mich, und wir brachen auf, umarmt und geküßt wie die beßten Freunde. „Auf Wiedersehen in einem freien Lande," rief der Magnat, und bis der Kutscher sich zurecht gesetzt, hörte ich dieselbe Stimme in der Hausflur donnern: „Herr Tarnowitz, heute nach der Arbeit alle Bauern her, die gestern auf dem Wochenmarkte in der Kreisstadt gewesen sind, die Kerls müssen Ruthen haben!"

„Mach fort", rief ich dem Fuhrmann zu, und bald verloren wir das Schloß und den Park aus dem Gesichte

während ich die Freiheitsbegriffe des polnischen Magnaten treu im Gedächtniß bewahrte."

Die russischen Herren glauben ziemlich allgemein, daß eine harte Behandlung ihrer Leibeigenen durchaus nöthig sei, und daß man ohne Schläge und Strenge mit ihnen gar nicht auskommen könne. Dieß mag im Ganzen jetzt, wo die Leute einmal daran gewöhnt sind, wahr sein; denn es ist bekannt genug, daß selbst die unbequemsten Dinge dem Menschen am Ende zur Gewohnheit werden. Die Leute, die sich an das Opiumessen gewöhnt haben, können nicht einmal von diesem Gifte ohne Gefahr für ihre Gesundheit plötzlich ablassen.

Hätten bei einem Volke Drakon's Gesetze ein Jahrhundert lang geherrscht, so würde es einem menschenfreundlichen Gesetzgeber nicht möglich sein, diese Gesetze mit einem Federstriche schnell wieder zu beseitigen.

So würde es auch höchst wahrscheinlich in Rußland drunter und drüber gehen, wenn dort ein Kaiser oder vielmehr ein mächtiger Heros und Genius plötzlich allen Herren die Peitsche und den Stock entreißen wollte.

Die schwachen, nachgiebigen und milden Herren, welche die Peitsche nicht zu gebrauchen verstehen, werden von den Bauern betrogen, bestohlen und mißbraucht; es wird ihnen so übel mitgespielt, daß sie sich bald genug über Undank zu beklagen haben.

Ja die Bauern selbst, an ein schweres Joch gewöhnt, arten unter der nachsichtigen Herrschaft eines solchen Herrn zu ihrem eigenen Nachtheil oft so aus, daß man daraus sieht, wie ein gewisser Grad von consequenter Strenge ihnen selbst zum Heile gereicht.

Wie unmündige Kinder, werden auch die verzogenen Bauern leicht unartig, die streng gehaltenen dagegen gesittet und ordentlich. Die Güter der milden und nachsichtigen Herren sind eben so oft wie die Güter der tyrannischen und übermäßig strengen die Feuerherde von Bauernemeuten. Bei denen aber, die scharf, aber zugleich auch gerecht sind, welche Väterlichkeit und Strenge zu paaren wissen, geht es am beßten.

Viele Herren sind der Ansicht, daß es gleich von vorn herein darauf ankomme, sich bei den Bauern in Ansehen zu setzen, und daß man nachher leichter milde sein könne. Hätten aber die Bauern einmal die Idee gefaßt, daß man den Herrn zum Beßten haben könne, so wären sie nachher gar nicht mehr in Ordnung zu bringen.

Manche nehmen deßhalb, sobald sie den Besitz eines Gutes antreten, aus Grundsatz eine gewaltig ernste Miene an und greifen streng durch, legen auf diese Weise ihren in Schrecken gesetzten Bauern gleich, so zu sagen, ein starkes Gebiß an und lenken sie nachher, wenn die Dinge einmal im richtigen Gange sind, weit leichter.

So kündigte sich z. B., wie mir erzählt wurde, ein solcher Herr, als er ein großes neues Gut übernahm, zuerst wie ein Geßler in der Schweiz an. Er erließ z. B. den Befehl, daß Jeder, der ihn nicht unterthänig und höflich grüße, sofort auf eben der Stelle, wo er ihn nicht gegrüßt habe, mit 25 Stockschlägen bestraft werden solle. Wie die, welche den Hut auf dem Kopfe behielten, so ließ er auch alle Holzdiebe, alle faulen Arbeiter, alle fahrlässigen Schuldner sofort ohne Gnade und Barmherzigkeit geißeln.

Die ganze Bauernschaft gerieth über den neuen Despoten in Furcht und Schrecken. Alles rannte und eilte,

seine Pflicht zu thun, und bemühte sich, von panischer Angst ergriffen, jede Sache so gut als möglich zu verrichten.

Nachdem der Herr ein Jahr lang geherrscht und die Dinge auf jene Weise in Ordnung und Gang gebracht hatte, sah er sich im Stande, von seiner Strenge etwas nachzulassen, und da er die Bauern, wenn sie nur ihre Pflicht thaten, im Uebrigen nie drückte, sie auch nie strafte, wenn ihnen keine Schuld beizumessen war, und sie gern zur Wohlhabenheit gelangen sah, so regierte er sie eine Reihe von Jahren hindurch zu seinem und ihrem eigenen Vortheil. Als er gestorben, beweinten ihn die Bauern als ihren Wohlthäter aufrichtig, und das ganze Gut, sowie auch ihre eigenen kleinen Wirthschaften befanden sich in so gutem Zustande, wie nie zuvor.

Bei nachsichtigen Herren werden die Bauern leicht liederlich, trunksüchtig, träge, verschwenderisch, ruiniren sich selbst und fluchen hinterdrein ihrem Herrn, wie Kinder den Aeltern fluchen, die sie verzogen.

„C'est le premier pas qui coute,“ denken die russischen Herren auch in dieser Hinsicht, und es fiel mir oft beim Anblick ihres Verfahrens und beim Anhören ihrer Grundsätze die, ich weiß nicht mehr in welchem geistreichen Buche über Erziehung angeführte Mutter ein, welche ihrem eigensinnigen Kinde einmal Ruthenstreiche gab, ohne es dadurch zur Nachgiebigkeit bewegen zu können. Sie gab ihm noch einmal die Ruthe, das Kind verharrte bei seinem Eigensinne. Sie erhob die Ruthe zum dritten Mal, und endlich erweichte der Starrkopf des Kleinen, als eben der Arm der Mutter ermattet und verzweifelnd niedersinken wollte. Das Kind war gerettet und nun in Zukunft leicht zu lenken. Hätte die Mutter zur Unzeit nachgege-

ben, so wäre der Kleine verloren gewesen und unverbesserlich geworden.

Wie oft plötzlich, gleich den wilden Pferden der Steppe, die russischen Leibeigenen gebändigt werden, mag folgende Geschichte beweisen.

Eine Russin in ....ensk hatte einen Leibeigenen, der ihr wegen seiner vielen Talente und tüchtigen Eigenschaften fast unentbehrlich war. Er war ein ausgezeichneter Kutscher und verstand sich auf viele Dinge der Haus- und Feldwirthschaft vortrefflich. Er konnte sich und seiner Herrin, die viel nach Moskau und anderen Orten reiste, in allen Umständen und Nöthen aus der Verlegenheit helfen. Aber er war im höchsten Grade eigensinnig und dabei zuweilen so ausgelassen und wild, als wäre er vom Teufel besessen.

Bei solchen üblen Stimmungen und Anfällen eines bösen Geistes vermochte kein gutes Wort und keine Drohung der Herrin, ihn zu dem zu bewegen, was sie wollte, und was der Leibeigene nicht wollte. Wenn sie ihm Vorwürfe darüber machte, daß er dieß oder jenes schlecht ausgeführt habe, so sagte er trotzig: „Warum habt Ihr es nicht selber gemacht?" Wenn sie sagte, sie würde ihm 300 Stockschläge geben lassen, so antwortete er: „Warum nicht tausend?" — Sie gerieth in Zorn, — er lachte sie aus.

Zog sie andere Saiten auf und fing sie an ihm gute Worte zu geben, so verfingen die ärgsten Schmeicheleien eben so wenig. Sie bekam Krämpfe und hatte schlaflose Nächte. Der Leibeigene sah dieß ohne Mitleiden an, bestand auf seinem Kopfe und betrug sich eine Zeit lang wie ein förmlicher Rebell in ihrem Hause, bis es ihm dann auf einmal einfiel, von selbst wieder einzulenken und gehorsam zu wer-

den. Dann war er wieder eine lange Zeit musterhaft ordentlich, pünctlich und nachgiebig wie ein Lamm.

Einmal wurde diese Frau von ihrem Bruder besucht, der lange am Kaukasus als Oberst eines Regiments im Militairdienst gestanden hatte, und welcher sich auf die Bändigung solcher Gesellen verstand. Diesem klagte die Schwester ihre Noth, worauf er sich den Burschen von ihr auf einige Zeit zu seiner Bedienung ausbat, mit der Versicherung, er wolle ihn ihr curirt zurückgeben.

Der Mann bediente seinen neuen Herrn musterhaft gut, und zwar so, daß der Oberst keinen Fehl an ihm finden konnte.

Eines Tages aber ließ er aus Versehen ein Glas fallen und zerbrach es. Auf der Stelle gab ihm der Oberst ein paar kräftige Ohrfeigen. — „Was ist das?" fragte ihn der Leibeigene verwundert. — „Das sind Ohrfeigen!" antwortete ihm der Oberst und gab ihm noch zwei. — „Verwünscht!" rief der Leibeigene, einen kräftigen russischen Fluch hinzufügend, „kann ich das glatte, glitscherige Ding da halten?" — „Schweig! (moltschi!)," sagte der Oberst, ihm noch einige Ohrfeigen gebend. „Ja, aber warum schlagt Ihr mich? Zum Henker!" — „Was, Du wirst widerspänstig, warte, Du impertinenter Kerl! Ich werde Dir noch mehr und bessere Schläge mittheilen."

Er rief seine Leute und ließ ihn auf der Stelle hinstrecken und ihm hundert Stockschläge geben.

Da kam der Leibeigene außer sich, fluchte noch mehr, und selbst als die 100 Schläge vollzählig waren, hörte er nicht auf, auf den Obersten und seine Schwester zu schelten. Der Oberst dictirte ihm darauf noch 200 Schläge. Da

wurde der Mensch rasend, schäumte vor Wuth und tobte noch mehr als zuvor.

Nochmals dictirte ihm der Oberst 300 Schläge. Auch von diesen hielt er die ersten noch standhaft aus, aber allmälig wurde er matter. Er konnte zuletzt nicht mehr schreien und fing an zu jammern, ja seine Stimme erstickte gänzlich. Nach dieser Procedur wurde er krank.

Man curirte ihn, und als er physisch geheilt war, zeigte er sich auch geistig corrigirt. Er kam demüthig zum Obersten heran und sagte, er sehe, er sei stärker als er, bat ihn um Verzeihung und versprach, in Zukunft ihm oder seiner Schwester immer willig und gehorsam zu dienen. Der Oberst übergab ihn seiner Schwester gebessert und gezähmt. Von nun an war er immer mild, folgsam und sanft, und der Starrsinn, an dem er sonst zuweilen gelitten, überfiel ihn nie wieder.

Er pflegte nachher oft selbst zu sagen, es wäre gut gewesen, daß ihn der Oberst auf diese Weise in die Lehre genommen habe. Er fühle sich selbst nun viel besser, da ihn sein Eigensinn nicht mehr plage und derselbe gleichsam mit der Wurzel ausgerissen sei.

Es ist nicht selten, die russischen Bauern auf ähnliche Weise sprechen zu hören. Sie sagen selber oft genug, Nachsicht und Milde stärke den Teufel in ihnen, und der müsse aus ihnen herausgeprügelt werden. Bei vielen Gelegenheiten kommen sie sogar selbst und erklären, sie müßten Prügel haben, bitten darum und bestärken so unglücklicher Weise die Herren in ihrer Ansicht, daß häufige Körperstrafe durchaus für ihre Bauern von Nöthen sei.

Den Leuten, welche sich auf militärische Strenge und

Disciplin verstehen, den gewesenen Militärs, gehorchen daher die Leibeigenen immer leichter als Anderen, und man hört auch wohl, daß militärische Erziehung und Militärdienst als eine gute Vorschule für die spätere gutsverwaltende Carriere eines reichen jungen Edelmanns empfohlen wird. Die Hälfte der russischen Grundbesitzer bilden verabschiedete Militärs, selbst die reichsten sind oft eine Zeit lang in der Armee gewesen.

Diese Herren nehmen deßhalb auch gern verabschiedete Offiziere als Gutsverwalter und Aufseher in ihren Dienst, weil diese sich leichter als Andere bei ihren Leibeigenen in Respect zu setzen verstehen.

Es steht eine große Menge unvermögender Leutnants, Capitäne und Majors als „Uprawitel" (Verwalter) und „Prikaschtschiks" (Amtleute) im Dienste der reichen Grundbesitzer. Es ist bekannt, daß auch im Staatsdienste die Armee als eine gute vorbereitende und disciplinirende Schule betrachtet wird, und die Offiziere bessere Aussichten zur Beförderung im Civildienste haben als die Studirten.

Man sieht, wie tief das Militärwesen in das ganze russische Leben eingreift. Jene Offiziere gelten in Rußland oft für bessere und brauchbarere Oekonomen als die beßten Schüler von Thaer und Liebig.

Wie dem Militär leichter als dem Civil, so gehorchen die Bauern auch dem Adeligen leichter als dem Nichtadeligen, und dieser Umstand mag unter Anderem auch eine Veranlassung zu dem Gesetze gewesen sein, daß Freigelassene gar keine Leibeigenen besitzen dürfen. Der Bauer gehorcht seinen alten eingeborenen adeligen Häuptern und Geschlechtern lieber als solchen Neulingen, die sich nur durch Terrorismus in Ansehen erhalten können.

Es läßt sich denken, daß ein Strafsystem, wie es

über den russischen Leibeigenen schwebt, nur demoralisirend auf den Charakter der Bauern wirken muß.

Bedenkt man nun, daß ein solches System schon lange Jahrhunderte in jenem Lande geherrscht und seinen demoralisirenden Einfluß über die ganze Masse der Bevölkerung jener Gegenden ausgebreitet hat, so würde man sich, glaube ich, nicht wundern, wenn man dort diese ganze Bevölkerung alles Ehrgefühls, alles edlen Freiheitstriebes, aller Energie und Charakterunabhängigkeit baar und ledig fände. Man würde es ganz natürlich finden, wenn alle Leute dort das Wesen und den Charakter herabgewürdigter, verschmitzter, heimtückischer, hinterlistiger Sclaven trügen.

Glücklicherweise ist indeß die menschliche Natur, wie es scheint, so beschaffen, daß gewisse gute Anlagen eben so unausrottbar tief in ihr wurzeln, als andere elende schlechte und gemeine Triebe. Den Trieb und die Liebe zur Freiheit werden die russischen Gebieter nie in ihren Sclaven ertödten können, und wenn sie auch noch Jahrtausende in ihrem bisherigen Systeme fortfahren, und eben so wenig die tiefe Abneigung gegen Schimpf und Schande.

Man findet daher, neben allen natürlichen und sehr gewöhnlichen Eigenschaften eines Sclaven, bei den russischen Leibeigenen immer noch einen bedeutenden Ueberrest von diesen edlen Trieben und Eigenschaften der menschlichen Seele, selbst von den Gefühlen der Ehre und der Scham, und ich kann nach meinen Erfahrungen den Ausspruch, den ein berühmter Schriftsteller gethan hat, daß den Russen einer der fünf Sinne anderer Völker, nämlich der Sinn für Ehre, fehle, nur cum grano salis für wahr annehmen. Selbst bei den vielfach bestraften Leibeigenen ist das Gefühl gegen die Schimpflichkeit der Prügelstrafe keineswegs völlig erstickt.

Ich traf einmal auf einem Gute in Großrußland einen Leibeigenen, der von einem fremden Herrn als Lakai gemiethet worden war, ganz außer sich. Er weinte, er murmelte in sich selbst und hatte ein vor Scham und Zorn geröthetes Gesicht. Als ich ihn fragte, was die Ursache seiner Bewegung sei, sagte er mir, ein anderer Leibeigener, sein Mitlakai, habe ihm eine Ohrfeige gegeben, und der Hausherr, bei welchem er ihn verklagt, wolle ihm keine Genugthuung verschaffen, weil er jenen seinen Lieblingslakaien begünstige.

Ich fragte ihn, was er nun thun wolle. „Ich habe mich entschlossen," sagte er, „auf der Stelle meinen Abschied zu fordern, denn in einem Hause, wo mich die Herrschaft nicht gegen solche Insulten sicher stellen mag, will ich nicht länger bleiben."

Da die Stelle für den armen Menschen sehr einträglich und vortheilhaft war, so suchte ich ihm dieß auszureden und sagte, er solle sich auf gütlichem Wege mit seinem Compagnon auszugleichen und zu versöhnen suchen; vielleicht würde es uns gelingen, ihn zur Abbitte zu bewegen.

Allein er ließ sich hierauf nicht ein, weil er über den ihm angethanen Schimpf zu erbittert war und sich zu tief verletzt glaubte. Er ging sofort zu seiner Herrschaft und forderte auf Grund jener auf ihm haftenden Ohrfeige seinen Abschied, der ihm auch keinen Augenblick vorenthalten wurde.

Er zog noch denselben Tag mit Sack und Pack aus dem Hause, indem er unter beständigem Weinen und Thränenvergießen von seinen Mitdomestiquen Abschied nahm. Wäre ich nicht Augenzeuge dieses Vorfalls gewesen, so würde ich ein so starkes point d'honneur, eine so große Empfänglichkeit und Reizbarkeit wegen einer einzigen ungerechten

körperlichen Berührung bei einem vielgestraften russischen Leibeigenen für eine Unmöglichkeit gehalten haben.

Eines der traurigsten Rechte, das die russischen Herren über ihre Leibeigenen ausüben, ist wohl ohne Zweifel das Recht ihrer Versetzung von ihrem väterlichen Grund und Boden. Der Herr kann nicht nur einzelne Familienglieder aus dem Hause seines Bauers nehmen und sie verwenden, wo es ihm gut dünkt, sondern er kann auch ganzen Familien und am Ende ganzen Dorfgemeinden befehlen, ihre bisherigen Wohnungen zu verlassen und andere, die er ihnen anweist, zu beziehen oder gar sich solche erst auf einem weit entfernten Landgute zu bauen.

Denn der Leibeigene hat weder an dem Hause, welches er bewohnt, noch an dem Boden, den er bebaut, ein Recht. Es gehört Alles dem Herrn, und dieser kann es ihm ganz nach seinem Gutdünken lassen oder entziehen.

In der Regel freilich liegt natürlich ein häufiger Wechsel nicht im Interesse des Herrn. Wenn ein Bauer seine Wirthschaft leidlich betreibt, so wird der Herr ihn nicht leicht vertreiben. Auch ist der älteste Sohn dieses Bauers, der auf dem Hofe aufgewachsen ist und die Erfordernisse der Wirthschaft am beßten kennt, dem Herrn gewöhnlich der erwünschteste Nachfolger seines Vaters.

Gewöhnlich erbt daher der Hof vom Vater auf den Sohn fort, und man findet in Rußland Bauerhöfe in Menge, die seit uralten Zeiten ebenso in derselben Familie geblieben sind, wie dieß bei unseren freien Bauern der Fall ist.

Aber es giebt auch hartherzige und habgierige Herren, und bei diesen ist es ein unglückseliges, den Fortschritt mehr als

alles Andere lähmendes Princip, ihre fleißigen und industriösen Bauern zu versetzen.

Solche Herren, sobald sie merken, daß ein Bauer durch Fleiß und Anstrengung reich wird und den ihm anvertrauten Hof in guten Stand gebracht hat, versetzen dann, wenn sie eine Gelegenheit dazu finden, diesen Bauer und geben ihm einen schlechteren Hof in einer unfruchtbareren Gegend. Sie hoffen, daß ein solcher industriöser und reicher Bauer dann mit seinen Mitteln den schlechten Hof eben so heraufbringen und seine Reichthümer und Kräfte in Cultivirung jenes unfruchtbaren Bodens erschöpfen werde. Auf den alten, von ihm in gutem Stande gehaltenen Hof setzen sie dann einen schwächeren und ärmeren Wirth, der sich anderswo nicht hat forthelfen können. Eine solche Politik muß natürlich für die Bauern ein starker Antrieb zur Trägheit und Fahrlässigkeit sein.

Häufig haben die großen russischen Grundherren Besitzungen von Land in den verschiedensten Theilen des Reichs, die sie zum Theil durch Heirath oder Erbschaft erlangten oder vom Kaiser geschenkt erhielten; ja manche besitzen zu gleicher Zeit Eisenbergwerke im Ural, Salinen in Permien, unermeßliche Steppen am Dniepr oder schwarzen Meere, Güter in Polen oder gar ein Stück Landes jenseit des Kaukasus.

Alle Leute, welche jene verschiedenen Ländereien bewohnen, sind die Leibeigenen des Besitzers, und er kann sie, wenn er es für gut findet, von dem einen Gute auf das andere, das heißt dann von einem Ende des Reichs an das andere, aus der Nachbarschaft des Nordpols unter den heißen Himmel der krim'schen oder persischen Sonne versetzen.

Das mittlere Rußland, das eigentliche Moskowiter=

land, sowie der Kern von Kleinrußland am Dniepr, das Kiew umgebende Ländergebiet ist ein uraltes Ackerland. — Zu ihm hat Rußland seit 100 Jahren unermeßliche Steppen, in denen die Bevölkerung noch dünn war und mehr Viehzucht als Ackerbau getrieben wurde, hinzuerobert, und die Kaiser haben in diesen Gegenden mit freigebiger Hand Länder an ihre Großen verschenkt.

In jenem inneren Kerngebiete ist, wie ich oben bemerkte, die Bevölkerung außerordentlich gestiegen und noch immer im Steigen begriffen. Es ist daraus eine sehr natürliche Wanderung der Bewohnerschaft nach dem Süden entstanden, welche der Ausbreitung der nordamerikanischen Bevölkerung nach dem großen Westen einigermaßen ähnlich ist, nur mit dem Unterschiede, daß diese Ausbreitung in Amerika die Folge eines freiwilligen Wandertriebes, zu dem die Industrie den Impuls giebt, ist, während sie in Rußland häufig gezwungener Weise und meistens auf Befehl der Grundherren geschieht.

Es wäre interessant, wenn die Historiker dieser Volksbewegung und diesen Auswanderungen an der Hand statistischer Angaben einigermaßen folgen könnten. Allein in diesem dunklen Reiche ist es überall schwer, über solche Verhältnisse einen historischen Ueberblick zu gewinnen. Der beobachtende Reisende kann nichts weiter sagen, als daß er häufig im Süden solchen mit Sack und Pack einziehenden Wanderern aus dem Norden begegnete.

Höchstwahrscheinlich ist es aber, daß solche gezwungene Versetzungen der Bevölkerung aus einem Theile des Reichs in den anderen in der neuen Zeit immer häufiger stattgefunden haben, und zwar sowohl in Folge allgemeiner durchgreifender Maßregeln der Regierung, als auch in Folge

localer Anordnungen von Privatpersonen. Man erinnert sich an die vielen zum Theil bloß versuchten, zum Theil wirklich ausgeführten Versetzungen polnischer Juden ins Innere von Rußland, an die Uebersiedelung von polnischen Einwohnern nach Rußland und von Rußland nach Polen, an die zunehmend fortschreitende Colonisation Sibiriens durch gezwungene Einwanderung u. s. w.

Der Mensch hängt wie eine Pflanze an dem väterlichen Boden, und man wird daher glauben, daß der russische Bauer weder die Bezahlung des Obrok, noch körperliche Strafen so sehr fürchtet als solche Befehle zur Auswanderung aus einem Lande in das andere.

„Ich habe Nachrichten,“ sprach einst eine Moskowiterin zu einem Fremden, „von dem Verwalter meiner Güter im Gouvernement Cherson empfangen.“

„Lauten sie gut, Madame?“

„O ja, man schreibt mir, daß die Häuser der beiden neuen Dörfer, die ich dort bauen lasse, ganz fertig sind, und daß man der Ankunft der Leute von meinen Gütern an der Wolga bei Nischnei-Nowgorod, denen ich dahin zu gehen befohlen habe, mit Verlangen entgegensieht.“

„Wie viel Menschen holen Sie von dort?“

„Vraiment, je ne sais pas pour sûr, mais je crois, qu'il y aura à peu près quatre mille émigrants. C'est à dire 1500 hommes avec leurs femmes et leurs enfants. Voyez vous, c'est parceque la population de mes terres près de Nowgorod est si grande, que mes gens n'ont pas assez à faire. Et en Cherson au contraire, j'avais des terres, qui étaient jusqu'à présent presque tout à fait incultes, et je veux les faire semencer, pour agrandir mes revenues. Car vous concevez, si l'on semence

plus, on recoit plus d'argent, et c'est naturellement plus agréable pour moi et pour mes enfants."

„Hat aber eine solche Verpflanzung der Bauern nicht sehr viele Schwierigkeiten für Sie und sehr viele Unannehmlichkeiten für die armen Leute?"

„Ah pour les paysans il y a assez de désagréments. Mais pour moi il n'y a la moindre difficulté. Je n'ai qu'à donner mes avis à mes commissionaires à Nowgorod où l'on fait le choix des gens les plus propres pour notre but, et quand il y aura assez de neige ces gens iront en traîneau au lieu destiné et demeureront là dans les maisons que j'ai fait faire pour eux. Ceux qui ne trouveront pas des maisons préparées, en composeront eux mêmes; et je leur donnerai du bois. Cest si facile en Russie, à se faire une maison."

Hier unterbrach die kleine Tochter des Hauses das Gespräch. „Ah Maman," sagte sie, „que cela doit être intéressant d'assister à une telle transplantation de paysans, de voir tout ce tapas, les traîneaux, les voitures, les chevaux, les bêtes, leurs petits enfants et tous les ustensils de quatre milles hommes. Ça doit être tout à fait comme une migration de peuple. Je voudrais bien une fois voir ça."

„Ah non, mon enfant, Dieu me préserve, que dites vous! — non je ne voudrais pas voir ça. Car c'est très-triste pour ces gens là-bas, de quitter leur pays où ils quittent toujours quelques amis et quelques souvenirs qu'ils aiment. Ils pleurent presque toujours à une telle occasion. Le voyage n'est pas trop commode. Il y a toujours des malades, et il en mourront même quelques-uns en route, je ne m'en doute pas. Aussi ils seront bien

fâchés de nous de leur avoir ordonné une telle chose. Non je suis très-content d'être ici tranquillement a Moscou et de n'en voir rien du tout."

Solche naive und von einer gewissen Franchise zeugende Aeußerungen der Russen über ihre Leibeigenen hört man nicht selten. Es fällt ihnen dabei gar nicht ein, daß diese Aeußerungen, die sie ganz unbefangen und mit guter Laune von sich geben, eben so rücksichtslos als naiv sind.

Natürlich zerren und brechen die russischen Leibeigenen häufig an den schweren Ketten, die sie drücken, und es giebt stets in Rußland bald hier, bald da kleine Verschwörungen und Aufstände der Bauern, von denen man im Auslande oft nichts weiter vernimmt als ein dumpfes Gerücht, weil in jenem Lande immer mehr Kosacken und Bayonnette bei der Hand sind, solche Aufstände zu ersticken, als Federn, sie zu schildern und über sie zu berichten.

Diese Aufstände, „Bunts" genannt, fallen zu Zeiten so unvermuthet ein, wie die Orkane in den westindischen Inseln; oft gilt es nur dem Leben eines einzigen Herrn, oft aber auch seiner ganzen Familie und der Zerstörung seines Schlosses. Zuweilen verwüsten solche Orkane ganze Striche und werfen Familien und Schlösser über den Haufen.

Es wäre interessant genug, wenn man einen historischen Ueberblick dieser Aufstände innerhalb der letzten 50 Jahre geben könnte und im Stande wäre, eine statistische Tabelle aller im Laufe eines Jahres ums Leben gebrachten Herren und alles vernichteten Eigenthums zu geben.

Mit solchen Tabellen in der Hand könnte man den russischen Großen eine Predigt halten, die ihnen tief zu Ohren und Herzen gehen müßte. Allein leider ist

diese Art von Criminalstatistik in Rußland noch sehr im Dunkeln.

Ein französischer Schriftsteller über Rußland, den ich immer sehr gut unterrichtet gefunden habe, versichert, daß nach officiellen Angaben der russischen Regierung jährlich im Durchschnitt 60 Morde von Leibeigenen an ihren Herren ausgeführt würden.

In einem der kleinrussischen Gouvernements zählten wir einmal im Laufe eines Jahres nicht weniger als 43 Fälle eclatanter Rache von Leibeigenen an ihren Grundherren. Es waren darunter Ermordungen, Durchprügelungen, Verstümmelungen, Weinkellerplünderungen, Verbrennung von Schlössern, Scheunen und sonstigen herrschaftlichen Gebäuden.

Das in Frage stehende Gouvernement ist freilich eins der bevölkertsten und noch dazu von Leuten bewohnt, die sich besonders schlecht mit ihren Herren, und namentlich viel schlechter als die Bewohner der mittleren großrussischen Gouvernements stehen. Es giebt aber auch Gouvernements, in denen solche Dinge äußerst selten passiren.

Von einigen jener 43 Fälle wurden mir die näheren Umstände mitgetheilt, und ich will einige derselben hier wiedererzählen, weil sie charakteristisch für die Bauern wie für die Herren sind.

Ein sehr harter Edelmann wurde auf folgende Weise ums Leben gebracht. Seine mißhandelten Bauern hatten sich längst verschworen, ihn bei der nächsten Gelegenheit, die sich ihnen darböte, aus dem Wege zu räumen.

Sie wurden wieder einmal zu einer Jagd im Walde zusammengerufen. Als der Edelmann einen von ihnen, der seinen Zorn erregt hatte, hinstrecken und unbarmherzig peitschen ließ, sahen alle Uebrigen sein Geschrei als das

Signal zur Rache an. Sie brachen, indem sie sich Zeichen gaben, von allen Seiten hervor und warfen sich über den Edelmann, seine Begleiter und Freunde her; die Letzteren nahmen sie gefangen und zwangen sie, dem Experimente, das sie jetzt an dem Herrn selbst vollführten, zuzusehen.

Sie warfen ihn auf dieselbe Stelle nieder, wo er so eben ihren noch blutenden Gefährten hatte geißeln lassen, und machten sich dann mit den Knüppeln und Piken, die eigentlich für die Wölfe, welche man jagen wollte, bestimmt waren, über ihn her.

Die, welche keine Knüppel hatten, brachen sich solche von den Bäumen, und mit ihnen zerschlugen und zerstampften sie ihren Herrn der Art, daß kaum eine Spur von ihm übrig blieb, und man nachher statt seines Leichnams nichts weiter als einen Haufen mit Blut vermischter Erde begraben konnte.

Der Herr hatte sein Musikcorps mit auf die Jagd genommen, und um sein Geschrei zu vertuschen oder um ihre Rache durch Verspottung noch eclatanter zu machen, hatten sie die Musikanten gezwungen, bei dieser Gelegenheit ein munteres Jagdstück zu spielen.

Nach vollendeter That setzten sie die Begleiter und Freunde ihres Herrn in Freiheit und zogen sich, indem sie die Jagd für beendigt erklärten und ohne irgend etwas von den mitgebrachten Trink- oder Speisevorräthen anzurühren, ruhig und ernst in ihre Hütten zurück, indem sie mit kalter Gleichgiltigkeit die Untersuchung der Sache und ihre Bestrafung abwarteten.

Diese Menschen können selbst die Knute und für den Rest ihres Lebens die Drangsale Sibiriens ertragen, in dem Gefühl, daß

sie einmal eine vielfach verdiente und heiß ersehnte Rache ausgeübt haben.

Die russischen Herren sind selbst nicht einmal vor denjenigen ihrer Leibeigenen sicher, die sie als Auserwählte in ihrer nächsten Umgebung haben. Ja ihre Leibkutscher, ihre Kammerdiener und Hauslakaien sind gerade vorzugsweise diejenigen, von denen die meisten Acte einer grausamen Rache ausgehen, so wie sie auch von allen Leibeigenen diejenigen sind, welche am meisten von den üblen Launen ihrer Herren zu leiden haben.

Ein anderer jener Fälle der Rache von Leibeigenen an ihren Herren war dieser.

Ein hartherziger Gebieter, der oft von dem unmäßigen Zorn, dem sich die russischen Herren so leicht gegen ihre Leibeigenen hingeben, ergriffen wurde, fuhr einst von seinem Landgute in Begleitung eines Kammerdieners, eines Lakaien, eines Kutschers und eines Vorreiters aus, um einen Besuch auf einem wenige Meilen entfernten Nachbargute zu machen.

Der Weg war schlecht, und das häufige Anstoßen des Wagens an die Wurzeln der Bäume, so wie das langsame Fahren versetzte den Herrn in üble Laune. Er befahl seinem Kutscher mehre Male, schneller und vorsichtiger zu fahren, und drohte ihm endlich bei dem nächsten Stoße mit Prügeln.

Der Kutscher glaubte sein Mögliches zu thun, allein es gelang ihm und den Pferden nicht, ihren Herrn zu befriedigen.

Dieser flog noch einmal bei einer Baumwurzel mit dem Kopfe gegen die Wände des Wagens. Wüthend sprang er nun heraus, riß den Kutscher vom Bock und befahl auf der Stelle dem Kammerdiener und dem Lakaien, Ruthen zu

brechen und den Menschen so lange zu prügeln, bis er (der Herr) Halt rufen würde.

Da diese ihm nicht schnell genug dabei waren, so trieb er sie an und stieß sie, indem er ihnen befahl, sich zu beeilen. Jetzt riß den Leuten allen auf einmal die Geduld. Sie gaben sich Winke unter einander und machten sich ruhig und ernst daran, sich jeder mit einer tüchtigen Ruthe zu versehen. Auch der Kutscher, dem diese Strafe gelten sollte, half ihnen dabei, und sie zwangen sogar den kleinen Vorreiter, sich einen Zweig vom Baume zu brechen.

Der Herr sah sich auf einmal allein und verlassen unter seinen gereizten und bewaffneten Sclaven, die nun statt des ihnen bezeichneten Opfers ihn selber ergriffen, niederwarfen und unbarmherzig durchpeitschten. — Er wußte sich indeß klug bei dieser üblen Affaire zu benehmen, und nachdem er die ersten Schläge empfangen, schwor er ihnen zu, er wolle ihnen Alles verzeihen und vergeben, wenn sie ihn nur am Leben ließen.

Die Sclaven thaten dieß, nachdem sie ihr Müthchen gekühlt. Er nahm ihnen dann noch das Versprechen ab, daß sie Niemandem etwas von dem Vorgefallenen mittheilen wollten. So wie er aber ein Wort von dieser üblen Affaire aus dem Munde Anderer erführe, so würde er sie auch selber verrathen und züchtigen lassen.

Es ist uns durch die Zeitungen bekannt geworden, daß auf ganz ähnliche Weise sogar mitten in den großen Residenzen Moskau und Petersburg, so zu sagen unter den Augen des Kaisers, selbst Große des Reiches von ihren Bedienten ergriffen und durchgeprügelt worden sind.

Wie die Peitsche und der Stock die Instrumente sind,

durch welche die Bauern am meisten leiden, so sind sie auch die gewöhnlichen Werkzeuge ihrer Rache an den Herren. Selten werden die russischen Herren durch scharfe Waffen oder durch Schießgewehre getödtet, wie dieß in Irland so häufig ist. Ich möchte zweifeln, ob verhältnißmäßig in Rußland eben so viele Herren von der Rache ihrer Bauern leiden, wie in Irland, wo zu der Ursache der Härte und Tyrannei der Herren als mächtiger Antrieb zur Rache noch die religiöse und politische Parteienwuth und die angeborene Freiheitsliebe des Volks hinzukommen.

Wie weit es aber mit der blinden Wuth der russischen Leibeigenen geht, wenn sie einmal gereizt und aufgewiegelt sind, und wie dann selbst stets bewiesene Güte und Nachsicht dem Herrn zuweilen nichts hilft, hat sich bei vielen Gelegenheiten gezeigt.

So drang z. B. bei einem Aufruhre, der vor etwa 10 Jahren statthatte, und bei welchem die Bauern mehre Landgüter in der Nachbarschaft zu zerstören und deren Besitzer zu ermorden beschlossen hatten, ein Trupp von ihnen auch in das Haus eines sehr guten, wohlwollenden Herrn und ergriff diesen, um ihn wie die Anderen zu tödten.

Der Herr redete seine Leute an und fragte sie, warum sie ihm, der doch immer in gutem Vernehmen mit ihnen gestanden, ein Leid thun wollten. „Habe ich Euch nicht in allen Stücken väterlich behandelt," sprach er zu ihnen, „habe ich Euch nicht, wenn Ihr hungertet, Brot gegeben, habe ich Euch nicht stets mit Rath und That geholfen, wenn Ihr nicht wußtet, was Ihr thun solltet? Und seid Ihr nicht immer mit mir zufrieden gewesen! Glaubt Ihr, daß Ihr so leicht einen so wohlwollenden Herrn wiederfinden werdet?"

„Das ist wahr, Väterchen, ja," riefen Alle wie aus einer Kehle, „Du bist ein guter Herr gewesen, und wir sind Deine Kinder, allein wir müssen Dich doch umbringen. Alle Herren müssen sterben, wir haben es beschlossen, und die Anführer unseres Bundes haben es uns befohlen."

Und mit Thränen in den Augen und sich, wie ihr Opfer beklagend, brachten dann diese Barbaren ihren Wohlthäter ebenso ums Leben, wie ihre Peiniger.

Wenn man von der unumschränkten Gewalt hört, welche die russischen Herren über ihre Leibeigenen ausüben, und von der Strenge und Härte, mit welcher sie diese bestrafen, so möchte man zu glauben geneigt sein, daß solche Armselige, die so ganz und gar in die Gewalt und Willkür eines Anderen gegeben sind, sich nicht anders zu wenden und zu drehen, nicht lauter zu athmen wagten, als ihr Gebieter es ihnen beföhle oder erlaubte.

Man sollte denken, daß die Leibeigenen sich immer in Furcht und Zittern vor ihrem Herrn bewegen müßten, daß sich nichts Liebes und Freundliches in den Umgang zwischen beiden mischen könnte, daß die Sclaven gegen die Reizbarkeit der Herren immer auf ihrer Hut wären und sich nicht anders als in Demuth und Ergebenheit ihnen nahten, daß sie keine Spur von Widerspruch, von Widerspänstigkeit und Unabhängigkeitssinn gegen sie äußerten, und daß auf der anderen Seite die Herren stets ohne Zutraulichkeit und Freundlichkeit in strengem und schroffem Ernste mit ihnen umgehen müßten.

Allein bei näherer Beobachtung der Verhältnisse findet man dieß Alles nur auf gewisse Weise wahr,

und es zeigen sich dabei manche interessante kleine psychologische Erscheinungen und Räthsel. Der Mensch, scheint es, kann auf der einen Seite die Rolle eines strengen und consequenten Gebieters nicht vollkommen durchführen, und auf der anderen Seite läßt er sich nie vollständig und unbedingt unterjochen.

Es ist wahr, hat der Leibeigene von seinem Brot- und Leibherrn irgend etwas zu erbitten, so zeigt er sich in der Regel ganz als Sclave. Will er sich verheirathen und den Herrn ersuchen, daß er der Wunde, die Amor's Pfeil seinem Herzen geschlagen hat, seine Genehmigung gebe, — oder will er um eine Unterstützung in seiner Wirthschaft, oder um einen Nachlaß drückender Abgaben anhalten, so naht er sich ihm verlegen.

Mit solchem Anliegen im Herzen schleichen die Leute zu dem Residenzhause des Herrn heran, als nahten sie der Höhle eines Löwen. Schon von Weitem ziehen sie ihre schmierige Kappe ab, blicken scheu rechts und links und streicheln sich in ängstlicher Verlegenheit ein Dutzend Mal ihr gescheiteltes Haar, als brenne es ihnen darunter im Gehirn.

Zögernd gehen sie die Treppe des Hauses hinauf. Still und ängstlich blicken sie jeden Vorübergehenden an, bis Einer, etwa ein Diener des Hauses, sie barsch fragt, was sie wollen, oder wen sie suchen, worauf sie mit weinerlicher Stimme nach ihrem „Pan" fragen.

Erscheinen sie endlich vor dem Gebieter selbst, so küssen sie ihm die Hand, den Ellbogen, oder den Rockzipfel, zu dem sie sich herabbeugen, oder fallen auch vor ihm auf die Kniee, indem sie in einem gewissen eigenthümlich weinerlichen und wimmernden Tone anfangen, ihre Bitte vorzutragen, die sie nicht selten auch wirk-

lich mit Thränen begleiten, welche ihnen vis à vis ihrem Gebieter immer sehr lose in den Augen stecken.

In den verschiedenen Theilen des großen Reichs sind indeß die Sitten der Leute bei ihren Bitten sehr verschieden. In dem einen Theile küssen sie mehr die Hand, in dem anderen häufiger den Ellbogen, in einem dritten (z. B. in Polen) mehr den Rockzipfel oder gar die Füße. In einigen Provinzen (z. B. in Großrußland) ist das Fallen auf die Kniee nicht so gewöhnlich, in anderen (z. B. in Kleinrußland) dagegen ganz an der Tagesordnung.

Mir scheint es, daß im Ganzen die sclavischesten Sitten bei den Leibeigenen in Polen herrschen, nach welchen in dieser Hinsicht die kleinrussischen kommen. In Großrußland dagegen hat der Leibeigene etwas mehr Anschein von Menschenwürde gerettet.

Auch bemerkte ich in Großrußland bei den Bittgesuchen der Leibeigenen jenen eigenthümlichen weinerlichen hochgestimmten Ton, den sie in den westlichen Provinzen bei fast allen Gesprächen mit ihrem Herrn annehmen, und bei dessen Anhörung man immer glaubt, daß sie nun gleich in völliges Lamentiren und Schluchzen übergehen werden, nicht so oft.

Ebenso ist der gewöhnliche Gruß des Leibeigenen gegen seinen Herrn in Großrußland einfacher, während in den westlichen Provinzen die Leute immer zu Jedem, der wie ein Herr aussieht, hastig herangestürzt kommen, um ihm den Ellbogen und Rockzipfel zu küssen und um dabei ein Knie, wenn nicht zu beugen, doch wenigstens krumm zu machen, zum Zeichen, daß sie nöthigenfalls auch völlig darauf niederzufallen geneigt wären.

Ja selbst, wenn sie nicht näher kommen, sondern nur in der Ferne vor einem reitenden oder fahrenden Herrn

vorübergehen, vergessen sie beim Gruße nie, den Körper auf eine gewisse Weise zusammenknicken zu lassen, als machten sie einen Ansatz zum Niederknieen. — Es kann Einem wahrhaft übel zu Muthe werden bei solchen beständigen Demüthigungen des einen Menschen vor dem anderen.

Die Ergüsse des Unmuths ihrer Herren hören sie zuweilen in größter Ergebenheit an und wagen nicht anders, als in jenem wimmernden klagenden Tone zu antworten. Ja wenn er sie hart und unbarmherzig strafen ließ, so raffen sie sich hinterdrein auf und bewegen sich zu ihm oder zu dem Büttel, den er mit der Ruthe bewaffnete, heran, küssen ihm den Rockzipfel und bedanken sich für die empfangene gnädige Strafe.

Dieß Alles nun, sage ich, ist in vollkommener Harmonie mit den Ideeen und Vorstellungen, welche wir von dem sclavischen Sinn und Benehmen der Leibeigenen haben. Wir finden dieß Alles natürlich und begreiflich. Allein die Menschen sind, wie ich sagte, voll von Widersprüchen und Wunderlichkeiten, vor allen Dingen die despotischen und sclavischen Menschen.

Die Demuth und willenlose Nachgiebigkeit des Sclaven geht daher sehr oft in unbeugsamen Eigensinn und Starrheit über, und wir haben daher in Rußland häufig die wunderliche Erscheinung von Sclaven, mit denen, obgleich sie ganz und gar in der Gewalt ihrer Herren sind, doch diese unumschränkten Gebieter nichts anzufangen wissen, ja zuweilen sogar das Phänomen von Leibherren, die ganz und gar von ihren Leibeigenen despotisirt werden, und die mit den Letzteren die Rolle vertauscht zu haben scheinen.

Die Peitsche ist ein schreckliches Instrument in der Hand eines russischen Leibeigenenbesitzers. Aber wegen ihrer

allzuhäufigen Anwendung verliert sie zuweilen ganz ihre Wirksamkeit. Die Leibeigenen spotten zuweilen der Drohungen und der Peitsche, wie die Pferde des Sporns und des Zaums. Auch können, wie gesagt, die Herren ihre strenge Rolle nicht immer durchspielen. Da sie ebenfalls Menschen sind, so werden sie des Strafens mitunter satt, lassen die ermüdeten Arme sinken und legen sich dann aufs Bitten.

Es ist bekannt, daß diejenigen russischen Reichen, die nicht reich genug sind, um alle Posten ihres Hauses mit gemietheten freien Dienern zu besetzen, oder die sich sonst aus irgend einem Grunde von ihren Leibeigenen noch nicht haben losmachen können, viel schlechter bedient sind und viel mehr Noth und Aerger in ihrem Hause haben als diejenigen, welche sich von freien Leuten bedienen lassen, und daß es daher jetzt bei den Herren immer mehr Sitte wird, die Leibeigenen wenigstens aus ihrer nächsten Umgebung zu entfernen. Die Furcht vor Strafe ist ein schwächerer Antrieb als die Furcht vor Verlust und vor Einbuße an dem Geldinteresse.

Die Leibeigenen, die jeden Dienst umsonst thun müssen, denen im Fall der Fahrlässigkeit nichts droht als Schläge, und im Fall des Eifers und Fleißes keine Belohnung lächelt, sind träge und faul. Sie wissen wohl, daß der Herr, der kaum ein anderes Mittel hat, sie anzutreiben, als Strafe, nicht jedesmal Lust hat, dazu zu greifen, und lassen es daher darauf ankommen. In 10 Fällen entgehen sie derselben, und im elften Falle, wo die Strafe sie wirklich trifft, ertragen sie sie mit dumpfem Gleichmuth, indem sie sich auf die nächsten 10 Fälle, wo sie ihr wieder entgehen werden, vertrösten.

Die Herren ihrer Seits suchen so lange als mög-

lich mit Bitten und Drohungen, die sie mit einander abwechseln lassen, und die doch immer noch bequemer sind als Strafen, auszukommen, bis ihnen endlich die Geduld bricht und sie das Ungewitter ihres Unmuths in Prügeln auf den Rücken ihrer Sclaven herabregnen lassen.

Es giebt auf der anderen Seite Leibeigene, die von ihren Herren selber gefürchtet werden, und die, wenn sie einen Befehl von diesen erhalten, eine so ernste Miene gegen dieselben annehmen, daß ein Fremder, der mit den Verhältnissen nicht bekannt ist, eher alles Andere als Sclaven in ihnen vermuthet. Man sieht zuweilen in russischen Häusern Haushofmeister, die sich ganz wie die Herren geriren, zwar zuweilen dem Stocke nicht entgehen, aber doch bald nachher wieder ihre gewohnte Rolle fortspielen.

Ich sah einen wohlbeleibten Haushofmeister, dem seine Herrin den Befehl ertheilte, zwei Equipagen für sie und ihre Begleiterinnen vorfahren zu lassen, und der ihr sehr kurz und bündig erklärte, daß sich dieß wahrscheinlich nicht machen lassen werde, da er ein Paar Pferde am Morgen dorthin, ein anderes Paar dahin geschickt habe.

Die Dame wurde böse und sagte, sie wolle aber fahren und es müßten Pferde geschafft werden. „Ja müssen, Madame, müssen!" antwortete der Haushofmeister, „wenn ich Ihnen aber sage, daß es nicht geht. Ich wiederhole es, ich glaube, es sind kaum zwei Pferde im Stalle, und diese müssen bleiben, weil der Herr ihrer vielleicht selbst bedarf."

„Aber ich bitte Dich, lieber guter Pawl Petrowitsch, ich möchte gern fahren. Sei doch so gut und bemühe Dich einmal selbst in den Stall hinab und siehe zu, was sich thun läßt, und ob Du mir nicht noch Pferde verschaffen kannst."

Der dicke Haushofmeister watschelte halb widerwillig, halb den Bitten seiner Herrin nachgebend zum Stall hin und brachte wirklich die Bespannung zweier Equipagen zu Stande. — Die Herrin wußte nachher nicht genug die Gefälligkeit und liebenswürdige Gutmüthigkeit ihres Leibeigenen zu loben. „Nein, wie mein Pawl Petrowitsch gut ist,“ sagte sie, „er ist immer so gefällig gegen mich. Ihm verdanken wir es, daß wir diese Spazierfahrt machen können.“

Wie die Herren ihre Launen haben, so haben auch die Leibeigenen ihre Tücken, und zuweilen so böse Einfälle, daß die Herren nichts dagegen ausrichten können. Einem reichen und angesehenen russischen Fürsten, dem mancher Staatsrath den Hof machte, passirte mit seinem leibeigenen Kutscher Folgendes.

Er fuhr mit demselben auf Nebenwegen zu einem benachbarten Gute. Der Fürst glaubte, der Kutscher fahre nicht den rechten Weg, und rief ihm zu: „Kutscher, Du bist auf falschem Wege“.

Der Kutscher, der sich darüber ärgerte, daß der Herr sein Geschäft, die rechten Wege zu finden, besser verstehen wollte als er selbst, erwiderte trocken: „nein, Herr, ich bin auf dem rechten Wege!“ und ließ sich im Weiterfahren nicht stören.

„Kutscher, Du fährst falsch“, rief der Herr abermals. — „Ach dummes Zeug, Herr, ich bin recht.“

„Hallunke, halt an! wo willst Du mit mir hin? Du verfährst Dich!“ — „Ich sage noch einmal, Herr, laßt mir den Arm los! Ich weiß, wo ich bin! Setzt Euch unbesorgt auf Eueren Fleck!“

„Ich bitte Dich, lieber Kutscher, fahre langsamer und laß uns hier fragen. Ich weiß bestimmt, der Weg geht

anderswohin!" — Der Kutscher lächelte und fuhr schneller als zuvor.

„Hallo! hältst Du jetzt nicht im Augenblick still, so lasse ich Dich binden und Dir 100 Stockstreiche geben." — Der Kutscher lachte und fuhr weiter.

„Wahrhaftig, Du Schelm, ich schwöre es Dir zu, Du bekommst 100 Prügel." — „Herr, laßt mir tausend geben, wenn es Euch beliebt, ich frage nichts danach. Hier, sage ich, geht der Weg hin."

„He, Lakai, spring hinunter, reiß' ihn vom Bock, binde ihn, prügele ihn!" — Der Lakai lachte sich in's Fäustchen, und der Kutscher, der Recht behielt, brachte, schnell zufahrend, gleich darauf den Herrn richtig an Ort und Stelle, wo dann Alles vergessen war.

Mitunter sieht man die russischen Leibeigenen mit ihren Herren ganz so vertraulich umgehen und reden, als sprächen sie zu ihres Gleichen, und als hätten sie einen Duzbruder vor sich. Ist der Herr human, gerecht und menschenfreundlich, so nimmt dann seine Stellung zu seinen Leibeigenen oft ganz das Ansehen eines wahrhaft patriarchalischen Verhältnisses an.

In solchen Fällen machen ihn die Leibeigenen zum Vertrauten bei ihren geheimsten Herzens- und Familienangelegenheiten, befragen ihn in allen Stücken und halten seinen Rath, ohne daß er sie dazu zwingt, heilig, wie ein Kind die Vorschriften seines Vaters. Solche russische Leibeigene stehen dann auf einem viel vertraulicheren und ceremonieenloseren Fuße zu ihren Herren als z. B. die englischen Pächter.

Man könnte auch in dieser Beziehung Dasselbe in dem Verhältnisse des Kaisers zu seinen Großen und über-

haupt zu seinen Unterthanen nachweisen. Auch hier mischt sich Liebe und Strenge, Vertraulichkeit und Unterwürfigkeit auf eine wunderbare und anfänglich scheinbar unerklärliche Weise.

Ein sehr philosophischer und fein beobachtender englischer Reisender, Darwin, der unter Anderem auch auf den Südseeinseln war, bemerkt, daß die Sclaven bei den Neuseeländern obgleich ihr Herr so viel Gewalt über sie hat, daß er sie gleich auf der Stelle tödten kann, doch nicht das geringste Ceremoniel gegen ihn beobachten und z. B. oft ihm vorangehen, oft ihm folgen, je nachdem es gerade kommt, zuweilen (wie es die dortige Begrüßungssitte erfordert) die Nase eines Bekannten, der ihnen begegnet, vor ihrem Herrn reiben, zuweilen nach ihm.

„Wo die Civilisation", bemerkt dabei derselbe Reisende, „auf einen gewissen Punct gekommen ist, wie z. B. bei den Bewohnern von Otahaiti, da werden bald verwickelte Förmlichkeiten zwischen den verschiedenen Graden der Gesellschaft eingeführt. Dort sind z. B. alle Unterthanen genöthigt, sich in Gegenwart eines Höheren aus Hochachtung bis auf die Hüfte zu entkleiden."

Trotz aller Sclaverei in Rußland und trotz aller Gewalt, die dem Höheren über den Niederen zusteht, giebt es dort doch nur wenige verwickelte Förmlichkeiten zwischen den Leibherren und ihren Leibeigenen, und überhaupt zwischen den Höheren und Geringeren. Und es leiden jene Bemerkungen über die Neuseeländer im Vergleich zu den Tahaitern eine gewisse Anwendung auf Rußland im Vergleich mit anderen durchgebildeteren und freieren Nationen, z. B. den Engländern. Ceremonieen und Privilegien bilden eine gewisse Sauvegarde und einen Damm gegen die Despotie.

Es liegt tief in der Natur des Menschen begründet, sowohl auf der einen Seite die Ruthe, die ihn straft, und die Hand, die ihn beherrscht, als auch auf der anderen alle diejenigen zu lieben, die von ihm abhängen, die sich in seinen Schutz begeben haben, und die er seine Eigenen und Angehörigen nennt.

Daher versichern auch die ehemaligen Herren in der sächsischen Lausitz und die Erbherren der Letten und Esthen in Livland und Kurland, daß seit der Ablösung der Frohndienste und seit der Aufhebung der Leibeigenschaft das alte vertraute und patriarchalische Freundschaftsverhältniß zwischen ihnen und ihren Bauern jetzt völlig gestört sei und aufgehört habe.

Es giebt in Rußland eine Menge Herren, die in einem in seiner Art musterhaften Verhältniß zu ihren Bauern stehen. Es giebt viele, die ihre Bauern nicht nur nicht drücken und nur sehr mäßige Abgaben und Dienste von ihnen verlangen, sondern sie auch auf alle mögliche Weise, oft mit Aufopferung ihres eigenen Interesses, unterstützen, ihnen z. B. in schlimmen Jahren einen Theil ihrer Abgaben erlassen, oder sie mit Brot und anderen Vorräthen unterstützen, die darauf sehen, daß die Häuser ihrer Leute immer in gutem Stande sind und zur rechten Zeit reparirt werden, und die nicht dulden, daß betrügerische Verwalter und Unterbeamten sie plagen und beeinträchtigen.

Eben so sind Bauerschaften, die sich aus Anhänglichkeit den größten Aufopferungen für ihren Herrn unterziehen und ihm mit ihren Kräften in Zeiten der Noth und Verlegenheit beispringen, nicht selten.

Es ereignet sich zuweilen, daß ein Grundbesitzer mit den Arbeiten auf seinen Feldern in Rückstand geräth, und

daß die Bauern sich dann freiwillig und aus Dienstfertigkeit gegen ihn erbieten, diese Arbeit, die ihnen nicht obliegt, mit Hintansetzung ihrer eigenen Feldarbeiten zu verrichten.

Zuweilen freilich ist es nicht reine Dienstfertigkeit. Denn die Bauern wissen wohl, daß der Herr sich in einem solchen Falle mit einem Schmause und einer Branntweinvertheilung revanchirt. Auch wenden die Herren zuweilen solche lockende Versprechungen und andere überredende Mittel an, um die Bauern zu außerordentlichen Dienstleistungen zu bringen.

Es ist daher zuweilen mehr die Sehnsucht nach jener Belohnung und der Wunsch, des Herrn Unwillen zu vermeiden, als Dienstfertigkeit und Liebe im Spiele. Und mancher Herr, der sich in solchen Fällen mit der Treue und Ergebenheit seiner Leibeigenen brüstet, sollte lieber nur die kluge Politik seiner Maßregeln loben.

Nicht selten haben russische Leibeigene die Schulden ihrer Herren bezahlt. Häufig hört man von Deputationen, welche aus dem Inneren des Landes nach Petersburg zu ihrem Herrn, der dort seine Einkünfte verschwendet und sich böse Creditoren auf den Hals geschafft hat, kommen um so zu ihm zu sprechen: „Väterchen, wir hören, daß Du in Geldverlegenheit bist. Sage uns, wie viel Du bedarfst. Wir sind Deine treuen Bauern und lieben Dich, unseren Herrn, den Sohn unseres alten Herrn, Deines Vaters. Wir wollen, wenn Du es erlaubst, die Summe unter uns aufbringen. Du weißt, daß Gott uns gesegnet hat, und daß wir es vermögen."

Und nicht selten haben Herren solche Anerbietungen ihrer Bauern mit Dank angenommen und sich

bemüht, nachher ihre Schuld wieder abzutragen. Zuweilen haben die reichen Bauern dieß gar nicht einmal gewollt, alle Vergütung ausgeschlagen und den Herrn gebeten, das Ganze als ein Geschenk von ihnen anzunehmen.

Uebrigens mögen allerdings auch bei solchen Ereignissen zuweilen die Verwalter, die Beamten des Herrn und seine Liebediener die Hand mit im Spiele haben, indem sie die Bauern durch Ueberredungen und Drohungen zu einem solchen Schritte bewegen.

Es wird folgende Geschichte erzählt, die für die dabei betheiligten Herren sowohl, als für die Bauern gleich ehrenvoll ist. Ein russischer Fürst faßte den Plan, mit seiner ganzen Familie eine große Reise ins westliche Europa zu machen. Er hatte indeß mehr Ländereien, Dörfer, Wälder, Steppen und Leibeigene als baares Geld und entschloß sich daher, einige seiner Dörfer mit den dazu gehörigen Leibeigenen zu verkaufen.

Als die Bewohner dieser Dörfer von seiner Absicht hörten, schickten sie Deputirte an ihn, die ihn fußfällig baten, er möchte sie doch nicht verkaufen. Sie seien schon so lange Unterthanen seiner Familie gewesen und sie würden in Verzweiflung gerathen, wenn sie in fremde Hände kämen.

Der Fürst konnte ihrer Bitte nicht widerstehen und gewährte ihnen dieselbe. Er entschloß sich daher, ein paar andere Dörfer, die er in einer anderen Gegend des Reichs besaß, zu verkaufen, um sich die nöthige Summe zu verschaffen, ließ diesen Leuten aber zugleich erklären, daß er sich auf keine Protestation gegen diese Maßregel einlassen könne, weil ihm das Geld durchaus von Nöthen sei.

Nichtsdestoweniger aber schickten auch diese Bauerschaften eine Deputation an ihn, die zu gleicher Zeit eine Summe baaren Geldes mitbrachte, welche so groß war, daß der Fürst seine Reise zweimal davon hätte bestreiten können. Sie hatten sie unter sich zusammengeschossen und baten ihren Herrn fußfällig, sie als ein Geschenk von ihnen anzunehmen und sie nach seinem Gutdünken auf seiner Reise zu verwenden. Sie wünschten, nie einen Heller davon zurückzuhaben, bäten sich aber als Remuneration dafür die Gnade und das Glück aus, seine Hörigen und Leibeigenen nach wie vor bleiben zu dürfen. Der Fürst stellte die Sache seiner Familie vor, und man beschloß, die Summe dankbar — auszuschlagen, — die Dörfer nicht zu verkaufen — und die Reisepläne — aufzugeben.

Ich habe diese Geschichte aus guter Quelle und glaube, daß sie wahr ist. Es sind mir viele ähnliche erzählt worden. Doch spielten die meisten von ihnen in Großrußland, wo die Bauern durch ihre Industrie reicher werden, und wo es unter den sogenannten Bauern oft Kaufleute und Fabrikanten giebt, welche Millionen besitzen.

„In Kleinrußland", sagte mir Jemand, — ich muß hinzusetzen, es war dieser Jemand ein großrussischer Edelmann, — „thun die Bauern so etwas nicht. Sie werfen sich zwar vor ihrem Herrn auf die Kniee, küssen ihm die Füße und den Boden, aber sie haben keine Liebe zu ihm und thun nichts für ihn. Sie sind falsch und treulos."

Auch in Polen, glaube ich, sind solche Beispiele seltener, und eben so waren sie es in Liv-, Kur- und Esthland, wo schon deßwegen die Anhänglichkeit der Leib-

eigenen für ihre Herren von jeher geringer war, weil beid nicht von derselben Nation sind.

Wie ganze Bauerschaften sich zuweilen auf die besagte Weise ihren Herrschaften treu erweisen, so thun dieß ebenso oft einzelne Individuen, und die Beispiele von Ergebenheit, von Aufopferung und Hingebung von Kammerdienern, Kutschern und Bauern, in Zeiten eines Aufruhrs oder Krieges oder in sonst drohenden Gefahren, sind eben so zahlreich. Nur einen Fall davon zur Probe.

Einem jungen russischen Edelmann, der als Leutnant in der Armee diente, war bei der Theilung seiner väterlichen Erbschaft ein Leibeigener als sein einziges Besitzthum zugefallen. Er ließ diesen seinen Leibeigenen zu sich kommen und sprach zu ihm: „Nun Matwei, was soll ich mit Dir machen? Ich habe keinen Flecken Landes, den Du für mich bearbeiten könntest. Auch kann ich Dich nicht zu mir in Dienst nehmen, da meine Leutnantsgage nicht ausreicht, Dich zu unterhalten. Ich will Dir daher Deinen Freipaß geben. Da Du gesund und stark bist, so wirst Du Dir leicht Deinen Unterhalt erwerben. Gehe mit Gott in die weite Welt und nimm meinen Segen und diese kleine Summe, die ich Dir schenke, mit Dir." Matwei dankte seinem Herrn, küßte ihm die Hand und verließ ihn. Er ging in die große russische Welt hinaus, verdang sich bei einem Kaufmann, wurde selbst ein kleiner Kaufmann und nach einer Reihe von Jahren ein großer und sehr reicher Handelsherr in Riga, wo er sich etablirte. Seinem Herrn ging es indeß viel schlechter. Mit Mühe und nach einer langen Reihe von Jahren schwang er sich zum Major auf, wurde aber als solcher im Kaukasus oder in der Türkei, ich weiß nicht mehr wo, so unglück-

lich verwundet, daß er seinen Abschied nehmen mußte. Seine Pension war so kärglich, daß er kaum davon sein Leben fristen konnte. Der Zufall fügte es, daß er sich ebenfalls nach Riga wendete, wo er eine kleine, enge Behausung miethete, um seine Pension dort zu verzehren. — Eines Tages hinkte er auf seinen Krücken in der Nähe der Börse vorüber, blieb stehen und sah sich das Treiben der Kaufleute an. Kaum hatte er einige Augenblicke so da gestanden, so trat aus dem Haufen der reichen Herren einer hervor, ging rasch auf ihn zu, fiel ihm um den Hals und küßte ihm den Ellbogen. Es war Matwei, sein Leibeigener, der ihn mit hundert Fragen nach seinem Wohlsein, nach seinem Thun und Treiben überschüttete. „Mir geht es schlecht, Matwei, — ich bin lahm geschossen, ich habe meinen Abschied, — ich existire kaum von meiner Pension. Und wie geht es Dir, Matwei?" — „Mit Gottes Hilfe soweit vortrefflich, Herr! Ich habe Frau und Kinder, ich besitze schöne Häuser, und der Himmel schenkte mir Vermögen in Ueberfluß! — Wenn es Euch gefällt, Herr, hier ist meine Droschke. Wir steigen ein, und ich zeige Euch Alles. Seht," sprach er weiter, als sie an seinem Palaste angekommen waren, „dieß war bisher mein, und von Stund an, Herr, ist Alles Euer. Ich selbst bin Euer mit Allem, was ich habe." Dieses Anerbieten nahm nun zwar der von aller übrigen Welt verlassene Herr nicht in seiner ganzen Ausdehnung an; allein er ließ sich wenigstens ein bequemes Haus und einen guten Tisch bei seinem Leibeigenen gefallen. Die Frau desselben pflegte ihn bis an seinen Tod, welcher nach einigen Jahren erfolgte.

Die Römer hatten eine Menge Arten der Freilassung

ihrer Sclaven. Für die russischen Leibeigenen gilt nur die durch das Testament, und dann die durch die Ausstellung der sogenannten „Otpusknajas" (Freibriefe).

Diese Briefe sind alle nach einer Form abgefaßt. Hier ist die treue Uebersetzung eines solchen, der von einer Geheimräthin ihrem Haushofmeister ausgestellt war:

„Ich Endesunterzeichnete, wirkliche Geheimräthin ... olsky, lasse hiermit meinen leibeigenen Hofesmenschen Timofei Timofejewitsch (Timotheus Timotheussohn), der bisher bei meinem Dorfe ... pow angeschrieben war, frei auf ewig nach seinem Willen (opuslu jewo w'weku na woliu) so lautet immer die Hauptphrase dieses Documents), und zwar so, daß weder ich noch meine Erben und Nachfolger je wieder etwas mit ihm zu thun haben wollen, und daß der besagte Timofei Timofejewitsch sich nach seinem eigenen Gutdünken eine Lebensweise wählen kann, welche er will, und sich bei der nächsten Revision*) einschreiben lassen kann, wo er will und kann. Und zur Bestätigung des hier Ge-

*) Diese Revision ist jene bereits oben erwähnte zum Behuf der Vertheilung und Einforderung des Kopfgeldes, dem alle Nichtadeligen unterworfen sind, nach gewissen Zeitperioden vorgenommene Zählung aller Seelen. Jeder wird dabei an dem Orte eingeschrieben, wo er Leibeigener oder Bürger ist, und die Gemeindemitglieder haften in Bezug auf die Bezahlung des Kopfgeldes solidarisch für alle bei ihnen Eingeschriebenen. Für die bei einer Revision Eingeschriebenen, wird nun an dem Orte der Einschreibung des Kopfgeldes, sie mögen ihren Wohnort verändert haben oder nicht, mittlerweile freigelassen worden sein oder nicht, so lange bezahlt, bis eine neue Revision eintritt. Wenn daher oben gesagt wird, daß sich der Freigelassene bei der nächsten Revision einschreiben lassen könne, wo er wolle, so heißt das so viel, als daß er bei jeder Stadt, die ihn nicht verschmähe, Bürger werden könne.

sagten habe ich ihm diesen Freibrief gegeben und denselben mit meinem Familienwappen untersiegelt und eigenhändig unterschrieben."

Außer der bisherigen Leibherrin waren bei diesem Freibriefe, den ich mir copirte, zwei Geheimräthe als Zeugen unterschrieben. Natürlich wird eine solche Otpusknaja außerdem auch noch bei den Behörden in ein dazu bestimmtes Buch eingetragen. Die Otpusknaja selbst aber führt der Freigelassene immer bei sich, als sein kostbarstes Document, mit dem er sich gegen alle etwaigen späteren Ansprüche seines Herrn oder der Erben desselben wappnet.

Zu einer weniger ceremoniellen Freilassung gelangt der russische Leibeigene, wenn er das Gebiet eines die Leibeigenschaft nicht anerkennenden Staates zu erreichen vermag. Die deutschen Staaten liefern keinen auf ihrem Territorium angelangten Russen, der bloß auf Grund der Leibeigenschaft zurückgefordert wird, aus. Und manche russische Herrschaften haben bereits auf diese Weise ihre Bedienten eingebüßt. Es ist nur zu verwundern, daß die Auswanderung russischer Leibeigenen nach den Ländern der Freiheit nicht größer ist.

Dieses Phänomen erklärt sich theils daher, daß die Russen en masse sich noch nicht sehr nach der Freiheit sehnen, — theils daher, daß es den Wenigen, die in's Ausland, dessen Sprache, Sitten und Künste sie nicht verstanden, wanderten, in der Regel sehr unglücklich erging, und diese oft sogar wieder in ihre alten Verhältnisse sich zurückbettelten, — theils endlich daher, daß sie doch immer fürchten müssen, von Preußen oder Oesterreich, wenn auch nicht auf Grund der Leibeigenschaft, doch auf Grund irgend eines ihnen angedichteten

Verbrechens oder einer auf ihnen lastenden Geldschuld als Schuldner oder Verbrecher zurückgeliefert zu werden.

Je unbedeutender die Auswanderung der russischen Leibeigenen in's Ausland ist, desto häufiger findet sie aus einem russischen Gouvernement in's andere statt, — und die Leute sind oft in einer entfernten wüsten Gegend Rußlands vor Requisitionen sicherer als in einem Staate Deutschlands.

Es ist in dem unermeßlichen Gebiete des Kaiserreichs beständig eine Menge geplagter Leibeigenen auf der Flucht, und alle russische Zeitungen sind fortwährend angefüllt mit Requisitionen gegen solche Entlaufene.

Sie gehen häufig aus den baltischen und polnischen Gegenden in die inneren russischen Gouvernements und umgekehrt aus diesen nach Polen. Besonders viele treten in die unbewohnten südlichen Steppen über, wo sie sich leichter verbergen können. Auch sollen unter den russischen Gefangenen bei mehren asiatischen Fürsten in Buchara, Khiwa u. s. w. eben so viele freiwillig entsprungene Leibeigene als im Kriege gefangene sein.

Die meisten aber stecken wahrscheinlich in den Städten, welche ihnen zuweilen bereitwillig ihren Schutz verleihen und sie bei sich aufnehmen.

Namentlich sehen die großen in Moskau und an anderen Orten entstehenden Fabriken, die nach Arbeitern begierig sind, nicht so sehr darauf, ob ein bei ihnen sich Meldender einen richtigen Paß von seinem Herrn habe, als vielmehr darauf, ob er gesunde Arme und Hände zum Arbeiten besitze.

Je volkreicher die russischen Städte und je bedeutender ihre Fabriken und Manufacturen werden, desto mehr solcher Asyle werden sich für die Leibeigenen eröffnen. Diese werden sich dann immer mehr in nützliche Bürger verwandeln,

während sich jetzt aus ihnen noch eben so oft die Räuberbanden und das umherschweifende vogelfreie Gesindel recrutiren.

Unter diesen Leuten, welche sich ihre Otpusknaja selbst gegeben haben, ohne alle Unterschrift und Zeugen, findet man die ärgsten Freigeister, und hört man sie über die Leibeigenschaft und über die Despotie ihrer Herren reden, welches Beides sie für die größten Uebel, an denen Rußland leidet, erkannt haben, so sollte man meinen, es müsse in der allernächsten Zeit ein allgemeiner Bauernkrieg in Rußland losbrechen.

Der Umstand, daß alle russische Behörden nicht so taube Ohren gegen den Klang des Silbers haben, wie in anderen Ländern, ist der Freiheit nicht selten günstig. Besitzt der Leibeigene nur einiges baare Geld, so wird es ihm nicht schwer fallen, einen davon entblößten Beamten zur Ausstellung eines Passes für ihn zu vermögen.

Oft auch wissen sie kleine Gutsbesitzer und Edelleute dazu zu vermögen, sie als Leibeigene scheinbar anzunehmen, unter der Bedingung, daß sie ihnen als solchen einen Paß ausstellen, der ihnen die Erlaubniß giebt, hinzugehen, wohin sie wollen.

Ich traf in einer Stadt Beßarabiens einen Kaufmann, der einen kleinen Handel mit Fischen und Salz trieb, daselbst sein eigenes Haus besaß und von dem man mir erzählte, er sei als 13jähriger Knabe seinem Herrn aus einem der in der Nachbarschaft des Nordpols liegenden Gouvernements entsprungen. Er hatte sich durch alle Dörfer des großen Reichs geschlichen, immer nach Süden steuernd und die großen Sitze der Leibherren meidend. Einmal war er in ein deutsches Dorf gekommen, wo alle Häuser ihm so prächtig erschienen, daß er geglaubt, es

wohnten hier lauter „Pans," und das er daher voll Furcht und Schrecken durcheilt hatte. Endlich war er glücklich in Beßarabien angelangt, wo der Zufall und sein Handelsgenie ihm zu seiner jetzigen Stellung verholfen hatten.

Eine andere Art von Freilassung der Leibeigenen findet durch die Aushebung der Leute zu Recruten statt. Und wahrscheinlich ist dieß diejenige Freilassungsart, durch welche die meisten Freien geschaffen werden. Jeder zum kaiserlichen Soldaten Ausgehobene ist dadurch eo ipso von allen Banden der Leibeigenschaft befreit und kehrt nachher auch nie wieder in dieselbe zurück.

Die Gutsbesitzer betrachten daher eine jede solche Recrutenaushebung als eine ihnen feindselige Maßregel, die ihnen so und so viele Hunderte von Seelen oder Arbeitern entzieht. Und die Proclamationen bei solchen Aushebungen enthalten daher auch immer in der Einleitung eine Art von Entschuldigung gegen den Adel für diese abermalige Beanspruchung von Recruten.

Die Leibeigenen selbst sehen in der Regel diese Art der Freilassung mit eben so wenig günstigen Augen an, wie ihre Herren, weil sie gewöhnlich zuvor für die bessere Zeit ihres Lebens in die noch viel ärgere Sclaverei der militärischen Disciplin verfallen und in der Regel aus dieser erst entlassen werden, wenn sie mit der ihnen geschenkten goldenen Freiheit gar nichts anzufangen wissen, und essen weit lieber das Brod, welches die Gutsherren ihren Leibeigenen nicht entziehen dürfen.

Die reichsten und größten russischen Gutsbesitzer haben in der Regel den Grundsatz, keine Bauern frei zu geben. Und viele von ihnen hängen an diesem Principe mit einer großen Unbeugsamkeit.

Wenn man bedenkt, daß einige dieser Grundherren eine Menge von Leibeigenen haben, die als Kaufleute, oder als Fabrikanten, oder auch als Bauern sehr reiche Männer geworden sind, und die für ihre Freiheit oft gern Alles bezahlen würden, so kann ein solches strenges Festalten an jenem Principe zuweilen wirklich Bewunderung erregen.

Es hat russische Gutsbesitzer gegeben, welche die größten Summen, die ihnen für die Loslassung eines Bauers offerirt wurden, ausgeschlagen haben. Bei Vielen ist die Ursache dazu wohl nur in ihrem Stolze zu suchen. Sie freuen sich des Ruhms, reiche, angesehene Leute zu ihren Leibeigenen zu zählen, und sträuben sich wohl auch, sich eine Handlung bezahlen zu lassen, die immer ein Act freier, ungezwungener Großmuth sein sollte.

Die Leibeigenschaft ist eigentlich ein Unrecht, und für Geld diese Banden zu lösen, hieße weiter nichts, als Wohlthaten feil bieten. Hiergegen opponirt sich ein natürliches Gefühl moralischen Stolzes.

Viele thun es aber auch einzig und allein par principe. Sie wünschen sich selbst und den Genossen ihrer Kaste kein übles Beispiel zu geben. Was dem Einen recht wäre, wäre dem Anderen billig, und wollten sie Einen frei lassen, so würden auch viele Andere dasselbe wünschen und fordern. Sie verweigern daher diese Wohlthat Allen, um das alte System der Leibeigenschaft aufrecht zu erhalten, und die Freiheit nicht einnisten zu lassen.

Ich sage, so ist es mit den meisten großen Besitzern. Doch giebt es Ausnahmen, und manche Herren haben die Gewohnheit, unter Umständen einige ihrer Leute frei zu geben. Daher hört man oft sagen „Der und Der giebt frei,“ — „Jener dagegen nicht.“ — „Der alte Scheremetiew gab

unter keiner Bedingung frei. Sein Nachfolger dagegen thut es jetzt zuweilen."

Manche Gutsbesitzer, besonders solche, die im Auslande die Vortheile einer Wirthschaft mit freien Bauern kennen lernten, haben die ganze Bevölkerung ihrer Güter frei gegeben und sich aus freiem Entschlusse mit ihren Leuten in ein contractliches Verhältniß gestellt. Dieß hat sich schon zuweilen im vorigen Jahrhunderte zugetragen. Es wäre interessant, wenn man ermitteln könnte, ob in neuerer Zeit solche Beispiele häufiger vorgekommen sind.

Oft lassen selbst jene strengeren Leibherren auf dem Todtenbette, das so Manchem andere Gedanken und Gefühle einflößt, von ihren der Freiheit ungünstigen Grundsätzen ab und gewähren in ihrem Testamente einer Anzahl ihrer Leute die Entlassung aus der Leibeigenschaft. Besonders oft thun sie dieß mit solchen, die ihrer Person treu gedient, zuweilen auch mit allen ihren sogenannten Hofesleuten, das heißt mit allen denen, die unmittelbar auf dem Gute und im Hause selbst in Dienst genommen waren.

Am meisten Aussicht zur Erlangung ihrer Freiheit haben die Leibeigenen, welche zu bezahlen im Stande sind, bei den kleinen Grundbesitzern, besonders wenn dieselben in Schulden und Bedrängniß gerathen sind. Diese treiben dann zuweilen einen förmlichen Handel mit der Freiheit und lassen sich möglichst hohe Preise für die Ausstellung eines Freibriefs geben. — Uebrigens mag dieß selten sein, besonders auch, weil die Bauern noch nicht einmal durchweg das Gut der Freiheit gehörig zu schätzen wissen und sie oft gar nicht einmal verlangen, ja zuweilen dieselbe sogar, wenn sie ihnen geboten wird, ausschlagen. Es ist vorgekommen, daß ganze Bauerschaften ihren Herrn, der Anstalt

machte, sie frei zu geben, beschworen, er möchte sie in dem alten Verhältnisse, in dem sie und ihre Väter sich wohlbefunden hätten, belassen. In Kur- und Livland standen sogar ganze Massen mißgeleiteter und verblendeter Bauern gegen die Freiheit, welche Alexander ihnen schenken wollte, auf, um den alten Zustand zu vertheidigen.

Wollte ein Kaiser einmal plötzlich die Aufhebung der Leibeigenschaft im Reiche proclamiren, so würde vielleicht die Hälfte der Leibeigenen ganz von freien Stücken sich dagegen erheben. Es steht durchaus nicht in der Gewalt eines einzigen Monarchen, Rußlands Grundbevölkerung aus den Banden der Leibeigenschaft zu befreien. Die Zeit, welche hoffentlich unter dem Volke mehr Aufklärung, mehr Erkenntniß seines eigenen traurigen Zustandes und mehr Würdigung der unschätzbaren Güter der Freiheit und der Würde des Menschen verbreiten wird, muß dabei das Meiste thun.

Es werden höchst wahrscheinlich noch jetzt weniger Leibeigene freigelassen, als umgekehrt bisher freie Leute in die Banden der Leibeigenschaft geschlagen wurden. — So wie der russische Absolutismus mit der Vergrößerung des Reichs bis auf die neuesten Zeiten herab sich immer strenger ausgebildet hat, so wurde auch die Leibeigenschaft der Ackerbauer bis auf die Mitte des vorigen Jahrhunderts immer strenger. Die russischen Historiker sind der Meinung, daß man allgemeine Leibeigenschaft der Landleute früher in Rußland gar nicht gekannt, und daß erst der Zaar Basilius IV. sie im Jahre 1533 eingeführt habe, indem er das Gesetz gegeben, daß die Bauern nicht ohne Erlaubniß der Grundherren die Scholle verlassen dürften.

Boris Godunow, der als Usurpator das Bedürfniß fühlte, den Adel für sich zu gewinnen, vermehrte noch

die Rechte der Herren über ihre Bauern. Eigentlich erlangte die Leibeigenschaft erst unter Katharina ihre gänzliche Vollendung und völlige gesetzliche Begründung.

Erst in neuester Zeit ward von der alten ursprünglichen Freiheit der Ackerbauer Einiges wieder zurückgewonnen. Es ist den Herren verboten worden, ihre Bauern ohne deren Einwilligung zu verheirathen. Eben so ist es verboten worden, sie einzeln zu verkaufen. Man darf sie nur noch mit dem Lande selbst, auf dem sie wohnen, verkaufen, wenigstens dem Gesetze nach. Aber es läßt sich denken, daß es Mittel und Wege giebt, dieses Gesetz zu umgehen. Will z. B. ein Herr einen Bauer allein ohne Land auf einen anderen Edelmann übertragen, so verkauft er ihn öffentlich und scheinbar mit dem Lande, auf dem er wohnt; im Stillen aber macht er mit seinem Freunde ab, daß dieser ihm das Land wieder abtrete, was denn auch geschehen kann, sobald der neue Herr die Bauern von ihrem alten Grund und Boden versetzt hat, welches Recht ihm natürlich zusteht.

So lange die Bauern nicht irgend ein Recht an ihrem Grund und Boden erhalten, muß also jenes Gesetz ziemlich unwirksam sein. Doch erschwert es wenigstens schon jetzt in vielen Fällen die Trennung der Familien und die Zerstückelung der häuslichen Kreise.

So wie die Russen unter sich bis auf die neueren Zeiten die Leibeigenschaft immer strenger ausgebildet haben, so haben sie dieselbe auch dem Raume nach noch mehr verbreitet und viele Völker damit bekannt gemacht, die früher keine Leibeigenschaft hatten. Wenn Russen irgendwo Ländereien geschenkt erhalten, so machen sie leicht und unmerklich die Bewohner derselben zu Leibeigenen. Dieß ist

z. B. in den Ländern der freien Kosaken, der Tataren, der Moldauer, in Beßarabien, in Finnland geschehen. Alle diese Völker beklagen sich bitter darüber, daß die Russen die Leibeigenschaft und ein kälteres Klima zu ihnen bringen.

Man möchte von ganz Rußland sagen, was sonst einem juristischen Grundsatze gemäß von einigen Theilen Deutschlands galt: „Die Luft macht daselbst eigen."

Wahrscheinlich hat indessen die russische Leibeigenschaft ihre Blüthezeit gerade im vorigen und in diesem Jahrhunderte erreicht und bereits ihren Zenith durchschritten. Die Deutschen, die ehemals so viele slavische Völker in Leibeigenschaft knechteten, und von denen, wie man sagt, die Russen ihr Leibeigenschaftssystem zum Theil entlehnten, haben jetzt rund um Rußland herum an allen seinen westlichen Gränzen diesen selben Völkern, den Wenden, Cassuben, Pommern, Czechen und Illyriern, die persönliche Freiheit zurückgegeben und sogar auch bei denjenigen Polen, die ihnen unterthänig geworden sind, die Leibeigenschaft aufgehoben. Selbst die kur- und livländischen Ritter haben dasselbe bei den von ihnen unterjochten Völkern, den Letten, Liven und Esthen, gethan.

In Finnland, welches Rußland sich incorporirt hat, herrschte nie Leibeigenschaft. Es kann nicht fehlen, daß diese Beispiele der lockenden Freiheit in den Nachbarstaaten auch die russischen Leibeigenen mehr und mehr nach der Freiheit begierig machen werden.

Die Polen, welche an ihren Brüdern in Galizien und Posen das frappanteste Beispiel haben, werden vielleicht die Ersten sein, auf die von Westen her einige Freiheitsstrahlen herabfallen werden. Die russischen Kaiser zürnen nur dem polnischen Adel, nicht seinen von ihm

verführten Leibeigenen. Aus beiden Gründen werden sie daher in Polen die Bauern zu begünstigen geneigt sein.

Die Kaiser selbst stehen in ganz Rußland mehr auf der Seite der Bauern als auf der des grundbesitzenden Adels, gegen den sie in der Beförderung des Wohles der Bauern ein Mittel in Händen haben. Sie wagen indeß im eigentlichen inneren Rußland in dieser Beziehung noch keine entschiedenen Schritte zu thun, weil der Adel diese Sache natürlich als Lebensfrage betrachtet, und weil er gegen einen die Leibeigenschaft antastenden Kaiser Alles für erlaubt halten würde.

Der menschenfreundliche Alexander vernahm einst, als nur das Gerücht von der beabsichtigten Aufhebung der Leibeigenschaft das Reich durchlief, ein so finsteres Murren bei seinen moskowitischen Großen, daß er alle Gedanken daran aufgab und seine Befreiungspläne einstweilen auf die deutschen Ostseeprovinzen beschränkte. — Wie gesagt, ein anderer Kaiser wird sich vielleicht einmal auf eben diese Weise vorläufig auf Polen beschränken.

Wenn man bedenkt, wie schwer es selbst so aufgeklärten Staaten wie Preußen und Sachsen wird, diejenigen kleinen und wenig zahlreichen slavischen Volksmassen, die sie unter ihrem Scepter haben, mit demjenigen wohlthätigen Lichte der Aufklärung und der Bildung, welches nothwendig ist, um ein Volk für die Freiheit empfänglich zu machen, durch und durch zu erleuchten und zu erwärmen, wenn man erwägt, wie lange jene beiden Staaten schon mit ihren guten Schulen, mit ihrer Gleichstellung aller Kläger und Verklagten, mit ihren billigen Gerichten, mit ihrer Opposition gegen Härte und Tyrannei, daran arbeiten, um jene Völker, die Wenden, Cassuben, die po-

sener und schlesischen Polen rc., auf eine gleiche Stufe mit der aufgeklärten, industriösen deutschen Bevölkerung zu heben, und wenn man sich vorstellt, wie weit sie doch immer noch von vollständiger Erreichung dieses Zieles entfernt geblieben sind, so kann man sich denken, wie viel Zeit dazu erforderlich ist, um eine solche riesenmäßige Masse von Barbarei, Sclaverei und Unbildung, wie die große leibeigene Bevölkerung Rußlands von 50 Millionen Seelen sie darstellt, durch und durch bis zu dem Grade zu erleuchten, zu erwärmen und zu läutern, daß sie als ein freies, mündiges Volk gelten kann.

Ich sage also, dieser Proceß mag sehr lange dauern, obgleich sich nicht läugnen läßt, daß er doch wenigstens schon seinen Anfang genommen hat. Seit 60 Jahren sind an allen Enden Europas rund um Rußland herum Menschenrechte proclamirt worden, und es ist das Echo von diesen Klängen auch in Rußland erschallt. Für die Schulen und die Literatur ist seit 60 Jahren in Rußland Manches geschehen.

Auch dringen selbst wider den Willen der Regierung und der Großen die neuen, belebenden und erleuchtenden Ideeen von allen Seiten her allmälig in das Reich ein. Und hat die Natur diesen slavischen Stämmen nicht einen Sinn weniger gegeben als anderen Völkern, hat sie ihnen den wahren Pulsschlag für die Freiheit nicht versagt, so wird wenigstens nicht an unserer Zeit, diesem fessellösenden Titanen, die Schuld liegen, wenn die Russen nicht allmälig die Ketten der Leibeigenschaft abstreifen.

Mehr indessen als der Wille der Kaiser und selbst als die Tendenz der Zeit werden die Alles niederwerfenden Umstände dahin wirken, und namentlich der Umstand der so

außerordentlich wachsenden Bevölkerung des Reichs, die sich, wie es scheint, mindestens in einem Zeitraume von 50 Jahren verdoppelt. Die Städte haben seit 100 Jahren ungemein an Zahl und Größe zugenommen. Dadurch sind die Bedürfnisse vermehrt und vermannigfaltigt worden.

Der Handel und Verkehr, die Industrie und Fabrikation steigen in demselben Verhältnisse mit der Bevölkerung. Dadurch werden immer mehr verschiedenartige Talente hervorgerufen, die sich auf irgend eine Weise mehr oder weniger unabhängig zu machen wissen, und die Macht eines freien zwischen Adel und Leibeigenen in der Mitte stehenden Bürgerstandes wird dadurch vergrößert.

Jene in so bedeutender Proportion steigende Bevölkerung des Reiches ist wahrscheinlich die Gewalt, welche am unwiderstehlichsten zur Befreiung der Leibeigenen hintreibt.

Alle isolirt wohnende und über einen weiten Raum verpflanzte Bauern lassen sich leichter in der Leibeigenschaft erhalten als die, welche in großen Massen auf einem Flecke versammelt sind, die also leicht mit einander communiciren können und ihre Stärke fühlen.

Die alten Ländereien werden zur Ernährung so Vieler nicht mehr ausreichen. Die Leute werden sich mehr und mehr auf andere Künste, als den Ackerbau legen müssen, und diese anderen Künste führen immer leichter zur persönlichen Freiheit hin als der Ackerbau, der den Menschen schon seiner Natur nach an den Boden fesselt und ihn leichter dem Willen eines Herrn unterwirft. — Die Herren werden gezwungen sein, ihre Bauern immer häufiger mit Freipässen zu entlassen und ihnen immer mehr völlige Freiheitsbriefe auszustellen.

Die Vollendung des ganzen Werkes kann indessen

noch sehr lange dauern, und man mag kaum an die schrecklichen Phasen denken, welche diese Frage der russischen Leibeigenschaft vielleicht noch durchmachen muß, und an die blutigen Wege, auf denen die Freiheit dort noch wandeln wird, bis sie zu ihrem Ziele gelangt; an die Reichen, welche ihr als Märtyrer fallen werden, an die tausend und tausend armen Opfer, welche man dem Moloch der Leibeigenschaft noch schlachten wird, an die hunderttausend irre geleiteten blinden Bauern, welche sich erheben und die Sache auf verkehrte Weise einleiten werden, an die Bauern- und Bürgerkriege, an die Aufläufe, Revolutionen und moralischen Erdbeben, welche jenes Reich noch erschüttern werden. Ich sage, man mag an dieß Alles nicht denken, wenn man erwägt, wie selten die Völker durch die historischen Vorgänge bei anderen Völkern klüger werden, und wie in der Regel bei der Blindheit der menschlichen Leidenschaften die Dinge immer wieder ihren alten, ungeschickten und unvorsichtigen Gang gehen.

Dürfte man auf eine Belehrung der Gegenwart durch die Vergangenheit hoffen, so böte sich für unsere aufgeklärte und so vielfach bekehrte Zeit in der Frage der russischen Leibeigenschaft ein Knoten dar, an dessen geschickter und allmäliger Lösung sie ihre Kraft zeigen könnte.

Da wären 50 Millionen in Banden Gefesselter, die auf Befreiung hoffen; da wäre ein Adel, der mit der Zeit wahrscheinlich bei dieser Befreiung eher gewinnen als verlieren würde, und da wäre endlich ein mit außerordentlicher Gewalt ausgestatteter Kaiser, der dieser Befreiung günstig gestimmt ist.

BIBLIOTHEK DER K. K.
STAATS-REALSCHULE IM … BEZ.
WIEN
Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kohl, Johann Georg,

Reisen in Südrußland

Bd.: 3

Dresden [u.a.] 1847

It.sing. 1422 k-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10469052-7